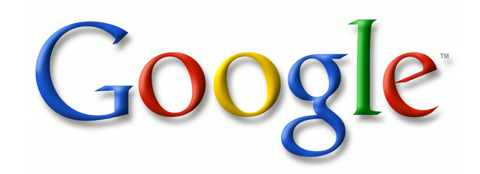
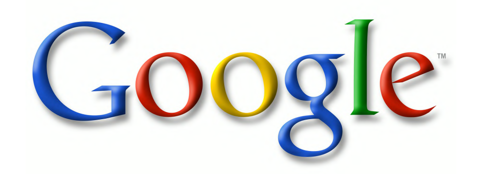
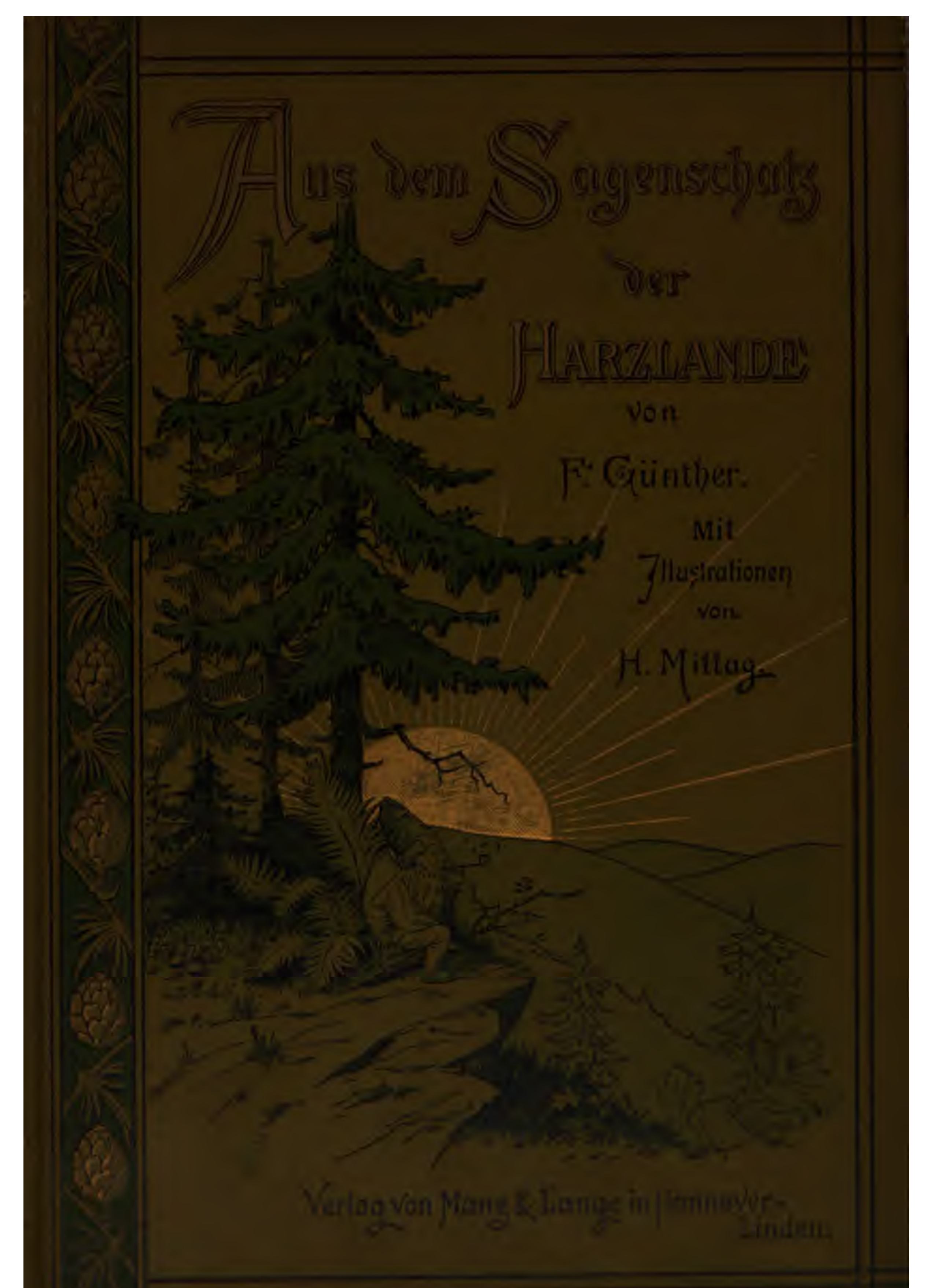
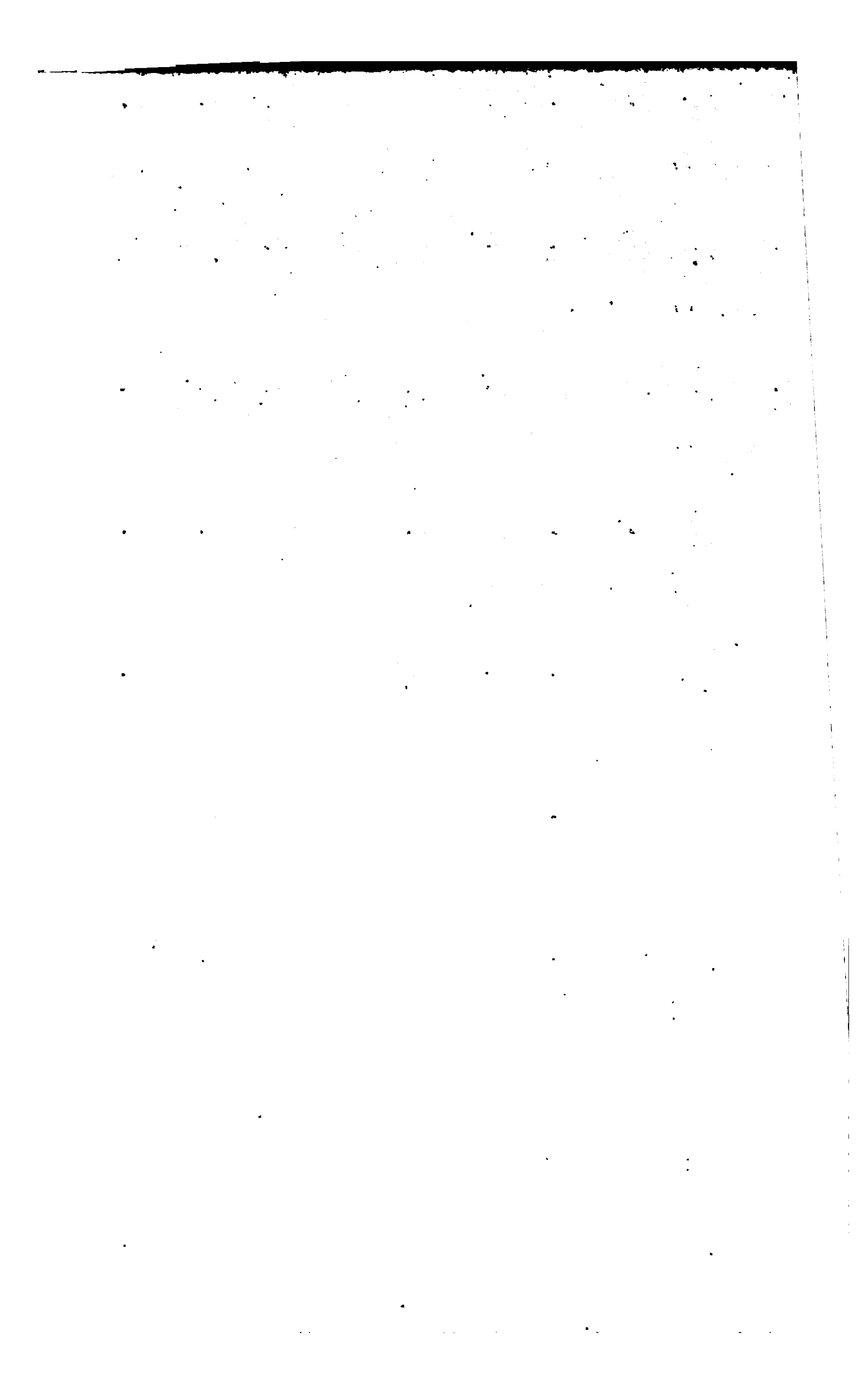





Aus dem Sagenschatz
der
Harzlande
von
F. Günther.
Mit
Illustrationen
von
H. Millag.
Verlag von Manz & Lange in Hannover-Linden.



Aus dem Sagenschatz

der

Harzlande

von

Friedrich Günther.

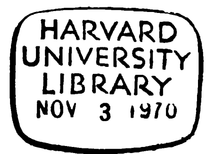


Mit vielen Textbildern von H. Mittag.

Hannover-Linden u. Leipzig.
Verlag von Manz & Lange.
1893.

„Ich möcht' mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Geld."

Dr. **Martin Luther.**



Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

1. „Es wird dem Menschen von Heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet ... Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen suchen.“ Seitdem die Brüder Grimm diese Worte schrieben, hat man den hohen Wert der Sage auch für die Jugend mehr und mehr erkannt.

Für die Jahre, in denen noch die Phantasie den Mittelpunkt des gesamten Geisteslebens bildet, bedarf das Kind, wenn es sich naturgemäß entwickeln soll, eines phantasiereichen Bildungsstoffes, der seinem Fassungsvermögen vollständig entspricht und seine ganze Seele füllt. Wenn nun in der ersten Periode dieses „Phantasiezeitalters“, so lange das Kind sich noch die Blume als beseelt denkt und mit dem Käfer und dem Vogel Zwiesprach hält und die müde Puppe in den Schlaf singt, das Märchen, das einfach schöne, aus dem Jugendzeitalter unsers Volkes stammende und darum ewig jung bleibende Volksmärchen der geeignetste Stoff ist, weil es die Gedanken und Gefühle wiederspiegelt, welche das Kinderherz auf jener frühesten Entfaltungsstufe bewegt; muß um die Zeit, wenn die Phantasie des Kindes nicht mehr fast ausschließlich an der Natur haftet und von ihr ausgeht, sondern sich nun mit Vorliebe menschlichen Gestalten und Thaten zuwendet, an die Stelle des Märchens die aus der Vorzeit unsers Volkes stammende und darum im Volke wurzelnde, von modernem Aufputz und willkürlicher Zuthat frei gebliebene Sage treten, der einerseits viele Züge mit dem Märchen gemeinsam sind, so daß ihre nahe Verwandtschaft unverkennbar hervortritt, die aber anderseits die phantasiemäßige Auffassung mit der verstandesmäßigen vermittelt und die Kinder in die Vorhalle zur Geschichte führt.

Doch die Wertschätzung der Sage als eines Bildungsmittels für die Jugend hat nicht nur psychologische Gründe. Ist sie doch das treue Spiegelbild einer Jugendperiode unsers deutschen Volkes, aus dem wir — und nirgend sonst in solcher Klarheit und Anschaulichkeit — das Denken und Fühlen, das Leben und Handeln, die Art und Sitte unserer Vorfahren erkennen; ein nimmer versiegender Born, aus dem uns die lieben, treuen, jugendfrischen Augen unserer Vorfahren entgegenleuchten und uns ihr Herz mit allen deutschen Tugenden und Schwächen erschließen. Und nicht nur die ältesten Sagen haben diesen Wert. Geben uns doch die späteren, meist geschichtlichen Sagen getreu den Eindruck wieder, den geschichtlich bedeutende Männer auf das Volk ihrer Zeit gemacht haben, und ergänzen sie doch vielfach geradezu die Geschichte, indem sie da einsetzen und fortfahren, wo Chronik und Urkunde verstummen. Und

wie anschaulich und ausführlich weiß die Sage zu erzählen! wie fesselt sie den Hörer „durch die Fülle der einzelnen Züge, durch die redende Einführung der Personen, durch lebhafte Schilderung von Land und Leuten und den frischen, spannenden Fortschritt der Handlung!“ *)

Geht ihr auch die „irdische“ Wahrheit ab, denn sie ist ja eben Sage und nicht Geschichte, so bleibt ihr doch (wie Grimm sagt) die „geistige“ Wahrheit und macht somit die Jugend heimisch in der Vorzeit und im Leben unsers Volkes.

Und auch auf ethischem Gebiete liegen die Gründe für die Wertschätzung der Sage. Fordert sie doch durch die Vorführung von Heldenmut und Treue und andern Tugenden zur Nacheiferung auf, und zeigt sie doch ausnahmlos, wie das Böse zuletzt seinen Lohn findet.

* * *

2. Wie alle Gebirge, ist auch unser Harz reich an Sagen, und es giebt neben ihm kaum ein zweites, aus dem die Sagen in solcher Vollständigkeit vorliegen. Wenn Merian, Behrens, von Rohr, Beckmann, Honemann, Calvör, Stübner und andre Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts auch nur gelegentlich die eine oder andre Sage erzählen, so besitzt doch der Harz in den unverfälschten, nicht in Musäusscher Art verarbeiteten „Volkssagen“, welche der Generalsuperintendent Nachtigall im Jahre 1800 unter dem Pseudonym Otmar herausgab, die erste derartige Sammlung, die in ganz Deutschland erschien. Sie sind auch zum größten Teile und mit geringen stilistischen Änderungen von den Brüdern Grimm in deren Deutsche Sagen aufgenommen, welche im Jahre 1816 erschienen. „In Absicht auf Treue und Frische“, sagen diese Forscher, „verdient Otmars Sammlung der Harzsagen so viel Lob, daß dieses den Tadel der hin und wieder aufgesetzten unnötigen Bräme und Stilverzierung zudeckt. Viele sind aber auch selbst den Worten nach untadelhaft, und man darf ihnen trauen.“

Außer der Otmarschen haben die Brüder Grimm noch, doch nicht so ausgiebig, eine „Quedlinburger Sammlung“ benutzt. Ich glaubte zuerst, diese Quelle in den „Wundergeschichten und Legenden der Deutschen“ entdeckt zu haben, welche, zwei Bände stark, im Jahre 1816 von Basse in Quedlinburg verlegt sind, sah mich aber arg enttäuscht: sie machen aus den Sagen von der Roßtrappe, vom Ilsenstein romanhafte Erzählungen. Unter jener Sammlung ist vielmehr der bei Basse in Quedlinburg (im Jahre 1809?) erschienene „Unentbehrliche Führer für Harzreisende“ zu verstehen (dessen zweite — mir nicht zugänglich gewesene**) — Auflage auch den Titel führt: „Sagen der Vorzeit aus Herzyniens romantischen Gegenden nach Veit Weber“). Manche der in diesem Führer, dessen ungenannter Verfasser Albert Corvinus heißt, mitgeteilten Sagen (z. B. die vom Ilsenstein) kommen ihrer Kürze wegen hier nicht in Betracht. Von besonderem Werte ist diese Sammlung nur durch die

---

*) Ich folge hier einem (in Kehrs Pädagogischen Blättern, Jahrgang 1876, Nr. 3, veröffentlichten) Aufsatze von Karl Lange: „Die deutsche Sage im Geschichtsunterricht der Volksschule“, den ich Lehrern zur Erwägung und Beachtung angelegentlichst empfehle. Auch an meinen Aufsatz „Die Heimat im Schulunterricht“ (Hannover 1886) darf ich hier erinnern.

**) Jene erste Auflage habe ich aus Königl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen erhalten. — Das Jahr 1809 giebt Heyse in seinen „Beiträgen rc.“ S. 34 nach Heinsius an. Doch schreibt Spieker (S. 41) schon im Jahre 1803: „Der unter dem Namen Veit Weber bekannte Verfasser der Sagen der Vorzeit arbeitet jetzt an einem Bande Harzmärchen rc.“

von mir unter 183 Nr. 2 u. 3 aufgenommenen Roßtrappe-Sagen. In betreff des Stiles kann sie sich mit Otmar nicht messen.

(Das Büchlein von Spieker „Meine Reise von Halle nach dem Brocken im Jahre 1802, Halle, bei Hendel, 1803", enthält keine neu erforschten Sagen, benutzt auch Otmar noch nicht, doch habe ich einigemale auf dasselbe verwiesen.)

Aus der Zeit vor Otmar habe ich 20, von Otmar 23, von Grimm (einschließlich der aus der Quedlinburger Sammlung herrührenden) 9 in diese Auswahl aufgenommen. Dazu kommen noch zwei Sagen aus dem achtbändigen Werke von Fr. Gottschalck „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands" (Halle 1810 ff.) und drei aus Gottschalcks „Sagen und Volksmärchen der Deutschen" (Halle 1814).

Im Jahre 1832 erschienen aus dem Nachlasse des Amtsassessors Schuster sechs Sagen aus der Gegend von Osterode bis Walkenried und zwei aus der Brockengegend. Sie sind derart ausgeschmückt und ausgesponnen, daß sie auf den Namen von Volkssagen keinen Anspruch machen können. Ich habe davon nur drei, unter Ausscheidung alles ungehörigen Beiwerks, aufgenommen.

Im folgenden Jahre erschienen die Harzbilder von W. v. F. (dem russischen Staatsrat Dr. Wilhelm von Freygang), die bisher jedem Sagensammler unbekannt geblieben zu sein scheinen. Sie sind indes nur um einer Sage willen (der von den Gegensteinen), die sie in der ursprünglichen, einfachen Form geben, hier von besonderem Werte.

Eine Anzahl bis dahin noch nicht veröffentlichter Harzsagen bringen dann, wenn auch nicht ganz in der ihnen zukommenden Einfachheit erzählt, Hoffmanns „Burgen und Bergfesten des Harzes" (Quedlinburg, Basse, 1836). Ich habe davon drei verwertet. —

Der Oberharz mit seinem reichen Sagenschatze wurde von den genannten Forschungen und Sammlungen kaum gestreift; er blieb bis auf den Pastor Georg Schulze, einen Sohn des Oberharzes, ein völlig „unverritztes Feld". Schon im Jahre 1834 (10. April) wurde er in den Göttingenschen Gelehrten Anzeigen aufgefordert, die auf dem Harze umgehenden Sagen zu sammeln. Doch gestattete ihm „des Berufes Unmuße" nicht, mit einer abgeschlossenen Sammlung unter eigenem Namen hervorzutreten. Wohl aber beteiligte er sich an den „Volkssagen Niedersachsens", welche Hermann Harrys im Jahre 1845 (Celle) herausgab. Nach Schulzes eigener Angabe (im Magdeburger Korrespondenten von 1854 Nr. 299) sind von ihm (nicht 19, wie Pröhle XXII irrtümlich annimmt, sondern) die ersten 22 Sagen der zweiten Abteilung. Es sind das folgende: 1. Der Zwergkönig. 2. Der Bergmönch. 3. Das Mönchsthal. 4. Der silberne Mann. 5. Der wilde Jäger. 6. Die Haulemutter. 7. Das kleine Klausthal. 8. Der Wilddieb. 9. Die Wunderblume. 10. Der Hirschlerteich. 11. Feuer wird verflucht. 12. Die Kirche zu Zellerfeld. 13. Fausts Höllenzwang. 14. Die Totenwiese bei Zellerfeld. 15. Spuk bei Zellerfeld. 16. Der Freischütz. 17. Andreasabend. 18. Der silberne Tannzapfen. 19. Hanskühnenburg. 20. Der Schatz im Turm zu Osterode. 21. Ersteigung des Hübichensteins. 22. Das ewige Licht und die Spindel. — Ich habe davon sieben, von den übrigen Harrysschen Harzsagen, da sie meistens aus älteren Quellen stammen, aus denen ich unmittelbar schöpfen konnte, nur eine aufgenommen.

Von andern Werken jener Zeit, in denen bis dahin unbekannte Harzsagen veröffentlicht wurden, sind „Thüringen und der Harz" (Sondershausen

1840 ff.), Görges, „Vaterländische Geschichten" (Braunschweig 1843) und Brederlow, „Der Harz" (Braunschweig 1846) zu nennen. Wenn sie auch den einfachen, schlichten Volkston nicht treffen und — namentlich das erstgenannte Werk — die Sagen mit viel unnützem Aufputz verbrämen, so ist doch die Ausbeute, die sie gewähren, immerhin anerkennenswert. Ich habe aus dem von Sydowschen achtbändigen Werke „Thüringen" drei, aus Görges zwei und aus Brederlow fünf Sagen aufnehmen können.

Im Jahre 1847 erschienen dann in Halberstadt von ungenannten Verfassern die „Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend". Manche von ihnen sind ohne Quellenangabe aus Otmar entnommen, alle sind ihres einfach-schönen Gewandes entkleidet und — die einen mehr, die andern weniger — mit allerlei Flitter behängt. Ich habe indes acht von ihnen verwerten können.

Von gleichem Werte wie die Harrysche Sammlung sind die „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuche", welche A. Kuhn und W. Schwartz (Leipzig bei Brockhaus) im Jahre 1848 herausgaben. Die Harzsagen tragen in diesem umfangreichen Werke die Nummern 182 bis 228 und 247 bis 259. Ich habe davon zehn aufgenommen.

Im Jahre 1853 erschienen nun die „Sagen des Oberharzes und der Gegend von Harzburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen" von Heinrich Pröhle. Bringt diese vortreffliche Sammlung viel Selbsterforschtes, so hat sie für den Oberharz noch besonderen Wert durch die Mitarbeiterschaft des Pastors Georg Schulze und des Lehrers W. Lohrengel, der unter Schulzes, seines Lehrers, Anleitung arbeitete und sammelte. Zunächst hat Pröhle aus den in der Harryschen Sammlung veröffentlichten Schulzeschen Sagen neun teils wörtlich, teils mit geringen Änderungen aufgenommen. Sodann hat Schulze für die Pröhlesche Sammlung nach dem mir vorliegenden Schulze-Lohrengelschen Manuskripte folgende Sagen geliefert: **1.** Der Zauber mit der Maus (P. 68, V).*) **2.** Die Heringsschuppen (P. 107). **3.** Der bestrafte Vorwitz (P. 65, IV). **4.** Das Gespenst (P. 88, Nr. 12, Abs. 2). **5.** Das vertriebene Gespenst (P. 87). **6.** Wie ein Gespenst einem Manne den Rest gegeben hat (P. 7b, II). **7.** Die lange Schlericke (P. 106, Abs. 1). **8.** Die Hexenkatzen (P. 100). **9.** Die Näpfchenpfennige (P. 68, VI). **10.** Die verratenden Vögel (P. 90). **11.** Das Mädchen in der Wegsmühle (P. 108 ausführlicher). **12.** Das beherzte Mädchen**) (P. 142). **13.** Zellerfelder Kirchenbau (P. 84). **14.** Der wilde Jäger kann nicht leiden, daß man sein Geschrei nachäfft (P. 125, II). **15.** Bremerhöhe (P. 74). **16.** Die Schnapphähne (P. 75). **17.** Das vergrabene Geld (P. 86). **18.** Die Stiefmutter (P. 79). **19.** Der tote Bräutigam (von P. nicht aufgenommen). **20.** Die Nachtschichter (P. 73, IX). **21.** Der Bergmönch hilft einer armen Familie (P. 73, VIII). **22.** Geistersehen (P. 77). **23.** Von der Prinzessin und ihrem Hündlein (P. 20). — Schulze hat danach den Sagenschatz des Harzes — von Nr. 19 abgesehen — um 44 (Harrys 22, Pröhle 22) Sagen bereichert. Doch rühren auch noch andre Nummern der Pröhleschen Sammlung von Schulze her, denn es fehlen jetzt in dem Manuskripte die Seiten 9 und 10 und 17 bis 28. Welche das sind, wird sich im einzelnen leider nicht mehr feststellen lassen,

---

*) Ich benenne sie mit den von Schulze gewählten Überschriften und gebe in Klammern an, wo sie sich bei Pröhle finden.

**) Zunächst von Lohrengel niedergeschrieben, dann von Schulze überarbeitet.

doch ist nach Pröhles eigener Angabe (S. XXV) das prächtige Dialektst„Mr soll dn Teifel net porren“ (S. 80—84) darunter. Auch die von n unter Nr. 70 mitgeteilte Sage ist ohne Zweifel eine Schulzesche.

Von Lohrengel sind nach dem genannten Manuskripte folgende Sagen d Pröhleschen Sammlung: **1.** Der silberne Hirsch (P. 129, I). **2.** Die Gol löcher (P. 128 f.) **3.** Der wilde Jäger (P. 124 f. mit Ausnahme der erst acht Zeilen). **4.** Das Gespenst in der Kirche (P. 117 f.). **5.** Die Zwer im Schwarzenbach (von P. nicht aufgenommen, doch S. 256 erwähnt **6.** Vom Schlosse im Gerlachsbache (P. 118); nach Lohrengels Angabe auch „Überall in Gottes Hand“ (P. 69, VII).

Von den erweislich Schulzeschen Sagen Pröhles habe ich neun, von de Lohrengelschen drei aufgenommen. Wo Pröhle einer Harrysschen (als Schulzeschen) Sage einen Zusatz gemacht hat, habe ich in der „Quellenangabe“ zugleich Pröhle citiert. Von den 25 Sagen, welche ich außerdem Pröhles „Oberharz“ entnommen habe, sind 2 von Richard, 1 von Banse. Von den übrigen 22 werden wohl die meisten von Pröhle selbst dem Volksmunde nacherzählt sein. (Ich citiere Pröhle stets auch dann, wenn mir die Sage gleichfalls aus mündlicher Erzählung*) bekannt ist.)

Aus Pröhles „Unterharzischen Sagen“ (Aschersleben 1856), welche für mythologische Studien von großem Werte sind, waren für diese Sammlung nur drei verwendbar.

Den ganzen Harz umfaßt J. K. Frauensteins „Romantische Harzwanderung. Sagen, Märchen und Legenden des Harzes aus Volks- und Dichtermunde“ (Wolfenbüttel 1853). Von den 87 Nummern sind 51 eigene Dichtungen. Der Wert der 36 prosaischen Stücke ist sehr verschieden. Einige (wie Nr. 40 dieser Sammlung) sind Schulze und Brederlow ganz gut nacherzählt, die meisten aber spinnen die einfachen Sagen zu langen Erzählungen aus.

Eine wertvolle Gabe brachte das Jahr 1854, die „Niedersächsischen Sagen und Märchen“ von Georg Schambach und Wilhelm Müller (Göttingen). Harzsagen sind folgende Nummern dieser mustergültigen Sammlung: 17 (Burg bei Pöhlde), 31 (Steinkirche), 61 (Ührde), 68 (Hans von Eisdorf), 71 (Süß), 86 (Barbis), 87 (Teufelsbad), 102 (Hubertushöhle), 121 (Frauenstein), 129 (Lichtenstein), 135 (Windhausen), 147 (Jettenhöhle), 237 und 239b (Lichtenstein), 247 (Windhausen), 254 (Herzberg). Ich habe zwei Sagen davon aufgenommen.

Oberharzische Sagen sammelte gleichzeitig mit Pröhle und dessen Helfern Schulze und Lohrengel der Lehrer August Ey in Zellerfeld. Seinem „Harzbuch“, welches 1854 in erster (schon 1855 in zweiter) Auflage erschien, habe ich vier, seinem „Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze“ (Stade 1862) zwölf wertvolle Sagen entnommen.

Im Jahre 1857 erschien (Berlin, bei Petsch) unter dem Titel „Der Harz, seine Ruinen und Sagen“ die zweite — völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte — Auflage der genannten Spiekerschen Schrift. Aus

---

*) Hieraus erklären sich die hin und wieder vorkommenden Abweichungen, die indes im allgemeinen nicht von Belang sind. Nur zu Pröhle S. 66 (2. Auflage S. 111) bemerke ich, daß der Schluß — die Frage nach der Katze — in eine ganz andre Sage gehört. (Vergl. Nr. 34 und 35 meiner Sammlung.) Nicht den alten Soldaten, sondern einen Bären hielten die Zwerge für eine Katze.

diesem noch immer lesenswerten Büchlein habe ich außer dem Eingangsmärchen eine Sage von der Teufelsmauer aufgenommen, da mir die von ihm hier benutzte Quelle (Baczkos Legenden) nicht zugänglich war. Auch habe ich es sonst einigemale, wie die Quellenangabe erweist, zu Rate gezogen. —

Es bleibt mir noch übrig, einen Blick auf die Erforschung der Sagen der südlichen Vorlande des Harzes zu werfen. Hier brachte schon das Jahr 1846 in Emil Sommers „Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Sachsen und Thüringen“ (Halle, bei Anton) eine unvollständige, aber vorzügliche Sammlung, die auch den Kyffhäuser, die Grafschaft Mansfeld und die Gegend von Aschersleben umfaßt. Ich habe daraus fünf Sagen aufgenommen. — Schätzenswerte Gaben für den Dialektforscher und die Bewohner der Grafschaft Mansfeld sind Giebelhausen, „Mansfeldsche Sagen“, die mir nur in zweiter Auflage (Eisleben 1859) vorgelegen haben, und Giebelhausen, „Der Berggeist, ernste und heitere Mitteilungen aus Mansfelds Vor- und Neuzeit“ (Halle, bei Pfeffer, 1868). Ich gebe daraus nur in einer Sage eine kurze Dialektprobe und benutze sie im übrigen an der Hand Größlers. Zu nennen ist auch die „Heimatsstudie“ von K. Heine, „Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seen“ (Halle, bei Hendel, 1872), ein nachahmenswertes Büchlein, auf das ich unter den Quellen einigemale verweise.

Eine vollständige und in jeder Beziehung mustergültige Sammlung, wie wir eine solche für kein andres Gebiet der Harzlande besitzen, sind die „Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung“ von Prof. Dr. Hermann Größler (Eisleben bei Maehnert, 1880) und deren „Nachlese“ vom Jahre 1887. Ich habe von den 310 und 81 Nummern dieser beiden Bücher 30 in diese Sammlung aufgenommen, von denen die meisten zuerst von Größler dem Volksmunde nacherzählt sind. Als eine andre, wenn auch nicht so reichlich fließende, doch nicht weniger zuverlässige Quelle hat mir für die Sagen der südwestlichen Vorlande das Sonntagsblatt des Nordhäuser Kuriers „Aus der Heimat“ dienen können. Ich bringe daraus neun Sagen und nenne, soweit es mir möglich war, bei jeder einzelnen den Verfasser.

Die den Regenstein ꝛc. betreffenden Sagen erzähle ich meistens nach Steinhoffs zuverlässigem Büchlein „Der Regenstein“ (Blankenburg bei Brüggemann, 1883), zwei aus Gräßes Sagenbuch stammende Sagen, das mir nicht vorgelegen hat, im Anschluß an Wrubels bergmännische Sagen (Freiberg i. S. bei Stettner, 1883).

* * *

3. Was nun die Gesichtspunkte anlangt, nach denen ich aus diesem überaus reichen Sagenschatze ausgewählt habe, so darf ich vorerst feststellen, daß ich mit dieser — wie mit meinen früheren Schriften — in erster Linie der Schule dienen will. Ich möchte damit jedem Lehrer in den Harzlanden ein Buch in die Hand geben, dem er einerseits ohne mühsame Arbeit die Sagen entnehmen kann, deren er für seinen Unterricht in der Heimatskunde bedarf, und das er anderseits seinen Schülern für ihre häusliche Unterhaltung und Belehrung unbedenklich empfehlen kann. Zugleich aber möchte ich damit den lieben Harzern allen ein Hausbuch überreichen, in dem sie das Schönste und Beste, was sie an Erzählungen von den Vorfahren überkommen haben, in einfacher, verständlicher Sprache zusammengestellt finden. Und diese Arbeit erschien mir um so nötiger, als die Sagen im Volksmunde mehr und mehr

verklingen.*) Wenn ich daneben auch dem Forscher von Beruf durch di gewissenhafte Quellenangabe und den eingehenden Überblick über die einschlägig Litteratur etwa eine kleine Handreichung thun kann, so soll mich's freuen Die nicht für ihn bestimmten „Bemerkungen“ wird er, so hoffe ich, dem Zweck des Buches angemessen finden.

Ausgeschlossen habe ich von meiner Sammlung alle bloßen Gespenstergeschichten, alle unvollständigen und lückenhaften Erzählungen und Sagenreste, alle der Geschichte geradezu widersprechenden Sagen (wie die wohl vom Pastoı Letzner erfundene Erzählung von Kaiser Heinrich IV. und einem vorgeblichen Berghauptmann auf Scharzfeld oder Harzburg) und jede Sage, die sich nicht so erzählen läßt, das alles darin „ehrbar, keusch und wohl lautet“, alle für Volk und Jugend minderwertigen Erzählungen, sowie Varianten, die nur für den Mythologen von Bedeutung sind. —

Die Anordnung der Sagen betreffend, so beginne ich den Rundgang mit der Kaiserstadt Goslar, durchziehe von dort die Vorlande des Oberharzes bis Osterode, ersteige von hier über Lerbach den Oberharz mit seinen sieben Bergstädten, gewinne bei Herzberg wieder den Fuß des Gebirges und durchwandere von da die südlichen Vorlande und den Südharz, gehe durch das Mansfeldische in den Ostharz und die östlichen Vorlande und ersteige über Ilsenburg und Harzburg den Brocken. Bei der Deutlichkeit dieses Weges habe ich von Gruppenüberschriften abgesehen. —

Die stimmungsvollen Abbildungen sind von einem der talentvollsten jüngeren Künstler, Heinrich Mittag, entworfen.

So möge denn das Buch auf den Bergen und in den Thälern freundliche Aufnahme finden! Dem Leser ein herzliches Glückauf!

Klausthal.

F. Günther.

---

*) Einer Besprechung des ersten Heftes dieser Sagenauswahl (Berliner Tageblatt vom 26. August 1892) gegenüber muß ich nachdrücklich hervorheben, daß es sich für die Harzlande nicht mehr um Sammlung aus dem Volksmunde — was hier noch zu gewinnen ist, kann nur gelegentliche schwache Nachlese sein —, sondern um Wiedereinführung der wertvollen Sagen in das Volk handelt. (Schreibt doch Pröhle schon 1886: „Die Zeit zum Sagensammeln auf dem Harze ist nun vorbei.“) Die grundlegenden, der Wissenschaft dienenden Sagensammlungen sind zum größten Teile nicht für das Volk, sondern für den Forscher geschrieben und kommen dem Volke nicht zu gute; sie sind — wie die meisten wertvollen Arbeiten in den Zeitschriften der Geschichtsvereine — Goldbarren, die in verschlossenem Schatzgewölbe ruhen. (Sie finden sich nicht einmal vollständig in den großen Bibliotheken: Sommers Sagen z. B. weder in Göttingen noch in Hannover.)

Und wenn Herr F. R. in jener — mir sonst sympathischen — Besprechung es zu tadeln scheint, daß meine Auswahl „bloße Gespenstergeschichten“ ausschließt, so hat er ja schon aus demselben Hefte ersehen, daß ich nicht „Trugbilder“ wie die Osterjungfrau dahin rechne. Im übrigen muß ich Pröhle durchaus recht geben, wenn er (S. 267) klagt: „Nur der Spuk war für das Volk als geistloser Niederschlag übrig geblieben“; und ich hoffe gerade durch meine Arbeit die bloßen Spukgeschichten (die für den Forscher ihren Wert haben, weil sich auch in ihnen die Volksseele wiederspiegelt), diesen trüben Rest, der dem Volke von dem Sagenreichtum der Vorfahren geblieben ist, durch etwas Besseres zu ersetzen.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 1 Z. 12 v. u. lies freundlich statt feierlich.
„ 28 Z. 21 v. u. „ Witwensitz „ Witwendienst.
„ 29 Z. 4 v. o. „ bewacht „ bewachte.
„ 49 Z. 3 v. o. „ und ihn „ und.
Seite 100 Z. 13 v. u. lies Mühlenköpfe statt Musterköpfe.
„ 159 Z. 20 v. o. „ wütet „ wütete.
„ 193 Z. 12 v. o. „ deren „ dessen
„ 208 Z. 11 v. o. „ leise „ leicht.



Woher man die Sagen des Harzes kennt.

Ein Märchen
von
Oskar von Witzleben.

König Ilsing, der vor alters auf der Ilsenburg wohnte, hatte eine reizende Tochter, Schön-Ilse genannt. Einst ritt diese mit ihrem Vater und ihrem Verlobten, dem tapfern Ritter Ralf, auf die Jagd; da verirrte sie sich im wilden Harzgebirge und vermochte die Ihren nicht wieder zu finden. Ein Unterkommen suchend kam sie mit einbrechender Nacht an die Pforten des Geisterreichs, über welches die Königin der Berge herrschte. Feierlich trat ihr diese entgegen und lud sie ein, ihren prachtvollen Krystallpalast zu betreten. Und Schön-Ilse folgte, wenn auch zögernd und furchtsam, der mächtigen Herrscherin, die überall Gnomen und Kobolde huldigend begleiteten.

Ein ganzes Jahr weilte sie nun in der reich geschmückten Unterwelt und sah hier das geheimnisvolle Walten, das Weben und Leben der Geister, das Schaffen und Zerstören des Riesenkönigs, das feindselige Verhältnis der Königin zu dem gewaltigen Herrscher, die unglückliche Liebe ihrer Kinder Ruma und Romar*), und was sie nicht verstand, deutete ihr die liebreiche Königin und führte sie ein in die Märchenwelt. Doch alle Pracht und Herrlichkeit konnte Schön-Ilsens Sehnsucht nach ihrem Verlobten und ihrem Vater und nach dem Lichte der Oberwelt nicht stillen. Immer dringender verlangte sie nach

*) Siehe Sage Nr. 96.

der Rückkehr, und die Königin, die sie für immer bei sich zu behalten wünschte, konnte ihren Bitten nicht länger widerstehen. Doch verbot sie ihr bei Todesstrafe, von dem, was sie in dem unterirdischen Reiche erlebt hatte, irgend etwas zu erzählen.

So trat sie denn wieder an das freundliche Licht des Tages und freute sich der Treue ihres Verlobten, der nicht abgelassen hatte, nach ihr zu suchen. Nun aber begehrte er zu wissen, wo sie die lange Zeit geweilt hatte, und als sie die Auskunft verweigerte, drohte er ihr mit dem Verlust seiner Liebe. Da konnte Schön-Ilse nicht anders: sie mußte das Geheimnis preisgeben.

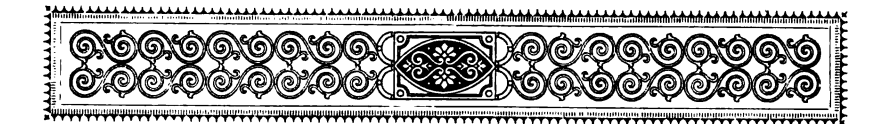
„Sie setzten sich zusammen auf das weiche Moos, sie legte ihren lieblichen Kopf an seine Brust und sah mit den trauten Augen ihn an; er legte seine Hand auf ihre Schulter, und nun begann Schön-Ilse zu erzählen. Ihr Mund verriet das Geheimnis, und kosend beschrieb sie die Pracht des Schlosses der Königin der Berggeister. Der Mond ging auf, und die Sterne erschienen, einer nach dem andern, am dunkelblauen Himmel; Schön-Ilse plauderte weiter, erzählte die Sagen des Harzes, von den Riesen und von den Zwergen. Die Nacht kam heran, Schön-Ilse plauderte wie die Kinder, alles was sie wußte."

„Ralf hatte ihr anfangs mit steigendem Staunen zugehört, er hing gefesselt an ihren Lippen; doch die Sagen mehrten sich, sie wurden lieblicher und ruhiger, er begann zu träumen und schlief zuletzt ein. Schön-Ilse aber plauderte fort."

„Als Ralf beim Morgengrauen erwachte, da hörte er noch immer Schön-Ilse neben sich plaudern. Aber als er die liebliche Königstochter zum Morgengruß umarmen wollte, da sah er statt ihrer neben sich einen frischen, sprudelnden Quell, den die Morgenröte beleuchtete. Das Wasser sprang lustig hervor und plauderte in tausend Sprüngen über die Steine immer fort und fort."

„Da faßte den Ritter tiefe Verzweiflung; er fühlte jetzt, was aus Schön-Ilse durch den Verrat ihres Geheimnisses geworden war, ein klarer, frischer Bach, der ewig zum Plaudern verdammt, plätschernd nach dem Thale hinunter sprang. Ralf baute sich eine Hütte am Ilsebach, er wurde Einsiedler. Wenn der Neumond kam, stieg er am Wasser aufwärts, da erwartete ihn Schön-Ilse an der Quelle, lehnte kosend sich an ihn, und wieder hörte er sie plaudern die Sagen des Harzes, bis die Morgenröte das fließende Silber der Quelle färbte." (Nach Spieker 21 f.)





1.

Woher der Rammelsberg seinen Namen hat.

Unmittelbar neben der alten Kaiserstadt Goslar erhebt sich 364 m hoch*) der erzreiche Rammelsberg, dessen unerschöpfliche Gruben, obwohl schon vor mehr als 900 Jahren aufgenommen, mit den dazu gehörenden Hütten noch alljährlich über 1/2 Million Mark an Feinsilber — des noch wertvolleren Kupfers zu geschweigen — und mehr Gold liefern als irgend eine andere Berggegend Preußens.

Seinen Namen will folgende Sage erklären.

Kaiser Otto der Große (welcher von 936—973 regierte) weilte gern auf der Harzburg. Als er einst wieder hier sein Hoflager aufgeschlagen hatte, sandte er seinen Jäger Ram aus, ihm ein Wildbret zu erjagen. Es war aber zur Winterszeit, und als Ram an den steilen Rammelsberg gelangte, den damals noch dichter Urwald bedeckte, konnte er zu Pferde nur langsam vorwärts kommen. Er wäre aber gern einer frischen Wildspur gefolgt, die den Berg weiter hinan führte. Deshalb band er sein Pferd — das Ramel geheißen haben soll — an einen Baum und setzte die Jagd zu Fuß fort.

Das mutige und einsam zurückgelassene Roß wurde aber bald des Wartens überdrüssig, und voll Ungeduld fing es an, mit den Vorderfüßen Moos und Erde wegzuscharren. Wie staunte der Jäger, als er nach einigen Stunden zurückkehrte! Sein Pferd hatte den Erzgang bloßgelegt, der hier in der Mitte des Berges zu Tage aussetzt, und glückverheißend blinkten ihm die reichen Silberstufen entgegen.

Die Nachricht von diesem Funde war die schönste und beste Jagdbeute, die er seinem Herrn bringen konnte. Kaiser Otto, hocherfreut ob dieses ungeahnten Reichtums des Harzes, schenkte dem Entdecker eine goldene Kette im Werte von 1000 Dukaten und ließ sofort Bergleute aus Franken, wo in der Gegend des Fichtelgebirges seit alters der Bergbau blühte, hierher kommen und durch diese den Abbau des Erzganges kunstgerecht betreiben. Um aber das Andenken des Entdeckers für alle Zeiten zu ehren, gab er dem Berge den Namen Rammelsberg. Und die Stadt, welche am Fuße desselben nach und nach entstand, wurde nach Rams Frau, welche Gose hieß, Goslar benannt, und das Flüßchen, an dem sie liegt, mit dem Namen Gose selbst bezeichnet.

Als Ram und seine Frau starben, begrub man sie in der Augustinskapelle, welche auf dem Frankenbergerkirchhofe steht — sie diente bis vor etwa einem Jahrzehnt den Bergleuten für ihre Morgenandacht — und be-

*) Absolute Höhe 624 m.

deckte ihr Grab mit einem Steine, auf dem sie beide, der Jäger mit einem Schwerte in der rechten Hand, Frau Gose mit einer Krone auf dem Haupte, in Lebensgröße dargestellt sind. Von den späteren Geschlechtern wenig beachtet, versank dieser Denkstein im Laufe der Jahrhunderte, oder wurde bei einer Erhöhung des Fußbodens der Kapelle mit Erde zugestürzt. Aber als man ihn bei der Anlegung des Grabes für den Bürgermeister Karsten Balder von neuem entdeckte, ließ ihn der Rat der freien Reichsstadt außen vor der Kapelle aufrecht anbringen. Da kann ihn noch heute ein jeder sehen.

2.
Wie die Stadt Goslar gegründet wurde.

Der letzte Herrscher aus dem glorreichen Hause der sächsischen Kaiser, Heinrich II., war freilich Herzog von Bayern, aber sein Herz gehörte unserm Sachsenlande, in dem er aufgewachsen und erzogen war; nannte er doch dieses auch unsern Harz umfassende Gebiet häufig einen blumenreichen Paradiesgarten. Gar gern verweilte er insbesondere in Goslar, wo er die alte und kleine königliche Villa im Jahre 1017 bedeutend vergrößern und verschönern ließ. Auch verdankt ihm das bis dahin offene und schutzlose Goslar die Befestigung und Erweiterung zu einer Stadt.

Die Sage erzählt dieses in folgender Weise.

Kaiser Heinrich hielt sich oft in der Gegend auf, in der nun Goslar liegt, um in dem Dickicht des Harzwaldes dem grimmen Bären und dem edlen Hirsche nachzuspüren und so in den Freuden der Jagd die Sorgen der Regierung zu vergessen. Aber weit und breit fand sich nur eine menschliche Wohnstätte, die Hütte eines armen Bauern namens Gundelcarl; und bei ihm kehrte deshalb der Kaiser regelmäßig nach der Jagd zu längerer oder kürzerer Rast ein. Und er fand an ihm einen gar opferwilligen Wirt: Gundelcarl rüstete Herd und Tisch, so gut er konnte, und trug dem Kaiser das Beste auf, was er sich zu verschaffen vermochte. Aber da dessen Besuche sich häuften, so ging allmählich die geringe Habe des Bauern in dieser Bewirtung auf, und er wagte es darum einst, den gütigen Kaiser seiner Dienstleistung zu erinnern und ihn, damit er sein Leben fristen könne, um eine Belohnung zu bitten, die der königlichen Freigebigkeit würdig sei. Heinrich versprach, diese Bitte zu gelegener Zeit zu erfüllen, doch kam ihm diese Zusage bald wieder aus dem Gedächtnisse.

Wieder kehrte er, als die Jagdzeit gekommen war, in Gundelcarls Hütte ein, und dieser verwandte das Einkommen eines ganzen Jahres auf die Bewirtung des hohen Gastes. Doch vergebens war seine Hoffnung auf eine angemessene Vergütung: der Kaiser ging, ohne sich der früheren Bitte des armen Bauern und seines Versprechens zu erinnern. Das wiederholte sich noch mehrere Male. Da endlich faßte sich Gundelcarl ein Herz und warf sich seinem Gaste mit der demütigen Bitte zu Füßen: „O Herr, zürnet nicht, wenn ich euch heute eures Versprechens erinnere. Ich möchte euch auch ferner gern unter meinem Dache willkommen heißen und an meinem Tische euch dienen; aber ich habe nichts mehr, was ich euch vorsetzen könnte, und meine armselige Hütte ist dem Verfalle nahe.“ Da erschrak der gute Kaiser ob seiner Vergeßlichkeit, er hieß den Flehenden aufstehen und sagte zu ihm: „Ich will mein Versehen wieder gut machen, und du sollst selbst bestimmen, womit

ich deine treuen Dienste belohne.“ „So belehnet mich, gnädiget Herr“, da nun, seiner Sorgen ledig, der Bauer, „mit dem Rammelsberge, diesem Berg hier, unter dem meine Hütte steht.“ Gütig erwiderte darauf der Kaiser „Was soll dieser dir helfen? Wähle dir etwas Besseres und Nützlicheres!“ Doch als Gundelcarl bei seinem Verlangen blieb, belehnte er ihn förmlich mit jenem Berge.

Jener aber, der aus Franken stammte und deshalb des Bergbaues nicht unkundig war, machte sich unverzüglich nach seiner Heimat auf und beredete eine Anzahl seiner Landsleute, ihm nach dem Harze zu folgen. Und gar bald zeigte sich, daß er sich über den Wert seines Lehens nicht getäuscht hatte: man erschürfte mit geringer Mühe reiche Adern edlen Silbers und gewann auch wertvolle Kupfer- und Bleierze. Binnen kurzem gelangten er und seine Genossen zu großem Reichtum; darob wurde der Zuzug aus Franken immer zahlreicher, und die neue Ansiedelung unter dem segentragenden Rammelsberge, die man nach dem Flüßchen Gose Goslar nannte, blühte schnell zur wohlhabenden Stadt und zu einem lebhaften Marktorte auf.

Doch der Reichtum, den ihnen die Gruben in den Schoß schütteten, und der schier unerschöpflich schien, machte Goslars Einwohner leider bald übermütig, und sie beleidigten und kränkten die umwohnenden Sachsen, die ihre Früchte und Waren ihnen zuführten, auf alle erdenkliche Weise. Vergeblich mahnten und warnten die Fürsten der Sachsen. Da zog sich das Verderben über dem Haupte der Franken zusammen. Als auch ihre Drohungen mißachtet wurden, entsandten die Fürsten ihre Kriegsmannschaft, und diese tötete einen Teil der Übermütigen und jagte den Rest nach Franken zurück. So ging Goslar an die Sachsen über; doch behielt der älteste Stadtteil für immer den Namen Frankenberg.

3.

Kaiser Heinrich im Sudmerberge.

Wenn man vom Breitenthore vor Goslar den Weg nach Oker einschlägt, so hat man den hohen, kahlen Sudmerberg, von dessen Gipfel ein alter Wartturm weit ins Land hinaus schaut, zur Linken. In diesem Berge sitzt König Heinrich der Vogelsteller, wie im Kyffhäuser Kaiser Friedrich.

Jener „Kaiser“ Heinrich — wie ihn die Sage nennt — hielt sich oft und gern in Goslar auf, und man weiß deshalb dort von ihm noch mancherlei zu erzählen. Nicht weniger aber von seiner edlen Gemahlin, die an Anmut und Schönheit alle Frauen und Jungfrauen übertraf. Nur eine kam ihr darin gleich, das war ihre Tochter.

Als nun die Kaiserin gestorben war, vermochte sich ihr Gemahl über ihren Tod nicht zu trösten. Nur wenn seine Tochter bei ihm war, die ihrer Mutter in allen Stücken glich, konnte er seines Leides Herr werden. Da dachte er daran, diese seine eigene Tochter zur Gemahlin zu nehmen. Sie aber wehrte seinem Vorhaben, das Gott nicht billigen könnte, und riet ihm, sich unter den Königs- und Fürstentöchtern nach einer Gemahlin umzusehen, dann würde er schon eine finden, die besser und schöner wäre als sie. Da bereiste der Kaiser die Höfe aller Könige und Herzöge in ganz Europa, aber als er so weit und breit umhergezogen war, kehrte er endlich doch zurück, ohne die Gesuchte gefunden zu haben.

Nun konnte seine gottesfürchtige Tochter durch ihr Bitten und Flehen nicht mehr erreichen, als daß er ihr versprach, von seinem Begehren abzustehen, wenn sie eine Decke wirken könnte, auf der alle Tiere zu schauen wären, die sich auf dem Erdboden befänden. Sie eilte in die kleine Kapelle in der obern Stadt und rief Gott inbrünstig um Hilfe an. Aber Gott schien ihr nicht antworten zu wollen. Da wandte sie sich in ihrer Verzweiflung an den Bösen, und der erschien sofort und versprach, ihr die Decke zu bringen, wenn er sie nach drei Tagen und drei Nächten hier noch wachend fände.

Ihr treues Hündlein zur Seite, verbrachte sie ihre Zeit unter unablässigem Gebet. Aber als es in der dritten Nacht gegen Morgen kam, übermannte sie der Schlaf. In demselben Augenblicke kam der Teufel daher, und das Hündlein, das ihn früh genug sah, zerrte sie so heftig am Kleide, daß sie sogleich aufsprang. Da ließ der Teufel zornig die Decke fallen, warf das Hündchen wütend gegen die Mauern der Kirche und verschwand.

Als die Prinzessin aber ihrem Vater die Decke brachte, da erfaßte ihn ein gewaltiger Schmerz. Er hatte keine Freude mehr am Leben und verwünschte sich in den Sudmerberg. Da sitzt er noch bis auf den heutigen Tag und wird erst wiederkehren, wenn Goslar einmal in großen Nöten ist, oder wenn der jüngste Tag anbricht.

Andere erzählen auch, der Kaiser sitze im Rammelsberge und habe noch vor seinem Tode drei Steine in die Mauern von Goslar einmauern lassen und gesagt, wenn diese herausfielen, dann würde er wiederkehren; niemand weiß aber, welche Steine das sind.

4.

Wie man diese Geschichte am Oberharze erzählt.

In der Nacht vor dem Tage, den der Kaiser zur Hochzeit bestimmt hatte, warf sich seine Tochter in ihrem Schlafzimmer auf die Knie und rief die Jungfrau Maria um Hilfe an. Da erschien ihr diese und fragte nach ihrem Begehr. Die fromme Prinzessin erzählte ihr all ihre Not und bat sie, wenn ihr nicht anders zu helfen wäre, ihr doch ihre Schönheit zu nehmen; und die heilige Jungfrau versprach, diesen Wunsch zu erfüllen.

Als die Kaisertochter am andern Morgen aufstand und sich im Spiegel besah, kannte sie sich fast selber nicht, so häßlich war sie geworden; und als der Kaiser sie zu sehen bekam, wollte er anfangs gar nicht glauben, daß sie seine Tochter sei. Da erzählte sie ihm, wie sie es gemacht hatte; und aufs höchste erzürnt, befahl der Kaiser, sie hinzurichten. Als nun aber seine Minister und alle, die am Hofe waren, für sie um Gnade baten, sagte er endlich: „Wenn sie in acht Tagen ein Altartuch für den Dom fertig schaffen kann, so will ich sie wieder zu Gnaden annehmen.“

Nun konnte freilich die Prinzessin wunderschön weben und sticken, aber der Kaiser machte die Aufgabe so schwer, daß sie Jahr und Tag daran zu thun gehabt hätte. Dennoch verlor sie den Mut nicht, denn sie dachte: Wer dir einmal geholfen hat, der kann dir auch wieder helfen. Als sie abends allein in ihrem Schlafzimmer war, da wandte sie sich wieder an die Jungfrau Maria, aber diese erschien nicht, auch nicht in der zweiten und dritten Nacht.

Da kam sie vor Angst ganz von Sinnen, sie wußte nicht ein und aus und rief den Bösen an. Sogleich war der zur Stelle und versprach, ihr zu

helfen, wenn sie ihm ihre Seele verschreiben wollte. Nein, sagte sie, lieber wollte sie sterben, als ihre arme Seele ins höllische Feuer schicken. In der vierten Nacht kam er wieder und fragte, ob sie sich anders besonnen hätte; aber sie gab ihm dieselbe Antwort. Da versprach er ihr, das Altartuch dennoch anzufertigen, doch müßte sie ihm angehören, wenn er sie in der achten Nacht zwischen elf nnd zwölf Uhr schlafend fände. Damit war sie zufrieden.

Das Altartuch wuchs nun rasch unter ihren Händen, und sie wurde bei der Arbeit gar nicht müde. Nur in der letzten Nacht, als nur noch wenige Stiche fehlten, konnte sie sich nicht mehr aufrecht halten und schlief ein.

Nun hatte aber die Kaisertochter ein kleines Hündchen namens Quedel, das wich weder Tag und Nacht von ihr und lag auch jetzt munter auf ihrem Schoße, wie sie schlief. Als es nun zwischen elf und zwölf war, und der Böse leise über den Saal heranschlich, da hörte es das Hündchen und bellte laut. Da erschrak die Prinzessin und ermunterte sich; und als der Böse sah, daß sie wachte, ward er wütend und griff nach dem Hündlein und schmetterte es gegen den Boden, daß es auf der Stelle den Geist aufgab, und darauf verschwand er.

Zum ewigen Gedächtnis an diese Begebenheit hat die Kaisertochter das Kloster Quedlinburg bauen und das Hündlein einbalsamieren lassen, und ehe sie starb, befahl sie, daß es mit ihr begraben würde. In der Krypta (Gruftkirche) der Schloßkirche zu Quedlinburg zeigt man zu den Füßen des Grabes der Kaisertochter, der ersten Äbtissin des Stiftes, noch heute den Stein, unter dem das Hündchen Quedel begraben liegt.

5.

Kaiserin Agnes und ihr Kämmerer.

In der Nähe des Breitenthores sind auf dem Petersberge vor Goslar, oberhalb der Klus, im Jahre 1871 die Grundmauern des einst hochberühmten Petersstiftes und seiner Kirche, einer dreischiffigen, romanischen Säulenbasilika, wieder ausgegraben. Von der Gründung dieses Stiftes, das die Bürger von Goslar im Jahre 1522 zerstörten, erzählt die Sage folgendes:

Die Kaiserin Agnes, die Gemahlin des Kaisers Heinrich III., der das Kaiserhaus und den Dom in Goslar erbaute, nahm zu ihrem Schrecken wahr, daß ihr nach und nach eine Menge ihrer Juwelen und ihrer wertvollen Gold- und Silbersachen entwandt wurden. Da zu dem Zimmer, in dem sie verwahrt wurden, nur der Kämmerer, der das Amt eines Haushofmeisters verwaltete, einen Schlüssel besaß, so fiel auf ihn der Verdacht des Diebstahls. Vor Gericht gestellt, beteuerte er seine Unschuld, aber da sein Verbrechen nach der Meinung der Richter klar am Tage lag, so wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Eines Tages stand die Kaiserin am Fenster und freute sich des Blickes auf die herrliche Landschaft. Da fiel ihr auf einer hohen Linde am Scharperthor ein Rabennest ins Auge, und sie sah zu ihrer Verwunderung, daß darin im Strahl der Sonne etwas funkelte und blitzte. Sie schickte einen Dachdecker hinauf, und der brachte ihr sämtliche abhanden gekommenen Kleinodien. Der Rabe hatte die glänzenden Gegenstände durch das offenstehende Fenster aus dem Zimmer der Kaiserin entwandt und in sein Nest getragen.

So war der Kämmerer doch unschuldig gewesen. Tiefbekümmert befragte die Kaiserin ihre Geistlichen, was sie zur Sühne der Hinrichtung des getreuen Dieners thun könnte, und erbaute auf deren Rat das herrliche Petersstift.

6.
Der Saal im Petersberge.

Zur Zeit, als die Grundmauern des Petersstiftes noch nicht wieder bloß gelegt waren, spielte einmal ein Kind aus Goslar auf der berühmten Stätte. Da sah es eine schöne Blume und pflückte sie, und in demselben Augenblicke öffnete sich vor ihm der Berg. Es trat ein und kam in einen wundervollen Saal. Darin saßen viele hohe Herren bei Tafel, jeder von ihnen hatte eine Krone auf dem Haupte, und man speiste nur von Gold und Silber. Das waren alle die Kaiser, die jemals in Goslar im Kaiserhause gewohnt haben. Einer von ihnen schenkte dem Kinde einen silbernen Teller. In der Nähe des Speisesaales mußten noch andere Räume sein, denn es hörte viele Pferde wiehern. Es nahm sich aber nicht die Zeit, weiter in den Berg einzudringen, sondern lief hocherfreut mit seinem schönen Teller nach Hause. Da gingen auch die Eltern des Kindes nach dem Petersberge, aber sie fanden weder den Eingang, noch die Wunderblume.



7.
Die Klus.

Vor dem Breitenthore in Goslar liegt unter dem Petersberge ein hoher Sandsteinfelsen, in den vor alters eine kleine der heil. Jungfrau geweihte Kapelle eingehauen ist, und wer nach Goslar kommt, sieht sie sich noch immer gern an.

Einst schritt der große Christoph den Harzrand entlang und wollte von Harzburg nach Goslar. Als er an diese Stelle kam, fühlte er eine Erbse im Schuh, und da sie ihn beim Gehen belästigte, so zog er den Schuh aus und schüttete sie heraus. Da wuchs sie zu dem mächtigen Felsen, in dem sich nun die Klus befindet.

Ein anderes Mal wurde der große Christoph auf dem

Osterfelde bei Goslar, auf dem jetzt das Schützenfest gefeiert wird, von einer Schar Schneider verfolgt. Als er sich aber nach ihnen umwandte, krochen sie vor Angst in seine Säbelscheide, die er so eben verloren hatte. Da stieß er sein Schwert in die Scheide und tötete sie so alle auf einmal.

8.

Das Blutbad im Dom zu Goslar.

Vor der Kaserne in Goslar steht eine Kapelle mit sehenswerten Altertümern. Das ist das einzige Überbleibsel von jenem herrlichen Dome, den Kaiser Heinrich III. um die Mitte des 11. Jahrhunderts erbaute und die Stadt Goslar im Jahre 1819 für 4515 Mark auf Abbruch verkaufte.

Im Jahre 1063 kam es hier in Gegenwart des jungen Königs Heinrich IV. zu dem ärgerlichen Auftritte zwischen zwei hochangesehenen Kirchenfürsten, welcher den Namen „Blutbad im Dome zu Goslar" erhalten hat. Es ist ein Beispiel des wilden und gewaltthätigen Sinnes, der in jener Zeit der heillosesten Zwietracht und Unbotmäßigkeit sogar in den Kreisen der geistlichen Oberhirten herrschte.

Der König feierte Weihnachten 1062 in Goslar. Als am Abend die Sessel der Bischöfe und Äbte geordnet wurden, entstand ein heftiger Streit zwischen den Kämmerern (Kammerherren) des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Widerad von Fulda. Es war nämlich althergebrachte Sitte, daß in einer Versammlung der Bischöfe der Abt dem Erzbischof von Mainz, der den ersten Platz einnahm, zunächst saß. So war es früher auch in Goslar gehalten. Nun war aber zu Pfingsten jenes Jahres vom Erzbischof Hanno von Köln festgesetzt worden, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel der König gerade verweile, die Reichsverwaltung für den noch unmündigen König führen sollte. Es war also Bischof Hezilo, da der Dom zu Goslar im Hildesheimer Sprengel lag, zur Zeit als Reichsverweser anzusehen, und als solcher beanspruchte er (wohl mit Recht) den nächsten Platz nach dem Erzbischofe von Mainz, dem Nachfolger des heil. Bonifatius.

Die Diener des Bischofs und des Abtes kamen bald von Schmähungen zu Thätlichkeiten, und sie würden auch zu den Schwertern gegriffen haben, wenn nicht Otto von Northeim, Herzog von Bayern, dazwischen getreten wäre und sich der Sache des Abtes angenommen hätte.

Zu Pfingsten 1063 war nun der König wieder in Goslar, und gleich bei der ersten Abendandacht im Dom erhob sich jener Streit von neuem. Dieses Mal aber hatte sich der Bischof besser vorbereitet und den Grafen Ekbert von Braunschweig, den Vetter des Königs, mit schlagfertigen Kriegern hinter dem Altar versteckt. Als nun die Kämmerer zu lärmen begannen, eilten jene herzu und stießen und schlugen die überraschten Fuldischen leicht aus der Kirche hinaus.

Draußen riefen aber diese nun zu den Waffen, sammelten sich zuhauf, brachen in die Kirche ein und begannen mitten auf dem Chore unter dem Gesange der geistlichen Lieder den Kampf mit den Schwertern. Durch die ganze Kirche hörte man das Geschrei der zum Kampfe Aufmunternden und das

Gestöhn der Sterbenden schallen. Auf den Altären wurden entsetzliche Opfer geschlachtet und der Boden durch Bäche Blutes gefärbt. Bischof Hezilo trat auf eine Erhöhung und ermahnte wie mit einer Kriegsdrommete die Seinigen, zu kämpfen und sich nicht durch die Heiligkeit des Ortes von dem Gebrauch der Waffen abschrecken zu lassen; kraft seines Amtes erteilte er Erlaubnis und Ablaß. Viele wurden verwundet, viele getötet, unter diesen Regenbodo, der Fuldische Fahnenträger, und Bero, der geliebteste Kriegsmann des Grafen Ekbert. Der König schalt die Kämpfenden und beschwor sie bei seiner königlichen Würde, von dem frevelhaften Werke abzustehen; aber niemand hörte auf ihn. Ja, um selbst der Gefahr zu entgehen, mußte er sich entfernen und konnte kaum durch das Gedränge in seinen Palast gelangen. Die im voraus gerüsteten Hildesheimer schlugen die fast unbewehrten Fuldischen abermals aus der Kirche hinaus und verschlossen die Thüren.

Inzwischen hatten sich die anderen Fuldischen gesammelt, welche entfernter gewesen waren und auf den ersten Ruf nicht hatten herbeieilen können. Sie füllten den ganzen Vorhof der Kirche an und hatten die Absicht, ihre Feinde anzufallen, sowie diese aus der Kirche heraustväten. Jedoch hob die Nacht den Kampf auf.

Am folgenden Tage fand eine lange Untersuchung statt. Bischof Hezilo und Graf Ekbert gingen straffrei aus; der Abt aber konnte sich nur durch die größten Geschenke retten. —

Soweit erzählt die Geschichte. Die Sage setzt noch folgendes hinzu:

Als beim nächsten Gottesdienste der Priester auf dem Altar die Versikel sang: Hunc diem gloriosum fecisti! (Diesen glorreichen Tag hast du gemacht!), stieß der Teufel einen Stein aus dem Deckengewölbe und brüllte herunter: „Düssen Dag des Strietes hebbe ek emaket!“ Da erschauerten alle vor Angst und Furcht. Aber der „Kaiser“, der die Freude des bösen Feindes sah, rief: „Ja du, aller Bosheit Erfinder und Entzünder, hast diesen Tag des Streites und der Trübsal gemacht; wir aber werden ihn mit Gottes Gnade, die ihn glorreich gemacht hat, den Armen freudenreich machen.“ Dann begann man das Lied von neuem zu singen und flehte um die Gnade des heiligen Geistes. Und man fühlte und sah es, daß das Gebet der unter Thränen singenden Gläubigen, die sich in Trauer an die Brust schlugen, droben Erhörung fand.

Nach Beendigung der Messe ließ der Kaiser die Armen versammeln und verteilte dreimal an sie die Speisen, die für ihn im Palast bereitet waren. Er selbst trug die Gerichte auf und stand wie ein Diener von ferne. Die Überbleibsel allein genügten ihm.

Lange Zeit glaubte man, daß man jenes Loch im Deckengewölbe nicht zumauern dürfe oder könne. Viele Jahrhunderte blieb es offen. Man besprach und besprengte es vergebens mit Weihwasser. Endlich wandte man sich an den Herzog von Braunschweig und erbat sich dessen Baumeister. Der mauerte eine Bibel mit in das Loch, und seitdem saßen die Steine fest. Nur eine Ritze bekam die Mauer in der folgenden Nacht; die war zu sehen, bis der Dom abgebrochen wurde.

9.
Thedel von Wallmoden Unverfehrt.



Wenn der Leser schon einmal auf der Eisenbahn von Goslar nach Hildesheim gefahren ist, so hat er, in der Gegend von Ringelheim angelangt, am Fuße des Bergzuges, der die Bahn zur Linken begleitet, das Dorf Altwallmoden mit einem Schlosse der Herren von Wallmoden liegen sehen, den Stammsitz wie der Barone, so auch der früher reichsunmittelbaren Grafen von Wallmoden-Gimborn. Und wenn der Leser mit der heimatlichen Geschichte ein wenig vertraut ist, so hat er bei dem Namen dieses Ortes auch wohl an die Heerführer aus diesem Geschlechte, namentlich an den Sieger in der Schlacht bei der Göhrde (1813), gedacht.

Als Rufname ist in dem Geschlecht seit Jahrhunderten der Name Thedel, eine Abkürzung des griechischen Theodulos d. i. Gottesknecht, vorherrschend.

Unsere Sage nun erzählt uns von einem Thedel von Wallmoden aus der Zeit des Herzogs Heinrich des Löwen.

Thedels Vater Asche von Wallmoden, ein Muster aller ritterlichen und christlichen Tugenden, wohnte auf der Burg Lutter am Barenberge. Seine erste Erziehung erhielt Thedel hier am Orte seiner Geburt von seiner verständigen und frommen Mutter Bertha. Später gab ihm sein Vater tüchtige Lehrer, die ihn auch im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen unterrichteten, und Thedel, der an Körper und Geist gar trefflich gedieh, machte in allem die besten Fortschritte. Da schickte ihn sein Vater zur Fortsetzung seiner Studien auf die Universität Paris. Als er von da nach sechs Jahren zurückkehrte, übertraf er alle seine Standesgenossen an Gelehrsamkeit und Bildung.

Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat wohnte er einer Taufe bei, und diese heilige Handlung machte einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüt, daß er sich ernstlich mit der Frage bekümmerte, ob denn auch er also getauft und von Sünden erlöst sei. Darüber konnte ihn der Geistliche beruhigen und trösten, der ihn einst getauft hatte; und seines Christenberufes froh, faßte er

den Entschluß, nun auch allen Anfechtungen des Bösen mit Gottes Hilfe mutig zu widerstehen.

Da er Gott und sonst niemanden fürchtete, so erhielt er bald den Beinamen Unverfehrt, d. i. Unerschrocken. Einen aber verdroß Thedels siegesgewisser Glaube gar sehr; das war der Teufel; und er ging darauf aus, ihn zu Falle zu bringen.

Als Thedels Eltern starben, fiel ihm das Schloß Lutter am Bbge. zu. Von hier ging er eines Tages in Begleitung seines Schreibers nach der Haar, einem bewaldeten Berge bei Bredelem (in der Nähe von Langelsheim), um Hasen und Füchse zu fangen. Da naht sich ihnen, während sie noch die Vorbereitungen zur Jagd treffen, eine wunderbare Reiterschar. Voran reitet auf stolzem Rappen ein schwarzer Mann, in der Hand eine schwarze Fahne. Ihm folgen in größeren Zwischenräumen noch fünf Männer, die Thedel einst bekannt waren, aber nun längst gestorben sind. Vier von ihnen sitzen zu Pferde, der letzte, dem Thedel einst befreundet war und ein Kind aus der Taufe hob, reitet eine schwarze Ziege, der ein Bein fehlt.

Kaum erblickte der Unverfehrte diese wunderbaren Gestalten, so übergab er das Jagdgerät dem Schreiber und eilte hinzu, jene in der Nähe zu betrachten. Da redete ihn sein Gevatter auf der dreibeinigen Ziege an: „Hast du Lust, Thedel, mit nach dem heiligen Lande zu reiten, so setze dich hinter mich auf mein Tier. Wenn du unterwegs kein Wort sprichst, so kannst du dir das schöne Roß verdienen, auf dem der Schwarze reitet. Doch ist die Sache allerdings nicht ohne Gefahr, denn wenn du die Fahrt einmal unternommen hast und unterwegs redest, so bricht er dir sofort den Hals. Ich verspreche dir aber, dir mit meinem Rate beizustehen. Wirst du dich bis in die zweite Nacht ruhig am heiligen Grabe aufhalten und nicht früher herauskommen, als bis der Kirchring zum drittenmale gezogen ist, dann hast du obgesiegt, er kann dir nichts anhaben, und der prächtige Rappe ist dein."

Ohne Besinnen schwang sich der Unerschrockene hinter seinen Gevattersmann auf die Geis, und fort ging die Fahrt wie im Fluge, über Berg und Thal. Schon erblickte Thedel das Meer, da warnte sein Gevatter: „Sitz still, Thedel! wir müssen jetzt über die große Pfütze springen." Nun waren sie in wenig Augenblicken beim heiligen Grabe. Thedel gedachte zunächst seines Seelenheils: er beichtete und nahm das heilige Mahl. Nun fühlte er sich gegen alle Anläufe des bösen Feindes gewappnet, und er besah sich in Ruhe des Herrn Grab und die darüber erbaute Kirche.

Hier begegnete ihm unvermutet, den berühmten Löwen an der Seite, sein Herzog Heinrich. Erstaunt ruft ihm dieser entgegen: „Bist du nicht Thedel von Wallmoden Unverfehrt?" Thedel bejaht und erzählt, wie er hierher gekommen ist. Nun hat der hocherfreute Herzog, der seit zwei Jahren keinen Bekannten aus deutschen Landen gesehen hat, gar viel zu fragen; vor allem erkundigt er sich nach seiner Gemahlin und seinen Kindern, nach dem Verhalten seiner Hofleute und seiner Räte und nach dem Zustande seiner Länder.

Thedel freut sich, seinem Herrn melden zu können, daß all die Seinen wohlauf seien, und Land und Volk in Glück und Frieden leben. Aber getreulich berichtet er auch, daß man des Herzogs wegen in großen Sorgen lebe, da das Gerücht sich verbreitet habe, er sei samt allen seinen Kriegern im Meere ertrunken; und daß die Herzogin habe einwilligen müssen, zu Michaelis einem Pfalzgrafen ihre Hand zu reichen, wenn Heinrich bis dahin nicht wiederkehre. Schließlich bittet ihn Thedel dringend, seine Rückkehr zu beschleunigen und dadurch seinem Volke die Freude zurückzugeben.

Während dieser Unterredung zog der Gevatter den Kirchring zum erstenmale und trat dann an Thedel heran, um ihm zuzuraunen: Halte dich in nächster Nacht nicht fern von dieser Stätte auf, sonst verlierst du dein Leben.

Da aber die Nacht noch fern war, so ging Thedel auf Einladung des Herzogs zunächst mit in dessen Herberge. Hier mußte der Kanzler sofort Briefe an die Herzogin und die herzoglichen Räte in Braunschweig schreiben, und Thedel nahm sie samt den mündlichen Bestellungen des Herzogs mit dem Versprechen entgegen, am vierten Tage alles ausrichten zu wollen. Dann nahm er von seinem Herrn Abschied und begab sich in die Kirche zurück.

Um Mitternacht erschien der Versucher vor der Thür, klopfte an und rief: „Weshalb sitzest du hier ganz allein? Willst du das Pferd nicht haben, auf dem der schwarze Reiter saß?" Doch Thedel ließ sich weder zum Sprechen, noch zum Herauskommen verleiten. Ebenso widerstand er der zweiten Verlockung des Bösen und sah wachend dessen drittem Besuch entgegen.

Als nun der Teufel zum letzten Male kam und schon von außen hörte, daß Thedel wachte, da ergrimmte er über seine Niederlage und schrie mit lauter Stimme: „O weh! Ich hoffte, du solltest verschlafen haben! Dann hätte ich dir ein ander Liedlein singen wollen! Aber ich sehe, von deinem Glauben kann dich weder Berg noch Wasser abbringen."

Fröhlich ob des errungenen Sieges bestieg Thedel das schwarze Pferd, das der Satan wohl oder übel ihm ausliefern mußte, und sprengte des Wegs zurück, den er gekommen war, und fand seinen Schreiber noch beim Hasengarn vor. Dem armen Menschen, der nicht gewagt hatte, allein nach Hause zurückzukehren, hatte die Sorge um seinen Herrn übel mitgespielt: es war ihm in einer Nacht das ganze Haar ergraut. Wie freute sich die treue Seele, als er jetzt seines Herrn ansichtig ward! Dieser nahm ihn mit auf den Rappen, und leichtfüßig trabte das schöne Tier, das nur mit glühenden Kohlen gefüttert und mit scharfen Dornen gestriegelt werden durfte, nach Lutter hinein.

Hier begrüßte ihn seine Gattin, die sich seine lange Abwesenheit nicht hatte erklären können, mit großer Freude. Er erzählte ihr sein wunderbares Abenteuer, nur des Pferdes that er dabei keine Erwähnung, und als sie ihn geradezu fragte, woher er das edle Tier habe, log er, er habe es auf der Haar von einem durchziehenden niederländischen Pferdehändler gekauft. Der Teufel hatte ihm nämlich gesagt, wenn er verrate, woher das Pferd stamme, so werde er auf diesem am dritten Tage sterben. Bewahre er aber das Geheimnis, so werde es ihn stets zu Ruhm und Ehre führen.

Dem Versprechen treu, das er seinem Herzog gegeben hatte, machte er sich schon am folgenden Tage auf den Weg nach Braunschweig. Zunächst ritt er aber zur Herzogin, um ihr von ihrem Gemahl so viel Grüße zu bestellen, so vielmal ein rotes Mündlein lächelt im Jahr, so viel Körner Sandes sind im Meer und in den Brunnen allen, so viel Grashalme wachsen auf dem Erdenrund. Als er ihr dann erzählt, daß er den Herzog selbst am Tage zuvor in Jerusalem gesprochen habe, kann sie seinen Worten keinen Glauben schenken. Erst als er ihr die Briefe übergiebt, die er mitgebracht hat, schwindet der Zweifel, und die Gewißheit, daß ihr geliebter Gemahl noch lebt und bald wiederkommen wird, giebt ihr Freudigkeit und Lebensmut zurück. Mit Dank und reichen Geschenken entläßt sie den guten Boten.

Auf der Rückreise übernachtete Thedel beim Grafen von Schladen. Hier versuchte der Teufel von neuem, ihn um seinen Beinamen „Unverfehrt" zu bringen. Er setzte ihm nämlich einen erhängten Pferdedieb, den Thedel vorher vor Schladen hatte am Galgen baumeln sehen, auf das kleine Zimmer neben

seiner Schlafstube. Aber der gottesfürchtige Mann war durch seinen Glauben gegen jeden Teufelsspuk gefeit, nur der Schreiber hatte einen argen Schrecken davon.

Wie Thedel es verkündigt hatte, kehrte der Herzog Heinrich bald nach Jahre langer Abwesenheit, von seinem Löwen begleitet, in seine Lande zurück. Da entbot er alle Grafen, Herren und Ritter gen Braunschweig zu einem großen Hoftag und Freudenfeste. Unsern Thedel von Wallmoden zeichnete er bei der Begrüßung vor allen aus und erweckte diesem dadurch viele Neider. (Doch ist ja der Wahlspruch der von Wallmoden: „Ich hoffe Neid.")

Das waren fröhliche Tage für die Stadt Braunschweig. Prunkende Gastmähler und fröhliche Gelage, Turniere und Ritterspiel wechselten länger als eine Woche hindurch ununterbrochen mit einander ab. Den Preis aber in jedem Ritterspiel trug Thedel davon. Wie das alte Lied berichtet, waren alle darin einig:

Der Thedel hat das Best' gethan
Heut diesen Tag auf offnem Plan,
Beid' im Turnieren und im Rennen,
Im Fechten und wie man sonst mag's nennen.

Am Ende der Ritterspiele ward ihm von schöner Jungfrauen Hand als „Dank" ein goldener Kranz auf das Haupt gesetzt.

Da verstieg sich der vornehmste seiner Neider, einer der Hofbeamten, dazu, dem Unverfehrten eine Falle zu legen. In schlauer Weise wußte er im Gespräche mit dem Herzoge in schmeichlerische Lobpreisungen dieses seines Fürsten Zweifel an die Unerschrockenheit Thedels einfließen zu lassen. Er meinte, dieser sei sehr leicht in Schrecken zu setzen, wenn man es recht anfange. „Wollet nur", so riet er dem Herzog, „morgen früh vor dem Kirchgange euch ein Federchen in den Bart stecken und dem Hofgesinde befehlen, euch nicht darauf aufmerksam zu machen; so wird Thedel es euch herausnehmen wollen; wenn ihr ihn dann in die Hand beißt, so wird jedermann sehen, wie der gerühmte Held vor Schrecken vergehen wird."

Die Posse wurde wirklich aufgeführt, nur war der Ausgang anders, als der Hofschranze vorhergesagt hatte. Denn als der Herzog zur Seite schnappte und den Ritter in den Finger biß, da versetzte ihm dieser einen kräftigen Backenstreich und fragte unerschrocken: „Sind euer Gnaden denn ein Hund geworden?" Da erkannte der Herzog die Tücke des Höflings und sagte zu dem Ritter: „Wenn ein anderer das gethan hätte, wollten wir's nicht ungestraft lassen. Aber wir sind dem Rate eines Narren gefolgt, darum haben wir auch mit Recht Narrenlohn empfangen." Und zum Dank für seine Unerschrockenheit bekam Thedel vom Herzog ein braunes Pferd zum Geschenk, der hinterlistige Ratgeber aber wurde sofort Landes verwiesen.

Kaum nach Lutter zurückgekehrt, wurde Thedel durch einen Fehdebrief des Bischofs von Halberstadt überrascht, der ihn und sein ganzes Geschlecht um Land und Leute zu bringen drohte. Doch unerschrocken erwiderte der Ritter dem Boten: „Gottlob, daß der Bischof mehr hat als ich. Da steht mir reichere Beute in Aussicht als ihm." Auf seine Bitte stießen alle seine Nachbarn mit ihren Mannen bereitwillig zu ihm, so daß er mit 300 Reitern und 1600 Landsknechten in das Halberstädtische einfallen konnte. Sie verbrannten 50 Dörfer und Städte und kamen mit reicher Beute in das Hildesheimsche zurück, wo sie dieselbe unter dem Herlingsberge (bei Vienenburg) teilten. Und als nun der Bischof selbst mit Heeresmacht heranzog, erlitt er nicht nur eine schimpfliche Niederlage, sondern fiel auch in Thedels Gefangen-

schaft, der ihn ein Jahr lang auf der Burg Neuwallmoden*) (zwischen Lutter und Altwallmoden) verwahrte, bis er sich mit 1200 Mark löste. Das Volk spottete: Der Bischof habe das Vieh wieder haben wollen und müsse nun noch das Salz dazu bezahlen.

Als Thedels Gemahlin gestorben und im Münster zu Goslar beigesetzt war, übergab er seinen Besitz seinem Sohne und zog nach Livland, um dort in den Schwertorden einzutreten und so als Kreuzritter für die Unterwerfung der Heiden und die Ausbreitung des Christentums zu kämpfen. Seine und seines Rappen Leistungen, der allgemeine Bewunderung erregte, waren so gewaltig und auffällig, daß der Ordensmeister ihn fragte, wie er in den Besitz des wunderbaren Pferdes gekommen sei. Wohl bat Thedel flehentlich, ihm die Antwort zu erlassen, aber der Meister befahl ihm „bei des Gehorsams Pflicht", ihm genauen Bericht zu erstatten. Nur eine Frist von vierzehn Tagen konnte er erreichen, und diese benutzte er, um sich durch Beichte und Abendmahl auf sein Ende vorzubereiten. Mutig gab er dann die Antwort und verschied drei Tage danach im Glauben mit dem Gebet: In deine Hände, du treuer Gott, befehle ich armer Sünder meinen Geist.

10.

Wie es einmal drei Juden erging.

Auf dem Woldenberge (bei Bockenem) gab der fürstbischöfliche Drost ein großes Fest. Alle Beamte und sämtliche Adlige des Ambergaues und Salzgaues waren mit ihren Frauen und Töchtern geladen. Als man die Tafel, an der es hoch herging, aufheben und zu Tanz und Spiel übergehen wollte, meldete ein Diener, daß drei jüdische Handelsleute mit ihren Waren angekommen wären. Das erregte großen Jubel bei den Damen, denn solch günstige Gelegenheit zum Einkauf bot sich sobald nicht wieder. In einem angrenzenden Saale mußten die Juden ihre Seidenwaren und Spitzen, ihre schönen Kleiderstoffe und Schmucksachen auslegen; die Gesellschaft in fröhlichster Stimmung sah sich alles an, und die Juden machten ein gutes Geschäft.

Nach einiger Zeit — die Gesellschaft war noch beisammen — meldeten die Diener, welche mit dem Aufräumen im Speisesaal beschäftigt waren, daß drei silberne Eßlöffel fehlten. „Das haben die Juden gethan!" rief zornig der Drost und schickte sofort seine Landreiter hinter ihnen her. Diese holten sie bei Bönnien ein und brachten sie samt ihren Wagen zurück.

Ins Verhör genommen, leugneten die Juden den Diebstahl. Unter den Qualen der Folter aber gestanden sie, daß sie die Löffel genommen und beim Herannahen der Landreiter in die Nette geworfen hätten. Da suchte man sie nun freilich vergebens, aber die Strömung konnte sie ja bereits fortgeschwemmt haben. Die Juden wurden also hingerichtet.

Nach längerer Zeit — es sollte gerade große Wäsche auf dem Schlosse stattfinden — kam die Wirtschafterin aufgeregt in das Dienstzimmer des Drosten und hielt die drei verschwundenen Löffel in der Hand. Sie hatten sich in dem bei jenem Feste gebrauchten Tischzeuge gefunden.

*) Von der Burg sind noch Mauerreste in einem Garten und Spuren der Gräben in der angrenzenden Wiese vorhanden.



11.
Die Hubertuskapelle.

Zwischen Volkersheim und Sehlde, auf schönen Waldwegen auch von der Ruine Woldenberg und von den Bodensteiner Klippen erreichbar, liegt im Heinberge auf einer schroffen Felswand „das Jägerhaus“, ein vielbesuchtes Jagdschlößchen des Grafen zu Münster in Derneburg. An diesen Felsen mit der darunter liegenden Schlucht knüpft sich die Sage von der Bekehrung des heil. Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger.

Als nämlich die Glaubensboten vor vielen hundert Jahren in den Ambergau kamen, verließ alles Volk seine Götzen und wandte sich dem gekreuzigten Christengotte zu. Nur einer der Mächtigsten, dessen Namen man nicht mehr kennt, widerstrebte hartnäckig. Schon immer ein eifriger Jäger, betrieb er nun die Jagd gerade an den Sonn- und Festtagen mit einer wahren Wut. Er setzte mit seinem Jagdgefolge und seiner Meute höhnend durch die dichtesten Scharen der Kirchengänger, er wußte es bei der Verfolgung des flüchtenden Hirsches so einzurichten, daß das tolle Jagdgetöse, das Hetzen und Geheul der Hunde, der Jubel der Waldhörner und Jäger den Gottesdienst störte. Keine Vorstellung und Bitte vermochte den wilden Jäger, wie man ihn bald nannte, von seinem wüsten Treiben abzubringen.

Einst am Karfreitage suchte er wieder seine wilden Genossen zur Jagd zu sammeln. Aber so willig sie ihm sonst gefolgt waren, heute, am heiligsten Tage der Christen, verweigerten sie ihre Teilnahme und warnten den wilden Jäger vor dem Zorn des Christengottes. Doch trotzig rief er aus: „Und wenn mir der gekreuzigte Christus selber begegnet, so stelle ich das Jagen nicht ein!“

Unmutig ritt er mit einem Diener in den dichten Wald hinein. Tief in der Wildnis, in der oben bezeichneten Schlucht, trat ihm langsam und majestätisch, ohne jede Furcht, ein mächtiger Hirsch entgegen, und schritt, unbekümmert um die Hunde, auf ihn zu. Da schleuderte der Jäger rasch und geschickt seinen Speer und traf das edle Tier mitten zwischen dem Geweih. Aber siehe da! — der Hirsch stand noch hoch aufgerichtet, und der Speer war zum hell leuchtenden Kruzifix geworden. Da sank der wilde Jäger, von jähem Schreck ergriffen, anbetend auf seine Kniee und gelobte, der Jagd für immer entsagen zu wollen. Als er sich erhob, war der wunderbare Hirsch verschwunden. Der Jäger bekehrte sich zu Christo, erhielt in der Taufe den Namen Hubertus und führte seitdem ein christliches Leben.

An der Stelle, von wo der Jäger den Speer schleuderte, findet sich der Vorgang bildlich in den Felsen eingehauen, und im vorigen Jahrhundert hat ein Freiherr von Bocholtz, Drost auf dem Woldenberge, daneben eine mit dem Jägerhause durch einen unterirdischen Gang verbundene Kapelle in den Felsen hauen lassen. In dieser sieht man zur Rechten des Steinaltares den wilden Jäger mit gesträubtem Haare vor dem Hirsche, der das Kruzifix trägt, anbetend auf den Knieen liegen, und zur Linken hält der Knappe die sich bäumenden Rosse, bei denen die Hunde Schutz suchend sich verkriechen.

12.

Der Dillsgraben.

Der Dillsgraben ist ein trichterförmiger, in der Tiefe mit klarem Wasser gefüllter Erdfall auf der Höhe des Ossenberges im Gebiete der Stadt Bockenem, am leichtesten (in etwa 20 Minuten) zu erreichen vom Bahnhofe Königsdahlum.

Hier stand vor langen Jahren, so erzählt die Sage, ein herrliches Schloß, bewohnt von dem Ritter Dill und seinem Gefolge. An der Spitze desselben zog er täglich in die angrenzenden Wälder zur Jagd hinaus. So machte er sich in Begleitung eines Dieners auch am Christabend auf, als eben die Glocken der Kirche in Bockenem den erst vor einigen Jahren Christen gewordenen Bewohnern des Ambergaues die Geburt des Weltheilandes verkündeten. Wohl warnte ihn sein treuer Diener davor, diese hochheilige Nacht durch sein sündhaftes Treiben zu entweihen. Aber er lästerte frech den Christengott und verschwur sich, nicht ohne Beute heimzukehren, und sollte gleich seine Burg darüber zu Grunde gehen. Doch kein Wild ließ sich blicken, der Wald war wie ausgestorben. Endlich lief ein Hase über den Weg, aber er trug das Kreuzeszeichen an seiner Stirne. Dennoch legte Dill auf ihn an, zielte und — fehlte. Da überfiel den trotzigen Jäger ein Grauen. Hastig wandte er seinen Schimmel und jagte seiner Burg zu.

Schon sprengte er durch das Thor; da flog der Hahn, der schon zweimal vorher in menschlicher Rede die Burgbewohner gewarnt hatte, auf dasselbe, und mit dem Hahnenschrei versank das Schloß tief in den Berg hinein. Hier sitzt nun der Ritter am Steintische, durch den sein weißer Bart hindurchgewachsen ist. Nur in der Christnacht kehrt er auf kurze Zeit auf die Oberfläche der Erde zurück, um dreimal mit seinem Schimmel den Dillsgraben zu umjagen. —

Einst spielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, unten am Wasser des Dillsgraben, während ihre Eltern in der Nähe das Feld bestellten. Da lud sie ein riesengroßer Hecht mit bemoostem Haupte ein, sich Dills versunkenes Schloß anzusehen. Sie setzten sich auf seinen Rücken und wurden unversehrt von ihm in das Schloß getragen. Dort sahen sie den Ritter am Tische sitzen und wurden von ihm freundlich bewirtet und reichlich beschenkt. Dann bestiegen sie den Hecht von neuem und gelangten glücklich wieder zu ihren Eltern zurück. —

Die Fische im Dillsgraben sind die verwünschten Burgleute und dürfen deshalb nicht gefangen werden. Dennoch hatte ein verwegenes Brüderpaar, namens Homann, eines Abends dort gefischt. Aber als sie in dem Thale hinuntergingen, das „der Sütter" genannt wird, wurde die Kiepe, in der sie die Fische trugen, schwerer und schwerer, und am Kirchhofe des wüsten Dorfes Hachum mußten sie dieselbe niedersetzen, um sich zu erholen. Da blies der Wächter in Bockenem die Mitternacht, und in diesem Augenblicke begannen die Fische zu sprechen. Der eine fragte: Julian, hast du die Schweine schon eingethan? Dieser antwortete: Ja, bis auf die einäugige Sau („bet up de eineegije Seeje nah"). Voll Entsetzen nahmen die Fischer die Kiepe auf und trugen die Fische in den Dillsgraben zurück; und je näher sie diesem kamen, desto leichter ward die Last. —

Ein anderes Mal fing ein Fischer aus Bockenem einen großen Fisch im Dillsgraben, that ihn in seinen Tragkorb und schritt damit der Stadt zu, um ihn hier zu verkaufen. Aber unterwegs wurde der Fisch so schwer, daß er sich genötigt sah, einmal auszuruhen und die Kiepe auf einen Stein zu setzen. Aber wie erschrak er, als er einen Blick hineinwarf! Der Fisch hatte einen menschlichen Kopf bekommen und fing nun gar an zu sprechen. „Bringst du mich nicht sogleich wieder dahin, woher du mich geholt hast", sagte er, „so wird es dir übel ergehen." Da nahm der Fischer seine Kiepe auf und schlug eilig den Rückweg zum Dillsgraben ein; und unterwegs wurde die Tracht wieder leichter und leichter. Als er am Wasser ankam, war das Ding im Tragkorbe wieder ganz zum Fische geworden. Er wollte ihn in den Teich werfen; aber in demselben Augenblicke schlug ihn der Fisch mit dem Schwanze in das Gesicht und sprang ins Wasser. Infolge dieses Schlages starb der Fischer nach drei Tagen. — Ein anderer Fischer, der den im Dillsgraben gefangenen Fisch aus freien Stücken zurücktrug, wie er ihn zu seinem Schrecken immer schwerer werden fühlte, kam glimpflicher davon: als er den Fisch wieder in das Wasser warf, rief dieser ihm zu: „Hättest du mich nicht wieder zurückgebracht, so hätte ich dir den Hals umgedreht!"

Einst ließ sich ein Taucher („Waterduiker") in den See hinab. Da sah er in der Tiefe das versunkene Schloß mit seiner Kirche (!), und in einem großen Saale saß Ritter Dill, alt und grau, vor einem steinernen Tische, durch den sein weißer Bart hindurchgewachsen war. Doch nur mit großer Lebensgefahr gelangte der Taucher wieder an die Oberfläche, denn unten riß ein trichterförmiger Strudel alles in die Tiefe.

In der Mitte des kleinen Seees steht ein Pfahl; wenn der (am Pfingstfeste) zum Vorschein kommt, steht eine Teuerung bevor.

Das Wasser des Dillsgraben, der steten Zufluß, aber keinen sichtbaren Abfluß hat, steht unterirdisch mit dem „Negenborn", neun Brunnen auf der Bockenemer Masch vor Königsdahlum, in Verbindung. Einmal band man viele lange Stricke aneinander und befestigte sie an einem Steine, den man in den Dillsgraben warf. Da kam der Stein nach einiger Zeit bei Königsdahlum

wieder zu Tage. Einst angelten Knaben im See; es bissen auch Fische an, sie zogen aber so stark, daß jene die Schnüre loslassen mußten. Vierzehn Tage später wurden diese im Regenborn gefunden.

In dem Horenstiege, einem an den Dillsgraben grenzenden Waldteile, tobt oft der „Hastjäger". Er knallt da mit der Peitsche, und seine Hunde bellen, voran die großen mit tiefer Stimme, zuletzt kommen ganz kleine, die nur „blaffen und jaulen".

13.

Wie das Kloster Lamspringe gegründet ward.

Wenn der Leser schon in Seesen gewesen ist am Westsaume des Oberharzes, so hat er auch jenseit der Stadt den schön bewaldeten Bergzug des „Heber" gesehen, den der zerspaltene Turm der Burgruine Woldenstein kennzeichnet. Anmutig von Bergen eingeschlossen, die im Volksmnnde „der kleine Harz" heißen, liegt auf der andern Seite desselben der Flecken Lamspringe.

Hier bestand bis in den Anfang dieses Jahrhunderts eins der ältesten und angesehensten Klöster Norddeutschlands. Am 1. November 872 vom Hildesheimer Bischof Altfried eingeweiht, erhielt es am 17. Juni 873 einen Bestätigungsbrief des Königs Ludwig.

Über die Gründung des Klosters Lamspringe erzählt die Sage folgendes: Zur Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen stand diesem Teile Sachsens ein Vetter desselben namens Ricdag als Graf vor, den seine Eigenschaften nicht weniger auszeichneten als seine königliche Verwandtschaft. Auch seine tugendreiche Gattin Imhilde war von hoher Abstammung. Aber trotz alles Reichtums war das Glück des edlen Paares nicht vollkommen: sie waren kinderlos geblieben. Da gelobten sie, ihre gesamte Habe und allen Glanz der Welt Gott und den Heiligen in Erbauung eines Klosters zu verehren, wenn ihnen der Herr einen Erben — sei es Sohn oder Tochter — bescheere. Sie reisten nun nach vielen heiligen Örtern und kamen auch nach Rom. Hier brachten sie als Bittopfer das Bild eines Kindes aus reinstem Golde und von bedeutendem Gewichte dar und schütteten dem Papste Sergius († 847) ihr Herz aus. Dieser riet ihnen eine Wallfahrt nach Konstantinopel, und gehorsam machten sie sich sofort auf die mühselige Reise. Nachdem sie dort an den Schwellen des heil. Adrian ihr Gebet verrichtet und ansehnliche Opfer dargebracht hatten, verkündete ihnen eine nächtliche Erscheinung, sie würden durch eine Tochter getröstet werden. Erfreut kehrten sie nach Rom zurück, meldeten dankend dem Papste den glücklichen Erfolg der Wallfahrt und empfingen von ihm Reliquien des heil. Adrian für das zu gründende Jungfrauenkloster.

Diese und andere Heiligtümer nebst Kostbarkeiten mancherlei Art trug auf der Heimreise von Rom, welche sie bald darauf mit päpstlichem Segen antraten, ein Kamel, das sie von Konstantinopel mitgebracht hatten. Als nun die Schar der Saumtiere auf dem Jupitersberge einen jähen Abhang entlang zog, stürzte der jüngere Ricdag, der Neffe des Grafen, das Kamel mit seiner Ladung in den Abgrund; er dachte durch Vernichtung der Reliquien den Plan seines Oheims zunichte zu machen und sich dadurch das bedrohte Erbe zu sichern. Bestürzt kehrten Ricdag und Imhilde nach Rom zurück und klagten dem Papste ihr Leid. Der aber tröstete sie und gebot ihnen, nach jenem Berge eiligst zurückzukehren, weil sie dort alles Verlorene wiederfinden

würden. Und so geschah es: kaum gelangten sie an den Ort des Unfalls, so sahen sie das Kamel, noch beladen mit den unversehrten Schätzen, im schnellen Laufe den Berg ersteigen und sich an die Spitze des Zuges stellen.

Nach langer Abwesenheit langte nun der Graf auf seinen Besitzungen in den westlichen Harzvorlanden an. Kaum hatte er sich mit den Seinen von den Anstrengungen der Reise erholt, so beriet er schon mit seinen getreuen Dienern, wo das Kloster zu erbauen sei. Man wählte einen schönen Platz am Sudberge aus, steckte hier den Grundriß der Klostergebäude ab und nahm den Bau sofort in Angriff. Schon erhoben sich auf scheinbar sicheren Fundamenten die Mauern höher und höher, da stürzte plötzlich der ganze Bau zusammen. Unverzagt griff man auf einem benachbarten Baugrunde das Werk von neuem an, aber auch dieser zweite Bau hatte dasselbe Schicksal. Da berief der darob trauernde ehrwürdige Graf die vornehmsten und verständigsten seiner Lehns- und Dienstmannen, um sich bei ihnen Rats zu erholen. Die Versammlung empfahl ihm, durch seine ganze Grafschaft Edlen und Unedlen, Greisen und Kindern ein dreitägiges Fasten aufzuerlegen und am dritten Tage mit ihnen allen, barfuß und in Bußgewändern, einen Buß- und Bittgang zur Kirche zu machen.

Ricdag, dem dieser Rat wohlgefiel, ließ auch dem Kamele das Maul verbinden und so dasselbe am Fasten des Volkes teilnehmen. Und als er am dritten Tage mit den Seinen, alt und jung, an der ersten Trümmerstätte sich einfand, hängte er dem Kamele die Kapsel mit den Reliquien um den Hals und überließ es seiner Freiheit. Ohne Zögern umzog das Tier, als würde es von unsichtbarer Hand geleitet, die ganze Breite des Klosters und des Klosterhofes und arbeitete sich, indem das Volk von ferne seinen Spuren folgte, durch Buschwerk und unwegsame Stellen bis zu dem Orte durch, an dem jetzt der Hochaltar der Klosterkirche steht. Hier atmete es auf, stand still, gab einen mächtigen Ton von sich und legte sich, gleichsam das nachkommende Volk erwartend, mit gebeugten Knieen an jenem Orte nieder. Da erhob der Graf seine Stimme zu lautem, fröhlichem Danke gegen Gott, und alles Volk pries mit ihm die Herrlichkeit des Herrn, der allen nahe ist, die ihn anrufen.

Schnell wuchsen nun an diesem Gott wohlgefälligen Orte die Mauern in die Höhe. Bildhauerarbeit und Malerei zierten das Gebäude, und starke Mauern und feste Thore schirmten den Klosterhof. Das Kloster selbst bekam so viel Fenster wie das Jahr Tage, und so viel Thüren wie das Jahr Wochen hat. Zu seiner Einweihung fanden sich viele Fürsten ein, und selbst von weiter Ferne strömte das Volk zusammen. Als Graf Ricdag gegen das Ende der Feier an den Altar trat, um das Opfer darzubringen, legte seine Gemahlin, um ihm schneller folgen zu können, ihre Handschuhe eilig ab und legte sie unversehens auf eine von der Sonne beschienene Stelle. Bei ihrer Rückkehr vom Opfer fand sie dieselben im Sonnenstrahl frei schweben.

Inzwischen erwuchs die von Gott erflehte Ricburgis unter den Augen der Mutter und unter Leitung ehrbarer und geschickter Frauen zu einer tugendsamen Jungfrau. Einst, da sie noch Kind war, spielte sie mit einem hübschen Lämmchen, das ihr geschenkt worden war. Dieses entsprang ihren streichelnden Händen und scharrte mit dem Fuße in der dürren Erde; da sprudelte hier plötzlich ein lebendiges und starkes Wasser, die Lamme, hervor. Nach dieser Begebenheit erhielt das Kloster den Namen Lamspringe.

Als der herrliche Bau ganz vollendet war, sicherte Kaiser Ludwig vor versammelten Fürsten und Baronen und unter dem Zuströmen des Volkes in

Gegenwart des Grafen Ricdag kraft kaiserlicher Macht dem Kloster und allen dessen Angehörigen den Frieden zu.

Nach dem Tode des Vaters reiste die Jungfrau mit ihrer Mutter nach Rom. Papst Johannes, Sergius' Nachfolger, weihte sie zu Christi Braut und gab ihr für das Kloster, dem sie als Äbtissin vorstehen sollte, Reliquien des heil. Adrian, des heil. Dionysius und anderer Heiligen mit. Besonders wertvoll unter diesen Geschenken war auch das vom Himmel herunter gekommene Schwert des Märtyrers Adrian. Als später König Heinrich gegen die Heiden (die Ungarn) kämpfen wollte, erbat er sich dasselbe in größter Demut, erfocht damit den ruhmvollen Sieg und brachte es dann barfuß und in härenem Gewande mit größter Ehrerbietung zurück.

14.

Silberhohl.

In der Nähe der Stadt Seesen findet sich, zur Linken der über Bockenem, Ringelheim und Langelsheim weiterführenden Eisenbahnen, eine rings mit Sumpfmoosen umwachsene Einsenkung, in welcher sich mehrere Fischteiche befinden. Das ist das Silberhohl, d. i. das Silberloch.

Hier stand einst eine stolze Ritterburg. Wenn schon ihre Erbauer Wegelagerer gewesen wären, so hätten sie weit und breit keine günstigere Stelle finden können. Denn fast unmittelbar vor ihr vorüber zog die Frankfurter Straße, und auch die Nürnberger oder Augsburger Straße, die in Seesen die Richtung auf Bockenem nahm, war von hier in wenigen Minuten zu erreichen. In der Zeit aber, aus der unsere Sage erzählt, war sie wirklich eine Raubburg geworden, und wie einträglich das Handwerk vom Stegreif war, konnte man schon von weitem an dem Klingen der Pokale und dem Festjubel der Zechenden hören. Das war die Zeit, in der der verwilderte niedere Adel sang:

„Reiten und rauben ist keine Schand;
Das thun die besten im Braunschweiger Land."

Doch eine Seele war in der Burg, die anders darüber dachte. Wenn der Burgherr mit seinen Genossen auszog, um dem feindlichen Kaufherrn die reiche Wagenladung abzunehmen, die er von der Messe heimbrachte, oder um dem fleißigen Landmann die sauer erworbenen Früchte seiner Arbeit hohnlachend zu rauben, dann ging seine fromme Tochter Jutta von der Burg herab, um die Kranken in der Umgegend mit Speise und Trank und durch ein herzliches Trostwort zu erquicken und um unter die Armen Gaben und Geld zu verteilen, so weit ihre Hand reichte. Kein Wunder, daß sie bei jedermann ebenso beliebt, wie ihr Vater verhaßt war, ja mancher, den sie aus tiefem Elende errettet habe, verehrte sie wie eine Heilige.

Eines Tages kehrte der Ritter wieder mit reicher Beute von einem Raubzuge zurück, und die blutbefleckten Schwerter erzählten von den Heldenthaten, die sie an Wehrlosen und Schwachen verrichtet hatten. Nun konnte wieder ein fröhliches Gelage beginnen, und bald erscholl weithin der rohe Gesang der Räuber, und der Wein floß aus den erbeuteten Fässern in Strömen. Da erbebte plötzlich die Erde, zündende Blitze, von fürchterlichem Donnerkrachen

begleitet, zuckten hernieder, die Mauern der Burg wankten, die Erde that ihren Mund auf, und mit entsetzlichem Getöse stürzte die Burg in den schauerlichen Abgrund.

Als am andern Morgen die Bewohner der Umgegend das gefürchtete Schloß nicht mehr sahen, eilten sie erstaunt herzu. Da fanden sie keine Spur mehr von ihm, nur jene Vertiefung bezeichnete noch die Stätte, wo es gestanden hatte. Da alle geraubten Schätze mit darin begraben lagen, so nannte man sie das Silberhohl. —

Nicht lange nach diesem Strafgerichte Gottes lag eine arme Witwe in der Nähe der früheren Burg schwer krank auf ihrem Bette. Ihre drei Kinder hatten hungrig das harte Lager suchen müssen. Da seufzte die Elende: „Ach, wenn Jutta doch noch lebte!“ Und sieh, da öffnete sich leise die Thür, das Burgfräulein, in einen dichten Schleier gehüllt, trat herein, grüßte mit freundlichem, teilnehmendem Blick die Kranke, betrachtete liebreich die schlummernden Kleinen und setzte ein wunderbar geflochtenes Körbchen auf den Tisch. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über der Mutter und verschwand wortlos und leise, wie sie gekommen war.

Zum erstenmale seit langen Wochen hatte die Kranke in dieser Nacht einen festen, erquickenden Schlaf, und als sie am Morgen erwachte, fühlte sie sich völlig frisch und gesund. War ihr denn die gute Jutta, einst die Helferin aller Betrübten und Elenden, im Traum erschienen? Doch nein, da stand ja wirklich das Körbchen! und es war bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt. Da dankte die Genesene Gott auf den Knieen für die Hilfe, die er ihr zugesandt hatte.

Noch manchem Armen und Kranken hat das Burgfräulein in der Stille geholfen. Und wer sie einmal zu sehen begehrt, der muß um die Mitternacht am Neujahrs- oder am Johannistage zum Silberhohl gehen. Dann sieht er Jutta in weißem Gewande, ein Bund Schlüssel an der Seite, dort umhergehen, als suche sie die versunkene Burg.

15.

Der Reddenkolk.

Nicht weit vom Wilhelmsbade vor Seesen liegt ein Erdfall, der den Namen Reddenkolk führt (und als Badeanstalt benutzt wird). Vor Zeiten war an dieser Stelle eine Wiese. Einst hütete hier ein Schäfer seine Herde. Da wurden plötzlich, gerade als die Sonne im Mittage stand, die Tiere unruhig und liefen durcheinander, und der Hund begann vor Angst zu heulen. Und als noch der Hirt dieses ihm unerklärliche Treiben erstaunt betrachtete, erhob sich im Innern der Erde ein entsetzliches Tosen und Krachen, und der Boden geriet in Bewegung. Da jagte die Herde, vom Hunde begleitet, in wilder Flucht eine benachbarte Anhöhe hinauf, und der Schäfer fand gerade noch Zeit, auf der andern Seite der Wiese einen Weidenbaum zu erklettern. Nun spaltete unmittelbar an der Wurzel desselben die Erde, und die ganze Wiesenfläche, auf der sich vorher die Herde munter umhergetummelt hatte, versank prasselnd in die unabsehbare Tiefe. Und aus dem Schlunde, der dadurch entstand, quollen nun so gewaltige Wasserwogen, daß der Schäfer, um nicht zu ertrinken, bis in den Gipfel der Weide hinaufklettern mußte. Zu seiner Beruhigung konnte er von hieraus

auch seine Herde erblicken, wie sie, vom treuen Hunde geleitet, auf der vor den Fluten geschützten Höhe ruhig weidete.

Die aus der Tiefe heraufbrausenden Wasser überschwemmten weithin das Thal des Schildauflüßchens. Nach einigen Stunden versiegte der Zufluß, und der Schäfer konnte wieder zu seiner Herde gelangen. Zu derselben Zeit, in welcher der Reddenkolk — wie man den Erdfall nach dem Besitzer der Wiese nannte — sich bildete, entstand bei der oberen Schildaumühle ein Salzquell, der auch bei der größten Kälte niemals zufriert.

16.

Der Schatz im Schildberge.

Wenn man in Seesen die Straße nach Lautenthal einschlägt, für Fußgänger eine der schönsten im ganzen Harze, und sich nicht vom empfehlenswerten „Grünen Jäger" zu lange festhalten läßt, so gelangt man in etwa $^3/_4$ Stunden (mag man dem „Forellenstiege" an dem schäumenden Schildauflüßchen folgen oder ganz auf der Kastanienallee bleiben) an die Hendriks- oder Schildauköte. Springen dir die Hunde bellend entgegen, so geh hinein und setze dich zu Bauerochs, dem Obmann der Waldarbeiter, der hier haust, an das qualmende Feuer und laß dir von ihm erzählen. Ist die Köte aber geschlossen, so ruhe ein wenig in dem daneben erbauten Borkenhause; ladet es dich doch freundlich ein:

„Zu tiefstem Sinnen, zu geselliger Lust,
In Waldesfrische zur Stärkung der Brust,
Dem Wand'rer zur Rast, im Wetter ein Hort:
Dazu bin ich gebaut an diesen Ort."

Der steile Berg zur Linken, auf welchen dein Blick fällt, ist der Schildberg. Auf seiner Spitze erbaute der mächtige Graf Hermann von Winzenburg 1148 eine Burg, welche schon vier Jahre später nach dessen Ermordung dem Herzog Heinrich dem Löwen zufiel.

Jetzt liegt die Burg schon seit Jahrhunderten in Trümmern, und nur hier und da schauen unter dem tiefen Schutt Reste der Grundmauern hervor.

Da liegen auch Schätze mancherlei Art verborgen, aber nur wenigen Glücklichen ist es beschieden, sie zu schauen. Und nach ihnen zu forschen und zu graben, ist nicht ohne Gefahr.

Das hat auch einmal ein Steiger aus Wildemann, namens Türkmien, erfahren. Der hatte so viel von dem Reichtum erzählen hören, der vom Schildberge zu holen sein sollte, daß er sich eines Sonntags in aller Frühe mit dreien seiner Bergleute, mit Spitzhammer und Brechstange, mit Kratze und Trog aufs beste ausgerüstet, dorthin aufmachte. Unterwegs schärfte er seinen Gefährten immer von neuem ein, bei der Arbeit, die ihnen bevorstand, nicht zu sprechen und sich nicht zu fürchten. Er selbst, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und baumstark, kannte keine Furcht.

Als sie dort ankamen, untersuchten sie zunächst den Burgplatz mit dem Fäustel und der Brechstange und entdeckten auf diese Weise wirklich eine Stelle, die hohl erklang. Hier nun schlugen sie ein und schafften in eifrigster Arbeit Schutt und Erde mittels Kratze und Trog zur Seite. Bald traf der Spitzhammer auf Holz, es war — wie sich bald zeigte — eine Treppe aus Eichenholz. Nun stiegen ihre Hoffnungen auf Erfolg um ein bedeutendes; und

rascher noch als vorher flogen die gefüllten Tröge aus einer Hand in die andere, und jetzt standen sie am Fuße der Treppe und traten, voran der unerschrockene Steiger, in einen Keller ein. Doch leider war er völlig leer. Türkmien aber, keineswegs mutlos geworden, untersuchte weiter mit dem Fäustel und fand auf diese Weise wieder eine Stelle, hinter der ein hohler Raum liegen mußte. Unter ihren Werkzeugen stürzt die Wand an dieser Stelle bald prasselnd zusammen, und als Türkmien mit brennendem Grubenlichte durch die Lücke tritt, blicken die zurückbleibenden Bergleute in einen weit größeren Raum: sie sehen in der Mitte desselben einen großen, runden Tisch aus Eichenholz und auf diesem eine große Trinkkanne aus blankem Silber, dahinter aber, lang ausgestreckt auf einer Bank, einen riesenhaften Mann in grünem Jägerwams und wildledernen Hosen.

Sie bewundern den Steiger, wie er unerschrocken und unbekümmert um den Langen die schwere Kanne vom Tische hebt und mit ihr der Öffnung sich zuwendet, vor der sie stehen. Doch jetzt springt der Jäger von der Bank auf und setzt dem Steiger nach, und die drei Bergleute stürzen in Todesangst die Treppe hinauf und rennen durch den Wald, so rasch ihre Füße sie tragen wollen.

Türkmien aber ringt unterdes allein mit dem Jäger und kriegt ihn unter, so daß er ihm die Kanne lassen muß. Mit dieser kommt er gerade nach Beendigung des Nachmittags-Gottesdienstes in Wildemann an.

Der Goldschmied in Goslar giebt ihm für die Kanne eine große Summe Geldes, und Türkmien kann nun eine neue Küche in seinem Hause bauen. Doch so wie das erste Feuer darin angemacht wird, stürzen die neuen Brandmauern zusammen. Als sich das noch mehrmals wiederholt, erzählt der Steiger dem Pastor, wie er zu der Kanne gekommen ist, und fragt ihn um Rat. Und als er den befolgt, nämlich eine neue Bibel mit einmauern läßt, bleiben die Mauern stehen.

Vielleicht stehen sie noch heute, aber der Name Türkmien ist schon lange ausgestorben.

17.

Die Staufenburg.

Von der Staufenburg über dem Flecken Gittelde, die König Heinrich der Vogelsteller erbaut haben soll, ist außer den von Schutt gesäuberten Grundmauern wenig mehr als ein von dichtem Epheu umwobener Turmrest vorhanden.

Von diesem Berge, behauptet die Sage, ist unser Herr Christus in einer Wolke gen Himmel gefahren. Deshalb zieht am Himmelfahrtstage groß und klein aus Gittelde und aus der ganzen Umgegend zur Ruine hinauf.

In einem Gewölbe unter der Burg wohnt eine Jungfer mit mehreren Zwergen. Früher ließ sie sich öfters sehen, aber seitdem freche Burschen sie einmal geneckt haben, erscheint sie nur noch alle sieben Jahre einmal, und zwar am ersten Ostertage mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Sie trägt ein großes Schlüsselbund an der Seite, und ein kleines, weißes Spitzhündchen, das früher ihr Schoßhündchen gewesen ist, begleitet sie. Wenn die Stunde verstrichen ist, giebt es seiner Herrin durch lautes Bellen das Zeichen zur Rückkehr in das unterirdische Gewölbe, und diese folgt ihm mit einem langgezogenen Kreisch.

Auf der sog. Fohlenburg, einem großen Rasenplatz zwischen der Staufenburg und Gittelde, bleicht die Jungfer auch alle sieben Jahre ihre Leinwand. Der ganze Platz ist dann damit bedeckt, und das Hündchen bewacht sie.

Vorzeiten als noch der Schweinehirt seine Herde nach der Ruine trieb, bemerkte er einmal, daß eine Sau sich dort regelmäßig entfernte, und, wenn sie wiederkam, sich so satt gefressen hatte, daß sie den ganzen Tag kein Futter mehr anrührte. Da ging er ihr eines Tages nach und kam so vor eine Öffnung, vor der eine Rose blühte. Als er diese pflückte, kam die Jungfer und führte ihn in die weiten Burgkeller. Die lagen ganz voll Geld, und er durfte sich davon so viel nehmen, als er tragen konnte. Dabei ließ er aber seine Rose fallen und ließ sie auch liegen, obwohl die Jungfer ihm mehrmals sagte, er sollte doch das Beste nicht vergessen. Als er nun wieder in das Freie trat, hatte sich sein Geld in Erde verwandelt, und die Rose blühte wieder an ihrem alten Orte. Hätte er sie nicht im Keller gelassen, so wäre er nicht nur ein reicher Mann gewesen, sondern hätte auch die Jungfer erlöst gehabt.

18.

Der Knabe aus Gittelde und die Jungfer von der Staufenburg.

Ein Tagelöhner aus Gittelde ging mit seiner Frau auf das Feld, um Garben zu binden. Sie nahmen ihren zweijährigen Sohn mit und setzten ihn während ihrer Arbeit in eine Furche. Da erhob er plötzlich ein fürchterliches Geschrei, und als sie herzuliefen, fanden sie, daß sich ihm eine Schlange um den Hals gewunden hatte. Sie vermochten sie nicht loszuwinden und gingen mit dem Knaben zu einem Arzte. Der aber konnte weder Kopf noch Schwanz der Schlange finden, und sie durchzuschneiden, weigerte er sich. Ebenso sprachen andere Ärzte, die sie in Rat nahmen. Da ließen sie das Tier sitzen, zumal da der Knabe sich daran gewöhnt hatte und die Schlange sein liebes Vögelchen nannte.

Im nächsten Jahre arbeiteten sie wieder auf demselben Felde und setzten den Knaben auf die nämliche Stelle. Da schrie er wieder auf, wie im Jahre zuvor, und weinte, sein Vogel wäre weg und in die Erde gekrochen. Da nahmen sie einen Spaten und gruben nach, denn sie dachten, die Schlange in ein Bauer zu setzen, damit sich der Junge auch ferner daran freuen könnte. Sie warfen die Schlange auch mit der Erde heraus, aber sie kroch sofort noch tiefer hinein. Nun gruben sie wieder nach und stießen plötzlich auf einen Kessel mit Gold. Da sagte die Schlange: „Nun bin ich endlich erlöst! Denn wisset, lieben Leute, ich bin eine Prinzessin von der Staufenburg und habe das Gold hier vergraben. Auf mannigfache Weise habe ich es versucht, die Menschen darauf aufmerksam zu machen: Ich habe schöne Blumen auf der Stelle wachsen lassen; aber statt in der Richtung der dicken Wurzeln nachzuforschen, pflückte man die Blüten und streute sie umher."

Der Knabe wuchs heran und wurde ein stattlicher Mann. Als er sich verheiraten wollte, und die Hochzeit vor der Thür stand, ging er noch einmal nach jener Stelle im Felde, von der seine Eltern so oft erzählt hatten, und wollte sehen, ob nicht noch etwas Geld dort in der Erde zu finden wäre. Da erschien ihm ein weißes Männchen und sagte: „Geh hin auf die Burg, da wirst du Geld erhalten!" Als er dorthin kam, erwartete ihn die Prinzessin schon und fragte ihn um sein Begehr. Da erzählte er ihr, daß er heiraten

wollte und des Geldes sehr bedürfte, daß ihm seine Eltern von dem vielen Gelde nichts abgegeben hätten, und daß er von dem weißen Männchen hierher gewiesen wäre. Darauf gab ihm die Prinzessin mehrere Rollen Geld. Er feierte dann eine fröhliche Hochzeit. Doch als diese aus war, legte er sich hin und starb.

19.

Die Juden von Förste.

Im Dorfe Förste bei Osterode wohnten vor alters viele Judenfamilien. Sie hielten sich sogar einen eigenen Dachdecker. Nun trug es sich einst zu, daß der Dachdecker der Christen von einem Dache, das durch den Regen schlüpfrig geworden war, herunter stürzte und einen gerade vorübergehenden Juden tot fiel. Darüber verklagten die empörten Juden die Christen beim Papste in Rom, und dieser fällte folgendes Urteil: Der Judendachdecker steigt auf ein Dach und sucht einen vorübergehenden Christen zu Tode zu fallen. Sofort machte jener den Versuch, zielte aber schlecht und brach selbst den Hals. Um ihn zu rächen, stiegen nun die Juden auf ihre Dächer und lauerten den vorübergehenden Christen auf. Aber alle hatten dasselbe Schicksal wie ihr Dachdecker: keiner traf einen Christen, vielmehr kamen sie bei diesem Angriff selbst zu Tode.

Seitdem leben in Förste nur noch wenige Judenfamilien, die Nachkommen einiger Juden, die damals verständiger waren, als ihre Glaubensgenossen.

20.

Hans von Eisdorf.

Im dreißigjährigen Kriege, namentlich im Jahre 1626, rotteten sich die Bauern am Harzrande zu großen Räuberbanden zusammen. (Vergl. Sage Nr. 69.) Diese Harzschützen wurden nicht bloß den Dörfern, sondern auch den Städten und selbst den Truppen gefährlich und ließen sich zuletzt sogar von der einen kriegführenden Partei gegen die andere gebrauchen.

Die Anführer und „Rädleinführer“ der Banden am Westharze, welche u. a. Zellerfeld überfielen und Osterode belagerten, waren Winkel Stoffel, Hans Warnecke aus Eisdorf, Lorenz Diekmann aus Badenhausen und Hans Stats Sötefleisch von der Neuenhütte (bei Badenhausen).

Ende des Jahres 1627 bot der Herzog Friedrich Ulrich allen Harzschützen vollen Pardon an, welche bereit waren, eidlich zu geloben, sich an der Freibeuterei ferner nicht mehr zu beteiligen. Unter den wenigen, welche diesen Pardon verschmähten, war der genannte Hans Warnecke, der als „Hans von Eisdorf“ noch heute in der Volkssage fortlebt. Diese erzählt auch, wie der verwegene Bandenführer schließlich endete.

In Osterode war Jahrmarkt, und im Vertrauen auf die Jahrmarktsfreiheit, die für jedermann bis drei Uhr nachmittags währte, kam Hans von Eisdorf mit einigen seiner Anhänger in die Stadt geritten, um sich einmal einen fröhlichen Tag zu machen. In einem Bierhause auf der Neustadt kehrte er ein. Man erkannte den gefährlichen Mann, der Osterode so lange geängstigt und Osteroder Bürger um Gut und Leben gebracht hatte, sofort und machte

dem Magistrate Meldung, und dieser beschloß, sich des Bandenführers unter allen Umständen zu bemächtigen.

Plötzlich kündete — es war erst ein Uhr mittags — das Geläute der großen Glocke auf dem Ägidienturm das Ende des Jahrmarkts an. Mit einem Satze sprang Hans über den Tisch herüber, hinter dem er zechend gesessen hatte, und stürzte der Thür zu, um sein Pferd zu erreichen. Aber draußen erwarteten ihn schon Ratsdiener und bewaffnete Bürger. Es gelang ihnen trotz seiner verzweifelten Gegenwehr, ihn zu überwältigen und ihn gebunden in den nächsten Thorturm zu werfen.

Nach kurzer Gerichtsverhandlung ward er zum Tode verurteilt. Vier Ochsen zerrissen ihn in Stücke. Davon wurden drei vor den Thoren der Stadt aufgehängt, das vierte unter dem Galgen eingescharrt.

21.

Der Katzenstein bei Osterode.



Ganz nahe beim Bahnhof Osterode liegt die kleine Ortschaft Katzenstein unter einer hohen, steil abfallenden Felswand aus Kalkstein. Von diesem Felsen wird folgende Sage erzählt:

Auf der Burg Lichtenstein, von der noch jetzt Ruinen oberhalb des Dorfes Förste vorhanden sind, wohnte einst ein Ritter namens Hans von Eisdorf. Der begehrte eine Jungfrau aus edlem Geschlecht zur Gemahlin, aber obwohl sie ihm von Herzen zugethan war, so wurde er doch von den Ihrigen mit seiner Werbung abgewiesen, denn sie war wider ihren Willen zur Nonne im benachbarten Kloster Katlenburg bestimmt.

Aber Ritter Hans war nicht gemeint, sich damit zu beruhigen. Es war ihm gelungen, Tag und Stunde ihrer Einkleidung zu erfahren. Schon wurde sie von den Klosterschwestern in feierlichem Zuge nach der Klosterkirche geleitet, da sprengte er plötzlich mit seinen Knappen und Reisigen in den Klosterhof, riß die Jungfrau aus der Mitte der entsetzten Nonnen, hob sie zu sich in den Sattel und flog schon wieder dahin wie der Sturmwind, dem Lichtenstein zu.

Da vereinigte sich wider ihn die ganze Sippe der Geraubten und zog mit großer Schar vor seine Burg. Gegen eine solche Übermacht, das sah er ein, vermochte er sich nicht zu verteidigen; ebensowenig aber konnte er auf eine Aussöhnung mit den Erzürnten, die seinen Untergang geschworen hatten, rechnen; deshalb entwich er in einer dunkeln Nacht aus einer den Belagerern nicht bekannten Pforte mit der Geliebten, die entschlossen war, Glück und Ungemach mit ihm zu teilen.

Doch bald schon wurde seine Flucht entdeckt, und die ganze Schar seiner Feinde setzte ihm nach. Es war ein wilder Ritt auf Tod und Leben. Schon hatte er einen Vorsprung gewonnen, da plötzlich scheute das Roß und bäumte sich hoch, denn unter ihm gähnte tief der Abgrund des Söſethales. Hohnlachend sausten von allen Seiten die Verfolger heran, an ein Entkommen war nicht mehr zu denken, zitternd versagte das Roß den Gehorsam. Da riß er es zurück, verband ihm in der Hast die Augen mit seiner Schärpe, und als er es nun mit Sporn und Zuruf antrieb, da flog es mit wildem Satze hinunter in die grausige Tiefe. Wohl brach es hier zerschmettert vom Sturze zusammen, aber das Paar war gerettet, denn keiner der Verfolger mochte den Sprung ihm nachthun.

Nach einer andern Sage hat ein Ritter Bruno von der Linden den gefährlichen Sprung vom Katzenstein herunter gemacht. Der wohnte gleichfalls auf der Burg Lichtenstein und trieb von da argen Raub im Lande. Lange wollte es den Bauern, die ihm nachstellten, niemals gelingen, seiner habhaft zu werden, denn er hatte schlauer Weise seinen Pferden die Hufeisen verkehrt unterschlagen lassen. Eines Tages aber wurden sie seiner ansichtig und trieben ihn dermaßen in die Enge, daß ihm, wenn er ihnen nicht in die Hände fallen wollte, nichts übrig blieb, als den Sprung von den Katzensteinschen Klippen zu wagen. Sein Roß brach dabei freilich den Hals, den mit einem weitflatternden Mantel bekleideten Raubritter aber trug der Wind hinüber in den Harzwald.

22.

Wer die Osterjungfrau ist.

Vor dem Johannis- oder Harzthore von Osterode liegt auf einer die Stadt beherrschenden Höhe die Ruine der Burg Osterode. Schon 1130 vorhanden, verfiel sie nach dem Tode der Herzogin Elisabeth, der sie um 1500 als Witwendienst diente. Jetzt ist von ihr außer einem Stück der Umfassungsmauer fast nichts mehr als ein zur Hälfte eingestürzter, mächtiger runder Turm mit $3^1/_3$ m starken Mauern vorhanden. An diese Ruine knüpfen sich die hübschen Sagen von der Osterjungfrau.

Zur Zeit, als die Stadt Osterode noch nicht vorhanden war, sondern nur erst die Burg dieses Namens, sah der Jäger des Grafen, der hier wohnte, regelmäßig, wenn er von der Jagd heimritt, an der Stelle, wo nun die Marktkirche steht, ein betendes Männlein auf einem Steine sitzen. Er machte davon seinem Herrn Mitteilung, und als dieser ihn nun eines Tages dahin begleitete, sah auch er den kleinen Mann. Da sprach er: „An diesen Platz will ich ein Bethaus bauen!“ So entstand hier mitten im Walde die heutige Marktkirche. Bald aber siedelten sich in ihrer Nähe Nachbarn an, und die Petersilienstraße war die erste der neuen Stadt Osterode.

Jener „Graf Osterode“ hatte nur eine Tochter. Vor seinem Tode befahl er sie der Obhut und dem Schutze eines alten, treuen Knappen. Bald danach führte ein Krieg viele Ritter in diese Gegend, und einer derselben bewarb sich um die reiche Grafentochter, wurde aber abgewiesen. Da kam er noch einmal in Begleitung vieler Ritter, erhielt aber dieselbe Antwort. Nun fiel er mit großem Volk in ihr Gebiet ein und verwüstete alles. Der alte Knappe hatte auch seine Mannschaft gesammelt, doch konnte er gegen die Übermacht des frechen Ritters nichts ausrichten. So gewann dieser auch die Burg.

Aber die Grafentochter blieb seiner Bewerbung gegenüber auch diesesmal standhaft, auch als er ihr drohte, sie zu verwünschen, daß sie im Keller bei ihren Schätzen sitzen müßte.

Er führte seine Drohung aus und bewachte sie als Kettenhund in dem mit allen Schätzen angefüllten Schloßkeller. Nur einmal im Jahre, am heiligen Ostermorgen, erlaubt er ihr, von der Burg am Bärengraben hinunter an das Lerbacher Wasser zu gehen, um sich hier zu waschen.

Einige sagen, die Jungfrau habe Astarod geheißen, und ihr Vater habe in der Fehde mit einem Ritter, der auf der benachbarten Staufenburg gewohnt habe, seinen Tod gefunden.

23.
Die Osterjungfrau und der Leinweber.

a.

Zur Zeit einer großen Teurung machte sich ein armer Leinweber in Osterode in der Frühe des Ostermorgens auf, um ein Stück Leinwand auf den Oberharz zum Verkauf zu tragen. Sein Herz war voll bitterer Sorge, denn wenn er heute keinen Abnehmer für seine Arbeit fand, so mußten seine Frau und seine fünf Kinder so hungrig zu Bett gehen, wie sie aufgestanden waren. Doch mit Gottvertrauen überwand er die trüben Gedanken, und als er nun seine Augen erhob und sich des herrlichen Morgens freute, erblickte er am grünen Ufer des Bächleins, das von Lerbach der Söse zurinnt, eine liebliche Jungfrau, die sich in dem klaren Wasser desselben ihre Füße wusch. Freundlich winkte sie ihm, näher zu treten, und sagte: „Du bist zur glücklichen Stunde gekommen, armer Mann. Denn nur einmal im Jahre ist es mir verstattet, zu beglücken, wenn anders Reichtum glücklich machen kann. Komm die nächste Nacht um 12 Uhr nach der alten Burg; da wirst du in den Trümmern eine Blume erblicken; die pflücke ab; dann erschließen sich dir die Schätze, die einst mein waren. Davon nimm dann, so viel du willst. Doch jetzt kehre um und sprich deinem Weibe Trost zu. Meine Zeit ist nun um!" Damit entschwand sie seinen Blicken.

Der Leinweber that nach ihrem Geheiß. Als er die Ruine erreichte, strahlte ihm aus einem halb verschütteten Gewölbe ein heller Schein entgegen, und als er, etwas beklommen, dort eintrat, sah er, daß das Licht von einer weißen Lilie ausging, die mitten zwischen Steinbrocken gar lieblich blühte. Im Hintergrunde der Halle aber saß die Jungfrau, die ihm am Morgen erschienen war, angethan mit einem silbergrauen Gewande und das Haar mit einem Kranze aus weißen Rosen geschmückt. Auf ihren Wink pflückte er die Lilie und steckte sie an den Hut. Da dröhnte es gewaltig in der Tiefe. Der Boden vor ihm versank, und heraus stieg ein großer Kessel, bis an den Rand gefüllt mit rotem Golde. Erst als die Jungfrau ihm ermunternd zuredete, getraute er sich, davon zu nehmen. Nun aber füllte er sich Taschen und Hut, so viel sie fassen konnten.

Nun war er aller Sorgen ledig. Doch blieb er der Arbeit treu wie bisher. Er kaufte sich ein großes Haus und beschäftigte viele Weber, die bis dahin nur kümmerlich sich hatten durchschlagen können. So wurde er der Begründer der regen Fabrikthätigkeit der Stadt Osterode.

Als der Herzog von der Lilie hörte, die der Weber mit nach Hause gebracht hatte, kaufte er sie und nahm sie in sein Wappen auf.

b.

Die Geschichte wird auch so erzählt:

Ein armer Leinweber aus Osterode trug am Sonnabend vor Ostern ein Stück Leinen nach Klausthal hinauf. Mit dem Webelohn, das er dafür erhielt, wollte er das Osterfest feiern. Er wäre gern noch den Abend wieder zu seiner Familie zurückgekehrt, aber es war ihm spät geworden, und es schien ihm nicht geraten, so im Dunkeln den Weg allein zurückzugehen. Er blieb also die Nacht in Klausthal.

Als aber kaum der Morgen graute, machte er sich schon auf den Weg, und als die Sonne gerade vor ihrem Aufgange war, befand er sich schon oberhalb der Freiheit.*) Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau, mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel, auf das Flüßchen zuging und sich daraus wusch. Betroffen stand er still, und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Ehrerbietig zog er den Hut ab, und als sie freundlich dankte, faßte er sich ein Herz und fragte, warum sie denn schon so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche. „Das pfleg ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu thun", antwortete die Jungfrau, „und dann bleibe ich immer schön und jung." Der Leinweber fragte weiter, wo sie denn wohne, und ob ihr Haus weit von hier sei. „Nicht weit; wenn du Lust hast, will ich dich hinführen." Der Leinweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug, und die war so schön, wie er sein Lebtag nicht gesehen hatte. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen. Also sagte er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß ihr jetzt schon Lilien führt?" „Geh nur mit mir", antwortete die Jungfrau, „so will ich dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie schritten mit einander dem Trümmerhaufen des alten Schlosses zu; der kam dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vor, als früher; und die eiserne Thür, vor der sie jetzt standen, hatte er sonst noch gar nicht bemerkt. Vor derselben blühten auf einem grünen Platze drei weiße Lilien; davon brach die Jungfrau eine, gab sie dem erstaunten Manne und sagte: „Die nimm mit nach Hause und verwahre sie wohl." Treuherzig dankte ihr der Leinweber und steckte die Lilie an seinen Hut. Als er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden, und die Thür war auch nicht mehr zu sehen, und die alte Burg stand wieder so traurig und verfallen da wie immer.

Daraus weiß sich der arme Schelm nun gar nicht zu finden und denkt: Es ist das Beste, du gehst nach Hause. Als er hier ankommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht hat, auf den Tisch und den Hut mit der Lilie daneben. Da ruft seine Frau: „Woher hast du denn die prächtige Lilie bekommen? Die schimmert ja wie eitel Gold und Silber!" Der Mann erzählt's und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach", ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen, und dies ist auch keine gemeine Lilie! Das ist lauter Gold und Silber! Du warst zur glücklichen Stunde des Wegs gekommen. Ist die Jungfer nicht in die eiserne Thür gegangen?" „Ja, das ist sie; ich wollte auch mit ihr hinein, aber ich konnte die Thür nicht wieder finden." „Ja, so geht's allen!" sagt seine Frau.

---

*) Die an die Johannisvorstadt grenzende Freiheit (oder Schloßfreiheit) ist ein Vorort, der nicht unter der Verwaltung des Stadtmagistrats steht, sondern eine selbständige Gemeinde bildet.

Als die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied. Der staunte nicht wenig und sagte: „Die Blume ist vom feinsten Golde und Silber, und ganz Osterode hat nicht Geld genug, sie zu bezahlen. Ich kann dir nur raten, dieses Kleinod noch eine Zeitlang aufzubewahren, dann wird sich schon der rechte Käufer dafür finden."

Das war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen könne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rat ließ den Weber vor sich auf das Rathaus fordern, damit er aussage, wie er zu der Lilie gekommen sei; und das that er auch treu und ehrlich und zeigte den Ratsherren die herrliche Blume. Da beschloß der Rat, sie dem Herzoge zum Kauf anzutragen, und gab dem Weber ein wohlverfaßtes Schreiben mit. Als dieser damit an dem Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzoge einig, daß dieser ihm und seinen Kindern, so lange sie allesamt leben würden, ein angemessenes Jahrgeld auszahlte.

Die Lilie trug nachher die Herzogin an außerordentlichen Festtagen als Schmuck, zu andern Zeiten wurde sie sorgfältig verwahrt. Der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf.

24.

Die Osterjungfrau und der Schneider.

Einst traf auch ein Osteroder Schneider namens Mertens die Osterjungfrau am Ostermorgen am Lerbacher Wasser. Er bot ihr Guten Morgen! und sie dankte ihm freundlich. Da fragte er sie, woher sie denn in dieser Jahreszeit die schöne Rose habe, mit der sie sich geschmückt hatte. „Die ist aus meinem Garten", antwortete sie, „willst du auch eine haben, so komme nur mit!" Er folgte ihr die Burghöhe hinan.

Aber das war doch nicht die Ruine, die er von Jugend auf kannte, und in der er als Knabe so oft umhergeklettert war! Da stand ja ein prachtvolles Schloß, von einem wunderschönen Garten umgeben, in dem der schönsten Blumen gar viele blühten. Die Jungfrau pflückte ihm eine weiße Lilie ab, und dankend steckte er diese an seinen Hut. In demselben Augenblick waren Jungfrau und Garten und Schloß verschwunden, und vor ihm lagen wieder die wüsten Trümmer der Burg.

Als er nun der Stadt zuschritt, merkte er, daß die Lilie immer schwerer ward; und als er sie zu Hause abnahm, siehe — da war sie gediegenes Silber. Durfte er sie behalten? Er fragte den Magistrat um Rat. Der beruhigte ihn darüber und ließ auch die Lilie abschätzen. Da fand sich denn, daß sie einen bedeutenden Kunstwert hatte.

25.

Wie die Osterjungfrau erlöst wurde.

Einst ritt in der Osternacht ein junger Ritter von Klausthal nach Osterode hinunter. Da traf er die Jungfrau, wie sie sich aus dem Lerbach Wasser schöpfte. Er grüßte sie, und als sie ihm freundlich dankte, fragte er, woher sie die schöne Rose habe, die sie am Busen trage. Aus ihrem Garten, ant-

wortete sie, und sie wollte ihm auch eine solche schenken, wenn er ihr folgte. Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, stieg er vom Rosse und schritt ihr nach zur alten Burg hinauf. Aber diese war jetzt ein stattliches Schloß mit schönem Blumengarten. Sie pflückte ihm eine Rose und verschwand dann rasch hinter einer eisernen Pforte. Aber ehe sie diese schließen konnte, erfaßte er die Thür und drängte sich ihr nach. Da sprang ihm in dem finsteren Gemach wütend ein grimmiger Hund entgegen, der an eine Kette geschlossen war. Aber mit geübtem Griff erfaßte er das Halsband des bösartigen Wächters und bezwang ihn.

Da stand die Jungfrau plötzlich wieder vor ihm, erzählte ihm ihre Geschichte und begrüßte ihn als ihren Retter, denn durch seine mutige That war sie nun für immer erlöst. Zum Dank gab sie ihm ihre Hand, und das glückliche Paar hat noch manches Jahr auf der schönen Burg gewohnt.

26.



Die Teufelsbäder.



Zur Zeit, als es noch unsicher war im Harzgebirge, hauste in der Gegend von Osterode ein entsetzlicher Räuber, der vor keinem Morde zurückschreckte. Einst begegnete ihm auf einsamem Gebirgspfade ein greiser Mönch, das Kruzifix in der Hand. Der besaß nichts, was er dem Räuber geben konnte, da spaltete ihm dieser das Haupt und ließ ihn tot am Wege liegen. Als er nun seiner Höhle zuschritt, die im Tannendickicht lag, traf er auf eine Köhlerfrau, die ihrem Manne Speise zugetragen hatte. Von der forderte er zu essen. Vor Schrecken keines Wortes mächtig, kehrte sie ihre Kiepe um, zum Beweise, daß sie ihm nichts zu geben vermochte. Da holte er ergrimmt zum Todesstreiche aus. Aber machtlos sank sein Arm wieder nieder, denn das Weib erschien ihm plötzlich riesengroß, und schrecklich klangen ihm ihre Worte ins Ohr: Das Maß deiner Sünden ist voll! Mach dich bereit!

Er stürzte besinnungslos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, brach schon der helle Morgen an. Bald kam ihm das Erlebnis nur wie ein wüster Traum vor, und er holte seine Hunde aus der Höhle, um zu jagen. Sie scheuchten einen schwarzen Eber auf, so groß, wie er noch nie ihm vorgekommen war, und nun begann eine wilde Hetze, bergauf und bergab, über Felsen und durch Gestrüpp. Aber trotz aller Anstrengung blieb die Entfernung zwischen dem Wilde und seinen Verfolgern stets die nämliche. Und schon wollte der Räuber ermattet die Jagd aufgeben, da schien es ihm, als wenn auch die Kräfte des Ebers nachließen. Nun verdoppelte er wieder seine Schritte; fast schon konnte er den Eber greifen, da sprang dieser einen Abhang hinunter; blind vor Wut und Jagdeifer folgte ihm der Räuber, und im nächsten Augenblicke stürzte er samt seinen Hunden in das Teufelsbad, einen unergründlichen Erdfall, dessen kalte Wasser ihn nicht wieder losließen.



27.

Woher Lerbach seinen Namen hat.

Wie alle oberharzischen Orte, so ist auch das Dorf Lerbach zwischen Osterode und Klausthal erst verhältnismäßig spät entstanden.

Vor alter Zeit lag in dieser Gegend nur der Osteröder Rinderstall. Da ritt einmal ein reicher Ritter von Osterode den Weg nach dem Oberharze hinauf. Er hatte schon einen langen, beschwerlichen Weg hinter sich, und sein Pferd wurde matt und konnte nicht mehr vorwärts. Da band er es an einen Baum und stieg in das Thal hinunter, um Wasser aus dem Bache zu holen. Aber er fand darin nicht einen Fingerhut voll, denn die Sommerhitze hatte ihn völlig ausgetrocknet. Nun schritt er, Wasser suchend, im Flußbette weit hinauf, aber auch da war kein Tröpfchen zu finden; und voll Unmuts schalt er auf den leeren Bach.

Unterdes hatte die Frau des Rinderhirten, die im Walde Theekräuter suchte, das Pferd des Ritters entdeckt, und da es herrenlos zu sein schien, so schwang sie sich hinauf und jagte dem Rinderstalle zu. Sie zog den Schimmel unter das Dach und schnallte ihm den reich mit Geld gefüllten Mantelsack ab. Dann schloß sie den Stall sorgfältig und suchte ihren Mann bei seiner Herde auf, um ihm freudig von dem willkommenen Funde Mitteilung zu machen. Als sie aber zurückkehrte, war das Pferd auf wunderbare Weise verschwunden. Doch hatten sie des Geldes nun so viel — denn der Eigentümer meldete sich nicht — daß sie das Hirtenleben aufgeben und das Dorf Lerbach gründen konnten.

Andre erzählen, der Ritter habe, vom Wiehern seines Pferdes geleitet, den Stall aufgefunden und der Hirtenfrau zum Danke dafür, daß sie ihm seinen Schimmel getränkt hatte, das Geld geschenkt.



28.

Die Lerbacher Zwerge.

Durch Lerbach kam einst ein großes Zwergvolk marschiert und tauschte dabei viele Kinder gegen Zwergkinder um. Deshalb gab es dort lange Zeit, und sogar noch in diesem Jahrhundert, so viel Kropfleidende, Kakerlaken und Kretins.

Doch blieben manche Zwerge auch in Lerbach zurück und verkehrten, für Erwachsene unsichtbar, viel mit den Kindern. Einmal hörte man von draußen,

wie ein Zwerg zu einem Kinde, mit dem er aus demseben Napfe aß, mit seiner tiefen Stimme sagte: „Diu moßt den Napp ok nich sau scheif holen!“ Auch sonst hörte man die Zwerge oft mit den Kindern sprechen. Einmal verstand man, wie eine alte Zwergin einen Zwerg aus der Stube abrief, weil seine Schwester krank geworden war. Hin und wieder tauschten sie auch Kinder um. Einst merkte eine Mutter zu ihrem Schrecken, daß ihr statt ihres wohlgestalteten Kindes ein häßlicher Wechselbalg in die Wiege gelegt war. Da stellte sie sich mit diesem auf den Rat des Scharfrichters von Osterode in die Hausthür und schlug es unbarmherzig mit der Rute. Sogleich eilte die Mutter des Zwergkindes aus dem Walde herbei und gab das gestohlene Kind gegen das ihrige zurück.



Eines Tages trafen einige Bergleute in der Nähe von Lerbach eine große Anzahl Zwerge an, die waren sehr vergnügt und warfen die einzige Nebelkappe, die sie zusammen besaßen, im fröhlichen Spiel fortwährend in die Luft. Als jene sie nach dem Grunde ihrer Fröhlichkeit fragten, riefen sie: „Wir gehen nach Osterode auf eine Hochzeit!“ „Dann wollen wir auch mit!“ antworteten die Bergleute.

In Osterode angekommen, stellten sich die Zwerge in der Nähe des Hochzeitshauses an einem Platze auf, wo sie nicht sofort von jedermann gesehen werden konnten; und nun ging immer einer, durch die Nebelkappe unsichtbar gemacht, in die Hochzeitsstube und aß sich von den Hochzeitsschüsseln satt. Als die Bergleute das eine Zeitlang angesehen hatten, nahmen sie ihnen die Kappe weg und machten es ihnen nach. Aber nachgerade merkten nun die Hochzeitsgäste zu ihrem Erstaunen, wie die Speisen verschwanden und die Schüsseln immer leerer wurden. Zuletzt wurde einer der Bergleute, als an ihn wieder die Reihe des Essens kam, so übermütig, daß er allerlei

Unordnung und Störung in der Hochzeitsstube anzurichten versuchte. Da sprangen die Zwerge herein, rissen ihm die Kappe ab und eilten damit hinweg.

29.

Frau Holle auf der Kuckholzklippe.

Nicht weit vom Heiligenstock, über den die Straße von Klausthal nach Osterode führt, ragt aus dem Buchenwalde die Kuckholzklippe auf, von der man einen schönen Blick auf das tief zu Füßen liegende Dorf Lerbach und über Osterode hinaus bis zu den Leine- und Wesergebirgen und bis zur Bramburg und zum Meißner in Hessen hat.

Auf dieser Klippe hat die Frau Holle ihre Wohnung. Wenn sie ihr Bett macht, dann schneit es in Klausthal. Auch wenn sie ihr flatterndes, weißes Gewand weit auseinander schlägt, entsteht Schneegestöber. Zwischen elf und zwölf Uhr nachts steigt sie mit zwei hellschimmernden Eimern von der Klippe in das Lerbacher Thal hinunter, um Wasser zu holen. Denn sie hat dort ein Faß ohne Boden; wenn sie das gefüllt hat, so ist sie erlöst.

Abends geht sie oft durch Lerbach und schaut, wo sie Licht sieht, durch das Fenster. Einer armen Witwe mit vier Kindern, die einst noch um Mitternacht fleißig spann, warf sie sieben voll gesponnene Rollen in das Fenster. Zur Winterszeit kommt sie auch wohl mal in eine Stube, um sich zu wärmen. Einst suchte sie ein Mann gegen die glühende Ofenplatte zu drängen, da faßte sie den Ofen und nahm ihn mit.

Oft sitzt sie am Wege und winselt. Dann will sie nicht beachtet sein. Am Abend vor Ostern fährt sie in einem Kutschwagen durch Lerbach und die alte, steile Heerstraße hinauf, welche in der Nähe der Kuckholzklippe vorüberführt. Wenn sie stille hält, um einen Vorübergehenden nach dem Wege zu fragen und dann zum Dank die Hand aus dem Wagen reicht, muß man ihr den Stock hinhalten, denn die Hand, die man ihr giebt, brennt sofort schwarz.

Am Oberharz heißt sie auch die Haulemutter.



30.

Der Werwolf.*)

Zwei Bergleute mähten miteinander Gras auf der Wiese vor Buntenbock, und nebenan am Waldsaume ließen Osteroder Eseltreiber ihre Tiere grasen, mit denen sie Korn oder Gips nach Klausthal gebracht hatten. Da läutete die Vesperglocke, und die Mäher legten ihre Sensen hin, um ein wenig zu rasten und ein Butterbrot zu essen. Der eine von ihnen hatte stets einen gewaltigen Appetit, und sein Kamerad hatte sich schon oft darob verwundert und ihn freundschaftlich geneckt. Jetzt sagte jener: „Fang nur einstweilen an! Ich will nur eben etwas in den Wald hineingehen.“ Doch neugierig folgte ihm sein Kamerad, und was sah er? Als jener in die Nähe eines jungen Esels kam, zog er einen Riemen aus der Tasche und schnallte diesen um. Da war er ein Wolf und fiel über das entsetzte Tier her und riß es zu Boden. Als er die beiden Hinterschenkel aufgefressen hatte, zupfte er sich mit den Zähnen einige Haare aus der Seite und war im selben Augenblicke wieder der Grasmäher. Da trat sein Kamerad hinter den jungen Tannen hervor und sagte: „Nun weiß ich, woher dein fortwährender Hunger stammt. Du hast einen Wolfs-

*) Wer heißt Mann, Mensch (noch erhalten u. a. in Wergeld, Wermut).

magen. Ich habe nämlich alles gesehen, was du eben gemacht hast, und —". Doch er hörte mitten im Satze auf, denn sein Kamerad rannte, schon wieder in einen Wolf verwandelt, dem Walde zu. Man hat nie wieder von ihm gehört.

König Hübich.

(31—34.)

Tief im Gebirg am Tannenhain
Steigt aus dem Thal ein alter Stein:
Er schaut ins Land hinaus gar fern,
Ihm nahn die Menschen nimmer gern.

Dort spannt sein Netz der Epheu aus
Und wölbt ein schattig grünes Haus,
Am Rande schwillt das Moos so weich,
Tief rinnt die Quelle durchs Gesträuch.

Wie einsam ist es auf den Höhn!
Wie schaurig hier die Winde wehn!
Dumpf rauscht der wilde Bach herauf
Und sucht durchs Dunkel seinen Lauf.

Der „alte Stein", den der Dichter hier besingt, ist der Hübichenstein bei Grund, ein 40 m hoher feinkörniger Kalkstein-Doppelfelsen, den ein Riese hier aus dem Schuh geschüttet, oder den — wie andere sagen — die Sintflut hierher geschwemmt hat. Unter ihm öffnen sich noch unerforschte weitverzweigte Höhlen, einst die Residenz des Zwergkönigs Hübich und seine Schatzkammer zugleich, aus deren Fülle er an notleidende Menschen freigebig spendete. Von den Sagen, die davon erzählen, sind die folgenden die schönsten.



31.

Die silbernen Tannzapfen.

In Grund wohnte einmal eine recht arme Bergmannsfamilie. Sieben Kinder, alle noch klein und nicht im stande, zu arbeiten, saßen um den Tisch herum und begehrten zu essen mit gesegnetem Appetit, und die Mutter hatte oftmals kaum ein Stück trocknes Brot für jedes; denn Kartoffeln, mit denen sich heutzutage der Arme oft lange über den Hunger hinwegtäuscht, kannte man damals noch nicht in unsern Gegenden; die ersten hat erst der Großvater meines Großvaters mit einem Zug Pferde, die er in Holland eingekauft hatte, von da mitgebracht.

In einem engen Kämmerchen neben der dürftig ausgestatteten Wohnstube lag das Familienhaupt schwach und elend auf seinem Bette. Schon viele Wochen währte seine Krankheit und wollte noch immer nicht weichen. Krankengelder wurden damals noch nicht gezahlt; so wurden Mangel und Not immer größer, und wie soll ein kranker Hausvater genesen, wenn ihm die Sorge um das Brot für seine darbenden Kinder am Herzen nagt!

Als die Mutter heute Morgen in aller Frühe aufstand, lagen die Kinder noch alle im gesunden Schlafe, und auch der Vater war einmal eingeschlummert. Da dachte sie: „Du sollst indes, der Wald ist ja so nahe, eine Kiepe voll Tannenzapfen holen. Wenn sie erwachen, bist du wieder daheim, und für den Groschen, den man dir gerne für die Tannzapfen zahlt, bringst du gleich Brot mit vom Bäcker." Hoch aufgeschürzt, schritt sie eiligst dem Walde zu. Es war noch so still ringsum, und sie mit ihren Gedanken ganz allein. Da traten ihr die Tage des Glücks vor die Augen, die sie mit ihrem Manne verlebt hatte. Sie sah diesen am Wochenschluß mit seinem guten Verdienst nach

Hause kommen, der bei sparsamer Einteilung, bei ihrem rüstigen Schaffen daheim gerade für eine Woche ausreichte; sie sah sich an der Seite ihres gesunden Gatten, an der Hand die Kleinen, umschwärmt von den größeren Kindern, am Sonntag-Nachmittag nach beendigtem Gottesdienste, auf diesem selben Wege dem Walde zuwandern, um miteinander in Waldesfrische und Tannenduft der Glückseligkeit trauten Familienlebens zu genießen. Es überkam sie eine Art Heimweh nach jener schönen Zeit, und sie setzte sich auf einen umgehauenen Baumstamm am Wege und vergoß Thränen des Schmerzes und der Sehnsucht.

Doch schon nach wenigen Minuten dachte sie: „Du darfst nicht länger säumen, denn wenn du ohne Geld nach Hause kämest, müßtest du ja die Kinder zum Bitten ausschicken.“ Und wie sie ihre Schürze heruntemahm, mit der sie ihr weinendes Antlitz verhüllt gehabt hatte, da stand vor ihr ein uraltes Männlein mit langem weißen Bart und wunderbar bekleidet. Fast wäre sie erschrocken, aber der Alte sah sie so mitleidig an, daß sie ihm auf seine Frage, was ihr fehle, ihr ganzes Herz ausschüttete. Da sprach das gute Männlein: „Verliere den Mut nicht, liebe Frau, euer Elend kann gar bald ein Ende haben. Wenn du aber schöne Tannäpfel suchst, so gehe dieses Wegs noch etwas weiter bis zum Hübichenstein, da liegen sie in Menge umher.“

Getröstet machte sich die Frau auf. Aber als sie an jenen Felsen kam und die Kiepe absetzte, um Tannzapfen zu lesen, da flogen solche von allen Seiten prasselnd in die Kiepe hinein, und sie dachte: „Das hättest du dem Alten nicht zugetraut, daß er dir solchen Schabernack anrichten würde.“ Damit raffte sie ihre Kiepe auf und ging eine Strecke vom Hübichenstein hinweg, denn sie meinte, die Jungen, die hinter den Büschen versteckt lägen, würden ihr sonst noch die Augen auswerfen. Daß jeder Zapfen geradezu in die Kiepe geflogen war, das hatte sie in ihrer Trauer nicht bemerkt.

Sie brauchte nur noch wenige Tannäpfel vom Boden aufzunehmen, da war schon die Kiepe bis an den Rand gefüllt, und sie machte sich unverzüglich auf den Heimweg. Aber so rasch, wie sie dachte, kam sie nicht nach Hause. Wie schwer kommen ihr heute die leichten, trockenen Tannzapfen vor, viel schwerer, als eine Tracht Holz, wie sie deren so manche vom Iberge und Winterberge mühsam nach Hause getragen hat! Sie muß sich einmal und wieder und immer in kürzeren Fristen ausruhen, und es ist ihr vor Mattigkeit nicht möglich, die Ladung erst noch in der Stadt zum Kaufe auszubieten; sie muß zunächst nur sehen, daß sie damit glücklich nach Hause kommt.

Wie atmet sie auf, als sie die Tracht vom Rücken los wird! Kopfschüttelnd stürzt sie die Kiepe um, die sie jetzt kaum zu heben vermag. Da fallen klingend und glänzend lauter silberne Tannzapfen heraus. Starr vor Verwunderung betrachtet sie dieselben einen Augenblick und freut sich des Reichtums. Dann aber läuft sie in die Kammer zu ihrem Manne, den sie soeben hat husten hören, erzählt ihm in kurzen Worten, was ihr begegnet ist, und spricht dann: „Vom Bösen will ich nichts geschenkt. Sofort bringe ich die Tannäpfel wieder zurück in den Wald.“

„Gemach, liebes Weib“, antwortet da, glückselig lächelnd der Mann, „der Alte, der dir das Silber beschert hat, das kann niemand anders sein als Hübich, und was der von seinem Reichtum uns schenkt, das dürfen wir mit gutem Gewissen behalten. Der hat schon manchem Armen aus der Not geholfen.“

Am andern Morgen schlägt die Frau um dieselbe Stunde den nämlichen Weg ein. Vielleicht, so denkt sie, triffst du den guten Zwerg wieder, dann kannst du ihm doch wenigstens deinen Dank aussprechen. Und sie hat sich

nicht geirrt. Als sie an den Baum kommt, auf dem sie gestern weinend gesessen hat, da tritt Hübich gerade aus den Büschen heraus, lacht sie freundlich an und fragt: „Nun, hast du gestern schöne Tannzapfen gefunden?" Da drückt sie ihm überquellenden Herzens seine kleine Hand und sagt: „Wie freue ich mich, Herr König, daß ich euch noch einmal treffe! Ich wollte euch danken, daß ihr uns aus aller Not gerissen und uns so reich beschenkt habt." Hübich aber wehrt den Dank lachend ab und sagt: „Ich habe dir hier noch etwas Gutes mitgebracht. Nimm dieses Büschel Kräuter und koche davon deinem Manne einen Thee. Dann wird er wieder gesund werden." Damit war er verschwunden.

Da kam die Frau überglücklich nach Hause, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb, und ging sofort daran, ihm aus den Kräutern ein Tränklein zu bereiten. Und dies schlug gut an, und ihr Mann konnte nach wenigen Tagen gesund sein Schmerzenslager verlassen.

Ihre Tannzapfen verkauften sie in der Klausthaler Münze und bekamen dafür eine so große Summe Geldes, daß sie zeitlebens aller Sorgen ledig waren. Einen Tannzapfen aber hoben sie zum Andenken auf, den bewahrte noch lange nachher ihr Urenkel auf. Seitdem weiß man nicht, wo er geblieben ist.

32.

Der junge Förster auf dem Hübichenstein.

Zur Zeit, als der kleinere Felsen des Hübichensteins noch der größere war — die Dänen sollen im dreißigjährigen Kriege aus Mutwillen die Spitze heruntergeschossen haben — hatte auf ihm ein Paar Edelfalken seinen Horst und trug dorthin seinen Jungen zum Fraß manch zartes Rehkälbchen und junges Häslein. Trotzdem ließen die Jäger sie unbehelligt, denn es schien, als hätte der König selbst dieses Vogelpaar, von dem schon die Großeltern erzählen konnten, zu Wächtern auf die Zinne seiner Felsenburg gesetzt.

Da war einmal ein junger Forstmann in Grund, Gehilfe des Försters, seines wackern Vaters, der dachte anders und sah in Hübichs Falken nur gefräßige Waldräuber und gefährliche Wilddiebe. Und er hatte schon manche Stunde ihnen aufgelauert und, wenn sie vom Horste flogen oder dorthin zurückkehrten, sein gutes Gewehr mit sicherer Hand auf sie abgebrannt, aber niemals ihnen etwas anhaben können. Wohl flogen bei seinen Schüssen ganze Büschel Federn in die Luft, doch unbekümmert setzten die Vögel, als wären sie kugelfest, stets ihren Flug fort.

So mußte er ihnen denn auf andre Weise beizukommen suchen: er wollte den Horst erklettern, den Alten dort Schlingen legen und sie dann samt den Jungen umbringen.

Eines Sonntagmorgens machte er sich, mit allem Notwendigen ausgerüstet, dazu auf. Daß er des Herrn Tag dadurch entweihte, kam ihm nicht einmal in den Sinn, denn nach Gottes Wort fragte er nichts, und die Kirche kannte er seit Jahren nur von außen. Doch als gerade in dem Augenblick, da er sich anschickte, den Felsen zu ersteigen, das Glockengeläut in Grund anhub und in die feierliche Waldesstille zu ihm herüberklang, da fühlte er in seinem Innern etwas wie eine Mahnung, wenigstens heute von seinem Vorhaben abzustehen. Aber schon im nächsten Augenblick verspottete er sich selbst ob dieser Regung und begann, den Hübichenstein zu erklimmen.

Das war ein gar schwieriges und gefährliches Unternehmen, und mehrmals war er nahe daran, auszugleiten und in die Tiefe zu stürzen, aber unerschrocken setzte er seinen Fuß höher und höher, und nun stand er auf der Spitze und schaute triumphierend in das Waldmeer hinaus. Doch er durfte vorerst nicht zögern, damit ihn die alten Falken, die er vorher hatte ausfliegen sehen, nicht bei seiner Arbeit überraschten. Dort seitwärts in einer Vertiefung erblickte er den Falkenhorst mit zwei noch nicht flüggen, in weißen Flaum gekleideten Jungen. Da legte er auf allen Seiten Schlingen, in denen das Elternpaar bei seiner Rückkehr sich fangen sollte. Und nun konnte er noch einmal auf die höchste Kuppe des Felsen treten, auf der noch niemand vor ihm gestanden hatte. „Du hast vollbracht, was keiner sonst kann; du bist geschickter und klüger als sie alle mit einander!" Diese Gedanken, und keine sonst weiter, nicht die Freude an der herrlichen Aussicht, an dem geheimnisvollen, leisen Spiel der Baumwipfel zu seinen Füßen, waren es, die seine Augen erglänzen ließen, seinen Lippen einen jubelnden Jodelschrei entlockten.

Nun wollte er den noch schwierigeren Abstieg beginnen. Aber wie wird ihm denn plötzlich zu Mute! Er vermag ja keinen Fuß aufzuheben! Er hat das Gefühl, als verwüchsen seine Fußsohlen mit dem Felsen, als verwandelten sich seine Schenkel in hartes, lebloses Gestein. Er versucht noch einmal und wieder, seine Füße aus dem Banne, der sie festhält, zu lösen; doch alle Mühe ist umsonst.

Da erfaßt Entsetzen sein Herz, und er schreit um Hilfe in das Waldthal hinunter und gegen den Iberg hinan. Aber niemand scheint ihn zu hören, nur das Echo giebt spottend seinen Ruf zurück. Endlich gegen Mittag eilen Menschen, die ihr Weg in der Nähe vorübergeführt hat, auf seinen immer dringender gewordenen Hilferuf herbei. Sie stehen am Fuße des Felsen und schauen mitleidig zu ihm hinauf, der seine Hände ringt und ihnen flehend entgegenstreckt, aber keiner mag das Wagstück unternehmen, keiner sein Leben um des Tollkühnen willen aufs Spiel setzen.

Endlich läuft einer nach Grund hinunter zu seinem Vater. Aber wird der gebrechliche Greis ihm helfen können?

Es ist ein Uhr mittags, und wieder rufen die Glocken zum Gotteshause. Wie durchschauert ihn jetzt ihr Geläut! „Warum hast du nicht auf sie gehört, als es noch Zeit war! Warum bist du nicht den Mahnungen deines braven Vaters, nicht den Bitten deiner frommen Mutter gefolgt!" so redet jetzt sein Gewissen zu ihm, und es klopft stärker und lauter und zerschlägt die harte Kruste seines Herzens, und er ruft zu Gott hinauf um Vergebung und Erbarmen und verspricht, ein andrer Mensch zu werden.

Unterdes hat sich in Grund die Kunde seines Unglücks verbreitet, und ganze Scharen umstehen jetzt den Felsen. Und jetzt kommt auch schon der alte Vater mit rüstigen Freunden; sie tragen Leitern und Stangen und Stricke. Aber all ihre Mühe, all ihre Opferwilligkeit ist vergebens, der Fels ist für sie unersteiglich.

Mit Angst hat der gleichsam Angeschmiedete ihre Anstrengungen verfolgt. Jetzt, wo sie ablassen, wendet er sich jammernd an seinen Vater: „Laß mich hier nicht verhungern, Vater, lieber Vater! Schieß mich herunter, damit der Jammer ein Ende hat! Gott ist ja gnädig und barmherzig und wird es dir nicht anrechnen!" Und den Alten zerreißt solcher Jammer das Herz. Soll er thun, wie sein Sohn begehrt, der doch nicht zu retten ist? Aber heißt das nicht, dem Herrn des Lebens in seinen rächend erhobenen Arm fallen? Doch

wie seine Augen von Thränen um sein einziges Kind getrübt sind, so vermag er auch nicht mehr klar zu denken, zu überlegen: er eilt nach Hause und holt seine beste Büchse und — ein Schrei des Entsetzens entfährt den Zuschauern, und sie eilen hinweg, um das Gräßliche nicht zu sehen — er legt an auf das Herz seines Sohnes, und dieser erwartet todesbereit die erlösende Kugel. Doch warum drückt der Vater nicht ab? Es wird ihm schwarz vor den Augen, seine Kniee zittern, und kraftlos sinken die Arme herab. Dreimal macht er den Versuch, aber es ist ihm nicht möglich, das Korn auf dem Büchsenlaufe zu erkennen und die Arme ruhig zu halten. Da fleht der Sohn: „O, Vater, versuch es noch einmal, wenn du mich lieb hast! Es muß dir ja gelingen!"

Und nun nimmt er alle Kraft zusammen und überwindet die vorige Schwäche, und jetzt nimmt er den Sohn sicher aufs Korn. Da, gerade als er den Drücker berühren will, wird er von unsichtbaren Händen angegriffen; sie schlagen ihn mit Tannenzweigen auf die Hände, sie ziehen ihn am Rocke, sie entwinden ihm das Gewehr. Das waren Hübichs Zwerge, dem der Jammer des Vaters zu Herzen gegangen war.

Erschöpft sank der Förster auf einen Felsblock nieder. Hier saß er noch, seinen Sohn betrauernd, als der Abend hereinbrach. Da wurde es plötzlich lebendig unter dem Hübichenstein. Hunderte von Zwergen, ausgerüstet teils mit Schlägel und Eisen, teils mit kleinen Leitern ohne Zahl, jeder ein brennendes Grubenlichtchen in der Hand, stiegen aus ihrer Höhlenstadt heraus. Eilfertig stellten sie eine Leiter am Felsen auf, fügten an diese die zweite und die dritte und fuhren damit fort, bis die letzte Leiter die Spitze des Hübichensteins erreichte.

Unterdes war dem Förstersohne eine große Überraschung geworden. Vor ihm stand mit einem Male, als wäre er dem Felsen entstiegen, ein graues Männlein mit weißem Bart — er wußte es: das mußte König Hübich sein — sah ihn vorwurfsvoll an und sagte zu ihm: „Wie konntest du Verwegener es wagen, am heutigen Tage die Zinne meines Schlosses ohne Scheu zu besteigen und meinen Falken nachzustellen! Beides, das merke dir, lasse ich nicht ungestraft."

Da bat der Forstmann: „Ach, Herr König, wollet mir doch noch einmal meine Frevelthat verzeihen! Wenn ihr mich von dem Banne löset, der mich hier gefesselt hält, so will ich euch und eure Vögel auch niemals wieder stören." „Ich will dir für das mal glauben", antwortete Hübich und winkte seinen Zwergen, die eben die letzte Leiter befestigt hatten, und flugs sprangen einige mit Schlägel und Eisen herzu und lösten mit raschen Schlägen seine Füße vom Felsen.

„Nun folge mir!" sprach Hübich und setzte seinen Fuß auf die oberste Sprosse, und vertrauensvoll that jener es ihm nach, so schmal auch die Leiter ihm schien. Aber wohin er trat, da wurden die Sprossen breiter und länger, und der ganze Hübichenstein war von oben bis unten beleuchtet, denn auf jeder Sprosse stand links und rechts zur Seite ein Zwerg mit brennendem Licht.

Wie schlug ihm das Herz so freudig, als er nun wieder auf Gottes Erdboden stand! Mit innigen Dankesworten wollte er sich nun von Hübich verabschieden, aber dieser winkte ihm, ihm noch weiter zu folgen. Sie gingen in die Höhle hinein und gelangten so, immer an Licht tragenden Zwerglein vorüber, in Hübichs Königsschloß, das aus eitel Bergkristall erbaut war. In einem hohen, herrlichen Saal, in dem alles von Gold und Silber und edlem Gestein glitzerte, machte der König Halt: „Meinen Zorn hast du kennen ge-

lernt", sagte er zu dem erstaunten Förster, „nun sollst du auch erfahren, wie ich denen lohne, die mich nicht betrüben. Und weil ich glaube, daß du dies hinfort nicht mehr thun wirst, so nimm dir hier, so viel du willst." Damit zeigte er auf eine mit blanken Goldstücken gefüllte Schale, so groß wie eine Braupfanne.

Das ließ sich jener nicht zweimal sagen. Doch er brachte in seines Vaters Haus nicht nur großen Reichtum mit, sondern auch, was besser ist, ein frommes Herz, und hielt den Sonntag und Gottes Wort von da an in Ehren.

Seitdem blieben Hübichs Falken von jedermann unbehelligt. Als sie eines Tages trotzdem verschwanden, wußte jeder, daß auch Hübich fortgezogen war; und seitdem hat ihn denn auch niemand wieder gesehen.



33.

Dieselbe Sage nach andrer Erzählung.

Vor langen Jahren wohnte in Grund ein Förster, der hatte seine Frau früh verloren und besaß nur noch einen einzigen Sohn. Das war ein geschickter und guter Bursche, nur etwas vorwitzig und voreilig.

Einmal an einem schönen Sonntag-Nachmittage machte dieser Förstersohn mit seinem Freunde, einem Bergmannssohne, einen Spaziergang in den Wald. Als sie an dem Hübichenstein vorüberkamen und von der Höhe desselben sprachen, sagte der Freund: „Den möchte ich sehen, der da hinauf kommt." „Das ist gar nichts", antwortete der Förstersohn, „ich wage es sofort." Da versuchte der Bergmannssohn, ihn davon abzubringen und wies warnend darauf hin, daß nach allgemeiner Erzählung bis dahin noch jeder, der hinaufgestiegen sei, am andern Morgen zerschmettert am Fuße des Felsen gelegen habe, denn herunter könne niemand wieder kommen. „Glaubst du denn auch diese Märchen?" erwiderte jener lachend, „nun thu ich's erst recht."

Er ließ sich nicht halten und begann den gefährlichen Aufstieg. Der wurde ihm recht sauer, denn damals war der kleine Hübichenstein, den er hinaufkletterte, höher als der jetzige große. Aber er gelangte glücklich hinauf und sprang auf dem freien Platze, den die Kuppe des Steines bildete, vor lauter Übermut tanzend umher, rief auch seinem Freunde zu, gleichfalls herauf zu kommen. Dieser aber schüttelte verneinend den Kopf und bat auch den Förstersohn, als der noch eine Weile getanzt hatte, nun wieder herunterzusteigen. Das wollte dieser nun auch, aber es war ihm rein unmöglich, so viel er sich auch abmühte, denn Hübich hatte ihn dort festgebannt.

Da lief der Bergmannssohn nach Grund hinunter, um Hilfe zu holen, und viele Männer, alt und jung, machten sich auf mit Leitern und Stangen, mit Seilen und anderm Gerät. Dem alten Vater mochte es niemand sagen, aber er erfuhr es doch gar bald, denn alle Leute rannten aus Grund hinaus und wollten sehen, ob es wahr sei, und andere kamen schon wieder und sagten: Es ist wahr.

Als der alte Förster an den Hübichenstein kam, hatte man mit den Rettungsversuchen schon aufgehört, denn weder Leiter noch Seil waren anzubringen. Da sah der Alte seinen Sohn mit seinen eigenen Augen und konnte ihm nicht helfen, und er weinte und raufte sich die Haare und war fast von Sinnen vor Betrübnis, aber das half alles nichts. Und der Sohn da oben

auf dem Felsen sah ein, daß es für ihn keine Hilfe gab, und er bat seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunterschießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte; aber das mochte doch keiner thun.

Nun wurde es Abend, und der Himmel umzog sich mit dunklem Gewölk, und der Wind hub an zu brausen, daß kein Mensch davor bleiben konnte. Da verliefen sich die Leute, und die letzten faßten den alten Förster unter die Arme und führten ihn mit Gewalt weg nach Hause.

Doch kaum hatten sie ihn hier allein gelassen, so dachte er: „Was kann's helfen! Du bist doch einmal ein geschlagener Mann, und du erweisest deinem Kinde nur eine Wohlthat, und der liebe Gott wird dir's vergeben.“ So nimmt er sein bestes Gewehr von der Wand und macht sich wieder auf den Weg nach dem Hübichenstein. Wie er aus Grund hinaus ist, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist alles hell, und der Mond scheint recht klar.

Auf dem Wege zum Felsen betete er viel unter Weinen und Thränen, aber er fand keinen Trost in seiner Herzensangst und Betrübnis. Da gewahrte er auf einmal ein kleines Männlein neben sich mit einem eisgrauen Bart, das ging an einem Tannenzweig. Das Männlein grüßte: Glückauf! und fragte, ob er denn noch so spät in den Wald müßte. Der Förster erschrak, hatte aber nicht Lust zu sagen, wohin er wollte und was er vorhatte. Da fragte ihn das Männlein, warum er denn immer so seufze, und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen liefen. Er sollte doch nur sein Herz aufschließen, es könnte ja noch alles gut gehen.

Darüber ward der Förster zutraulich und sagte: „Wenn du es noch nicht weißt: ich bin der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen muß. Der Satan hat ihn verführt, daß er hinaufgestiegen ist. Und mein Sohn hat alle Menschen um Gotteswillen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen; aber keiner ist so barmherzig gewesen. Darum will ich's thun. Gott wird es mir nicht als Sünde anrechnen. Oder soll ich etwa warten, daß mein leiblich Kind lebendig herunterstürzt und elendiglich seinen Geist aufgiebt? So kommt er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt.“ Darauf fing er wieder an zu jammern und sagte: „Weiß Gott, solch Elend habe ich um meinen Sohn nicht verdient. Habe ich ihn doch mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirche und Schule gehalten; und habe ich mich doch auch sonst allerwege der Gottesfurcht befleißigt und wissentlich kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen auf dem Wege mit Absicht zertreten! Ach, wäre ich doch lieber mit meiner Frau gestorben, als daß ich das Unglück haben muß, nun im Alter so verlassen zu sein und keinen Sohn zu haben, der mir einmal die Augen zudrücken kann!“

Dieser Jammer des alten Vaters ging dem Männlein zu Herzen, und während jener noch sprach, war es auf einmal wieder verschwunden.

Nun stand der Förster am Fuße des Felsen und legte an auf seinen Sohn. Der rief und bat ihn, er möchte nur zuschießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Aber als er abdrücken wollte, kamen auf einmal tausend kleine Männlein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen; die machten sich an ihn, warfen ihn mit Tannzapfen, zupften ihn und schnitten ihm Gesichter und schlugen ihn mit Tannenzweigen auf die Finger und mit Dornsträuchen um die Beine. Er schalt: „Jungen, geht mir aus dem Wege! Mein Sohn soll da oben nicht verhungern!“ und suchte sich ihrer zu erwehren. Aber da trieben sie's nur noch ärger; und fangen

konnte er keinen, denn sie waren ihm zu flink. Mitten zwischen ihnen aber stand das Männlein mit dem eisgrauen Barte und trieb die andern an. Da sah der Förster endlich ein, daß er nichts ausrichten konnte, und trat traurig den Heimweg an, doch mit dem Vorsatze, mit dem Frühesten des andern Morgen wiederzukommen und seinen Sohn herunterzuschießen. So war nun der unglückliche Sohn allein mit seiner Herzensangst, nur jener Bergmannssohn harrte noch bei seinem Freunde aus. Da bat ihn dieser, nun auch nach Hause zu gehen und sich zur Ruhe zu legen, damit er am andern Morgen kräftig sei, ihm zu helfen, wenn es möglich wäre.

Kaum hatte er sich heimwärts gewandt, so stiegen die Zwerge, als hätten sie auf diesen Augenblick nur gewartet, aus der Höhle des Hübichensteins herauf. Einige von ihnen waren jung, andere alt und rauh von Haar wie ein Bär. Sie trugen kleine Leitern, die waren so kunstvoll eingerichtet, daß sie sich so fest ineinander fügten, als wären sie zusammengelötet. In weniger als einer Minute reichte die lange Leiter, die auf diese Weise gebildet wurde, bis auf die Spitze des Hübichensteins, und auf jeder Sprosse stand ein Zwerg in Bergmannstracht mit einem brennenden messingenen Grubenlichtchen. Aber der eine von ihnen, der jetzt, allen voran, von der Leiter auf den Felsen zu dem jungen Förster trat, war ganz alt, und sein eisgrauer Bart reichte ihm bis auf die Brust; der hatte ein silbernes Grubenlicht in der Hand, das leuchtete wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone. Es war der König Hübich selber.

„Wer hat dich hier heraufsteigen heißen?“ so redete er den Förstersohn an. „Eigentlich müßte ich dich hinabstürzen lassen. Und einem andern sollte es auch nicht so hingehen! Aber dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist.“ Darauf löste er dem Gebannten die Füße vom Felsen und gebot ihm, die Fahrt hinunter zu steigen. Aber dem Förstersohne brachen fast die Knie. Da rief Hübich einen Zwerg heran, dem mußte er sich auf die Schultern setzen, und sicheren Schrittes trug ihn das Männlein an all den leuchtenden Zwergen vorbei, — und wohin er seinen Fuß setzte, da wurde die Leiter so breit, wie unsere Leitern zu sein pflegen.

Als der Gerettete seinen Fuß auf den Waldboden setzte, erloschen alle Lichter, und die Zwerge, auch der, welcher jenen getragen hatte, waren verschwunden. Da trat Hübich wieder zu ihm und sagte: „Für deinen Übermut bist du nun genugsam gestraft, denn ich habe gesehen, welche Angst du ausgestanden hast. Ehe ich dich nun entlasse, sollst du auch einmal mein Schloß sehen und dich darin erquicken.“ Damit nahm er ihn bei der Hand und geleitete ihn durch ein Thor in den Berg hinein. Bald gelangten sie in den wunderbar schönen Saal des Zwergkönigs. Die Wände bestanden aus silberblinkendem Stuferz, die Decke aus einem einzigen, leuchtend weißen Stück Schwerspat; von ihr hing ein aus Kristallen und Edelsteinen zusammengesetzter Kronleuchter herab, der war noch größer als der Kronleuchter im Goslarschen Zehntgebäude. In die Paneele war Gold und edles Gestein eingefügt und der Fußboden sauber mit grünen Tannenzweigen bestreut. In der Mitte stand ein Tisch aus dem schwarzglänzenden schönen Eisenstein, den man Glaskopf nennt, und davor ein silberner Stuhl. Auf diesen setzte sich Hübich, lud den Förstersohn ein, an einer langen Tafel Platz zu nehmen, und schlug mit einem silbernen Fäustel auf den Glaskopf. Da erklang ein Ton so lieblich und voll, wie er auf Erden nimmer gehört wird. Auf das Zeichen traten wohl tausend kleine Frauengestalten herein, von denen trugen die einen Erdbeeren und Himbeeren zur Bewirtung des Gastes, und die andern machten

eine zarte, schöne Musik, während der Zwergkönig sich mit jenem unterhielt. Als die Mahlzeit beendet war, schlug Hübich wieder an den Glaskopf, und die Zwergfräulein trugen silberne Krüge herein und setzten sie ihnen vor. Da forderte Hübich seinen Gast auf, ihm Bescheid zu thun, und dieser wünschte ihm „Glückauf!" und that einen Zug. Wie köstlich mundete ihm der Trunk, schöner als alles, was er jemals gekostet hatte!

Nachdem er sich so erquickt hatte, führte ihn Hübich in eine andre Stube. Da stand eine große Braupfanne voll lauter Wildemannsgulden, die waren blitzblank, als kämen sie eben aus der Münze. „Das ist mein Reichtum", sagte Hübich, „den schaffen mir meine Unterthanen. Und schon manchem Armen habe ich davon Gutes gethan, denn ich bin den Menschen nicht feind. Nur muß man mich in Frieden lassen. Willst du mir nun einen Gefallen thun," fuhr er eindringlicher fort, „so soll's dich nicht gereuen. Wisse nämlich, daß mein Recht am Hübichenstein nur so lange besteht, als der große Felsen der größere bleibt. Sollte er einmal zum kleineren werden, so dürfte ich nicht mehr auf der Erde walten und müßte mit meinem Volke, über das ich gebiete, stets unter der Erde bleiben. Nun schießt ihr unvorsichtigen Menschen immer nach den Falken, Krimmern*) und Raben, die sich auf den großen Hübichenstein setzen, und dabei bröckelt jedesmal etwas vom Gestein ab. Versprich mir nun, daß du dafür sorgen willst, daß dies nicht mehr geschieht, so will ich dich zum reichen Manne machen, denn du kannst dir aus dieser Braupfanne nehmen, so viel du willst." Da gab ihm der Förstersohn die Hand und versprach ihm, daß weder er, noch sein Vater, noch sonst jemand, so lange er lebe, nach dem Felsen hinauf einen Schuß abfeuern sollte. Dann mußte er sich aus der Braupfanne nach Gefallen nehmen; er füllte alle seine Taschen mit den feinen Harzgulden und häufte damit auch noch seine Mütze, so viel hineingehen wollte.

Nun führte der Zwergkönig den Förstersohn in ein Schlafgemach; da war für diesen ein Lager aus weichem Moose sauber bereitet. „Schlaf sogleich ein", sagte er, „denn morgen muß ich dich bei Zeiten wecken. Gute Nacht!"

Der Jüngling hatte nach seiner Meinung noch gar nicht lange geschlafen, da weckte ihn jemand, und als er die Augen aufthat, und es ihn in der Morgenfrische fröstelte, da lag er unter einem Busche am Fuße des Hübichensteins und all sein Geld und Silber neben ihm.

Als er seinen Vater begrüßt hatte, ging er zur Obrigkeit und erzählte da die ganze Geschichte. Da erließ sie ein Gebot, daß niemand bei schwerer Strafe sich unterstehen sollte, auf den Hübichenstein zu steigen oder nach diesem zu schießen. Und da man sich danach richtete, so fuhr Hübich fort, Gutes auf Erden zu thun und Böses zu strafen, und mancher hat ihn gesehen. Im dreißigjährigen Kriege aber haben die Kaiserlichen aus Mutwillen die Spitze des großen Hübichensteins heruntergeschossen; seitdem verläßt der Zwergkönig sein unterirdisches Reich nicht mehr.

Jener Förstersohn aber that von seinem Reichtum den Armen viel Gutes und erbaute auch eine Kirche in Grund, wo bis dahin keine gewesen war.

---

*) Krimmer heißt am Harz der Sperber.

34.
Hübich in der Mühle.



In eine Mühle bei Grund kam jede Nacht das ganze Zwergvolk aus dem Hübichenstein, um da zu speisen, und der Müller sah sich genötigt, jeden Abend mit seiner Familie auszuziehen. Da kam einmal ein alter Soldat und bat um Nachtherberge, und der Müller gewährte sie ihm gern, wenn er sich vor den Zwergen nicht fürchte. „Warum nicht gar!“ antwortete jener, „ein alter Soldat wird sich doch vor ein paar Zwergen nicht fürchten!“

Er stopfte sich seine Pfeife, als der Müller auszog, und setzte sich hinter den warmen Ofen. Als die Uhr nahe an zwölf kam, stellten die Zwerge sich ein. Sie deckten den Tisch und setzten goldenes und silbernes Geschirr darauf, in dem von selbst gleich allerlei schöne Speisen waren. Nun trugen sechs Zwerge ihren König Hübich auf einer mit Gold und Silber gestickten Bahre herein und setzten ihn auf einen schönen, hohen Sessel, den sie mitten auf die Tafel gestellt hatten.

Dann begann der Schmaus. Doch nach etwa fünf Minuten rief Hübich: „Hier riecht es nach Tabak!“ Da fanden die herumschnüffelnden Zwerge bald den Soldaten und drangen wütend mit ihren goldenen Messern und Gabeln auf ihn ein, um ihn zu ermorden. Darauf hatte dieser aber nur gewartet. Mit seinem Knotenstocke schlug er dermaßen um sich, daß die kleinen Männer erschrocken zurückwichen. Da rief der König sein kurzes „Halt!“ in den Kampf hinein, und so gebieterisch, daß auch der Soldat seinen Stock sinken ließ. „Ich freue mich, daß du so tapfer bist“, sagte Hübich zu ihm, „zur Belohnung sollst du mit uns essen. Komm, setz dich hieher!“ Gern folgte der

alte Soldat dieser Einladung und ließ es sich an der königlichen Tafel trefflich schmecken.

So wie die Uhr des Müllers eins schlug, erhob sich Hübich von seinem Sessel, und im selben Nu war alles verschwunden bis auf einen goldenen und drei silberne Becher. Eine Stimme aber rief: „Nimm die Becher zum Andenken!“ Daraus löste nun der alte Soldat eine schöne Summe, so daß er sorgenlos leben konnte. Doch behielt er einen silbernen Becher zu seinem eigenen Gebrauch, und in demselben befand sich jederzeit guter Wein, so oft er ihn auch an den Mund setzte.

Auf den Wunsch des Müllers nahm er in der Mühle seinen bleibenden Wohnsitz, und auf seine Fürsprache gestattete man den Zwergen ihre Mahlzeiten in der Mühle noch viele Jahre.



35.

Warum die Zwerge nicht mehr in der Mühle spielen.

Die Mühle unterhalb der Bergstadt Grund hatte einst viel von dem Zwergvölkchen zu leiden. Jeden Abend, sobald die Nacht hereinbrach, kamen die Zwerge polternd in die Mahlstube und trieben da ihr übermütiges Spiel. Bald jagten sie sich treppauf, treppab, bald sprangen sie von einem Korn- und Mehlsack auf den andern, bald wieder warfen sie sich mit Mehl. Jagten die Müllerburschen sie aus einer Thür hinaus, so kamen die ersten schon zu der andern wieder herein und trieben's nun mit dem Schabernack nur um so ärger. So ließ man sie denn zuletzt gewähren.

Eines Abends im Spätherbst — es war ein entsetzliches Regenwetter mit Sturm, so daß man keinen Hund vor die Thür jagte — klopfte ein ermüdeter und durchnäßter Bärenzieher an die Mühle und bat um Nachtherberge. Die wollte ihm der mitleidige Müller nun wohl gewähren; aber wie sollte es mit dem Bären werden? „Der ist ganz zahm“, sagte der Bärenzieher, „wenn er sich in einen trockenen Winkel legen darf, so thut er niemanden etwas zuleide.“ So wurde ihm denn ein leerer Sack in einer Ecke der Mahlstube zum Lager angewiesen.

Er hatte sich eben den Kopf zum Schlafen zurecht gelegt, da stürmten schon die Zwerge herein und jagten sich in der Mühle umher. Da entdeckten sie auch das ihnen unbekannte Tier in der Ecke, aber da sich der Bär ganz ruhig verhielt, so ließen sie sich durch ihn in ihren tollen Sprüngen nicht stören. Ja, einer der Zwerge, ein recht frecher Gesell, sprang mitten im Spiel statt auf den nächsten Sack plötzlich auf den Kopf des Bären. Da richtete sich dieser brummend ein wenig in die Höhe. Halb erschrocken, halb belustigt betrachteten ihn die Zwerge, bis er sich wieder niederlegte. Dann fuhren sie fort, von einem Sack auf den andern zu springen, und wieder berührte der Fuß jenes dreisten Zwergjünglings einen Augenblick den Kopf des gutmütigen Tieres. Da richtete sich der Bär hoch auf und brummte grimmiger als zuvor. Als aber nichts weiter erfolgte, wagte es der Zwerg, den Bären zum drittenmale zu necken. Der that aber nur, als wenn er schliefe, und verfolgte mit seinen Augen die Füße der Zwerge von Sack zu Sack. Und als nun jener flüchtigen Fußes über ihn hinwegsetzen wollte — und alle Zwerge schauten diesesmal erwartungsvoll zu — da hatte ihn der Bär schon in seinen Tatzen und zerdrückte ihn trotz seines Schreiens und Zappelns. Nun stürmten

die Zwerge in wilder Flucht zur Mühle hinaus und überschlugen sich auf der Treppe.

An den nächsten Abenden ließ sich keiner von ihnen in der Mühle blicken. Als aber am nächsten Sonntage der Müller allein in der Stube saß und Einnahme und Ausgabe der vorigen Woche in sein Buch eintrug — die Mühle klapperte nicht, und die Müllerburschen waren in die Stadt gegangen — da öffnete sich leise die Thür, und ein Zwerg steckte den Kopf herein, sah sich scheu in der Stube um und fragte ängstlich: „Müller, habt ihr die große Katze noch?" „Jawohl", antwortete der Müller, „mehrere sogar; willst du eine abhaben?" „Nein! nein!" rief der Zwerg und war blitzschnell wieder draußen.

Seitdem verschonten die Zwerge die Mühle mit ihrem Besuche.



36.

Der Bergmann im Silbertrumm.

Im Silbertrumm, einer Grube, die nun schon lange verschüttet liegt, arbeitete einmal ganz allein ein junger, frischer Bergmann. Es war zu der Zeit, wo das Zwergvolk den Harz noch nicht verlassen hatte und den Bergleuten, die ihm wohlgefielen, bei ihrer Arbeit in dunkler Tiefe vielfach an die Hand ging. Namentlich warnten die Zwerge ihre Schützlinge, wenn Gefahr drohte; dann klopften sie an die Erzwände, rüttelten an den Fahrten (Leitern), schlugen die Wetterthüren auf und zu und zerrten an den Seilen, an welchen die Tonnen im Schachte auf- und niedergehen.

Solche Warnungszeichen hatte unser Bergmann auch heute vernommen. Doch achtete er ihrer nicht, sondern arbeitete rüstig weiter. Da hörte er plötzlich ein furchtbares Getöse und Geprassel über sich, loses Gestein polterte hernieder, und eine Staubwolke fuhr, wie von einem Windstoße gejagt, durch die Strecke, auf der er arbeitete. Erschrocken eilte er an den Fahrschacht und fand hier seine Vermutung bestätigt: der Schacht war eingebrochen, und er war rettungslos verloren; denn um die Felsen wegzuräumen und den Schacht wieder fahrbar zu machen, dazu hätte ein Jahr nicht ausgereicht. Verzweifelnd lehnte er den Kopf an die Gesteinswand und schalt sich laut einen Thoren, daß er der Warnung nicht gefolgt war. „Ja, freilich bist du ein Thor", sprach da eine Stimme neben ihm; „konntest du nicht hören, als es Zeit war? Nun ist der Tod die Strafe deiner Keckheit!"

Es war ein Zwerg, unförmlich und häßlich von Gestalt, der so zu ihm sprach. „O du guter Berggesell", antwortete ihm der Verschüttete, „dir sind ja alle Wege bekannt; so hilf mir heraus aus diesem Grabe, daß ich Gottes Himmel wieder über mir sehe und an dem Schein der Sonne mich erquicke!" „Nun denn, so folge mir!" erwiderte der Zwerg, „aber es giebt nur einen Weg, und der ist gar weit."

Auf seinen Wink öffnete sich ein Spalt in der Felswand, gerade breit genug, daß ein Mensch sich hindurch winden konnte. Aber bald erweiterte sich die Kluft, und sie betraten eine von wunderbarem Lichte erleuchtete Halle. Das strahlte von Wand und Decke in den verschiedensten Farben wieder und spiegelte sich in den funkelnden Kristallen und glänzenden Silberstufen und dem blitzenden edlen Gestein. Hier ruhte die Wölbung auf Säulen von gediegenem Golde, dort reichten wunderbare Tropfsteingebilde, hinauf strebenden

Bäumen gleich, von dem Boden bis zur Decke, und dort wieder rauschte glitzernd ein Wasserfall über prachtvolle Erzdrusen hernieder. Staunend ob all dieser Herrlichkeit folgte der Bergmann dem Zwerge. Bei einer Quelle, aus dessen klarem Wasser er sich labte, teilte sich der Weg. Der eine Pfad wand sich in Krümmungen nach oben, der andre führte abwärts und eine lange Strecke geradeaus, so daß man auf ihm weithin sehen konnte. Und die Pracht, die der Bergmann hier erblickte, übertraf alles, was er bisher gesehen hatte. Hier schimmerte alles in noch schöneren Farben und leuchtete in strahlenderem Glanze, und tausend und abertausend Gestalten mit goldgelbem Haar lächelten ihm freundlich entgegen und winkten ihm grüßend wie einem alten, lieben Bekannten. Da vergaß er seine Sehnsucht nach der Oberwelt und wollte hineilen in das Paradies, das sich ihm erschloß.

Aber erschrocken fuhr er zurück. Denn vor ihm lagen, quer über den Weg gestreckt, auf eisernem Lager schlummernd, zwei entsetzliche Riesen, und als der eine von ihnen im Schlaf seine Glieder regte, da rollte ein dumpfer Donner schauerlich durch die Hallen, der Boden erzitterte, und die Wände schienen zu wanken. „Zurück, Unsinniger!" raunte da der Zwerg ihm in das Ohr, „tritt den Gewaltigen nicht zu nahe, damit sie nicht erwachen! Denn wenn sie sich erheben und umherwandeln, dann erbebt der Erdboden unter ihren Füßen, und Felsen und Berge stürzen über einander, und Flüsse und Meere treten aus ihren Ufern." „Und wer sind diese Gewaltigen?" fragte mit scheuem Blick der Bergmann. „Kennst du die Erdbeben nicht?" antwortete der Zwerg.

Da erschrak der Bergmann und wollte sich abwenden. Aber nun fiel sein Auge wieder auf die lächelnden, ihm winkenden Gestalten, und er bat seinen Führer: „O, nun verlangt mich nicht mehr zurück auf die Erde! Laß mich bleiben bei euch, laß mich teilhaben an eurem Glücke!" Doch mißbilligend schüttelte der Zwerg sein runzeliges Haupt und sagte: „Das kann dir nimmer vergönnt sein! Nur deinen ersten Wunsch vermag ich dir zu erfüllen. So komm denn, damit ich dich zurückführe!" Aber fast mit Gewalt mußte er ihn fortziehen, und mehrmals blieb der Bergmann stehen, blickte sehnsuchtsvoll zurück und überlegte, ob er nicht dennoch wieder umkehren sollte.

Inzwischen war der Gang enger und dunkler geworden, der Zwerg hatte ihn ohne Abschied verlassen, und er konnte nur den Weg nach oben finden, von wo ihm ein Lichtschein entgegenschimmerte.

Jetzt trat er aus einer Höhle heraus, und jene Anwandlung vergessend, begrüßte er freudig das Sonnenlicht und blickte dankbar hinauf zum Himmel. Aber wo befand er sich denn eigentlich? Das dort war ja der Iberg, und daneben schauten die Felsen des Hübichensteins aus den Baumwipfeln heraus; aber es sah doch alles so ganz anders aus als gestern, und selbst die Bergstadt Grund zu seinen Füßen schien sich seltsam verändert zu haben.

Als er noch so stand und sich besann, kamen zwei Bergleute um die Waldecke auf ihn zu. Aber ihre Gesichter waren ihm fremd, und als sie ihn erblickten, blieben sie stehen und schlugen ein Kreuz, und als er jetzt auf sie zuzuschreiten sich anschickte, liefen sie mit raschen Schritten von dannen. Verwundert folgte er ihnen in das Thal, aber er kam nur langsam vorwärts, denn seine Füße wollten ihn nicht recht tragen, und seine Schritte wurden wankend.

Beim ersten Hause traf er eine Schar Kinder. Die hielten im Spiel inne, staunten ihn an und folgten ihm in immer anwachsenden Haufen; und er kannte keins von ihnen. In jedem Hause öffneten sich die Fenster, als

der Trupp vorüberzog, aber alle Gesichter, die ihm aus Fenster und Thür nachschauten, waren ihm wildfremd. Und er hatte es sich doch so schön gedacht, wie alle seine Freunde und Bekannten ihm entgegeneilen und zu seiner Rettung beglückwünschen würden; und nun drückte ihm niemand die Hand, niemand rief ihm grüßend ein Glückauf zu. Dagegen hörte er, wie einer den andern fragte, ob man ihn kenne, und sah, wie jedermann verneinend den Kopf schüttelte.

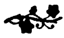
Nun stand er vor seinem Hause. Aber wie hatte sich das verändert! Hatte er es denn nicht erst vor wenigen Jahren neu erbaut! und nun waren die Wände geborsten, und auf dem altersgrauen Schindeldache wuchsen hohe Moose! Da rief ein Knabe, der neu herzukam: „Hu, welch ein langer Bart!" Galt das ihm? Er faßte sich an das Kinn und fühlte da einen wilden Bartwuchs und im Gesichte nichts als Runzeln und Falten.

Nun wurde ihm unheimlich zu Sinne und er wandte sich zu den Umstehenden und fragte zaghaft, ob ihn denn niemand mehr kenne, er sei ja Gottlieb Just, der gestern im Silbertrumm verschüttet sei, und dies da wäre sein Haus. Da lachte man ihm ins Gesicht und meinte, der alte, fremde Mann rede irre, denn das Haus gehöre Karl Weidanz, und der habe es von seinem Vater, und dieser von seinem Großvater geerbt; und einen Gottlieb Just habe es nie in Grund gegeben, und die Grube Silbertrumm werde schon seit Menschengedenken nicht mehr befahren. Er fragte weiter nach seinem Steiger und dem Pfarrherrn, aber niemand kannte die Namen, die er nannte.

Da setzte sich der Alte auf einen Stein vor seinem verfallenen Hause und weinte bitterlich, und mitleidige Burschen riefen den Pfarrer und den Bergmeister herbei. Die hörten kopfschüttelnd an, was der Fremde erzählte, und der Pastor führte den Bergmeister auf den Kirchhof und zeigte ihm den Grabstein des Pfarrherrn, den jener genannt hatte; aber die Jahreszahl war nicht mehr zu entziffern.

Nun gingen sie zurück zu dem Alten und fragten ihn, welche Jahreszahl man geschrieben habe, als er zum letztenmale angefahren sei. 1532, sagte er, unter der Regierung des durchlauchtigen Herzogs Heinrich, dem Gott langes Leben verleihen möge. Da ging ein Staunen durch die Menge, denn nun schrieb man 1732. Und als der Bergmeister in alten Schriften nachsah, da fand er, daß der Silbertrumm wirklich im Jahre 1532 zu Bruch gegangen und darin ein junger, fleißiger Bergbursch, namens Gottlieb Just, elend umgekommen war.

Liebevoll nahm man sich des Alten an, aber schon nach wenigen Tagen mußten sie ihm ein Bett auf dem Kirchhof bereiten, wo seine Bekannten und Altersgenossen schon so lange schlummerten.



37.

Die Moosweibchen.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Wildemann liegt, stand vor Hunderten von Jahren einsam eine ganz aus Moos erbaute kleine Hütte. In dieser wohnten die Moosweiblein. So hießen sie, weil sie stets über und über in Moos gekleidet waren, welches sie vom Scheitel bis zur Zehe wie ein fest und eng anschließendes grünes Fell umgab. Auffällig war auch, daß sie Gänsefüße hatten.

Gegen alle Menschen, mit denen sie zusammentrafen, zeigten sie sich freundlich und zuthulich. Stießen sie auf Verirrte, so geleiteten sie diese dienstfertig auf den rechten Weg; Hungrige speisten sie mit den Wurzeln, die ihnen selber als Nahrung dienten, Kranken gaben sie Kräuter zu heilsamem Trank.

Jeden indes, dem sie sich gefällig und hülfreich erwiesen, baten sie um einen kleinen Gegendienst, darum nämlich, daß er in einen der Bäume, welche ihre Hütte umstanden, drei Kreuze einschneiden oder einhauen möchte. Als Grund gaben sie an, daß der wilde Jäger sie immerfort jage und verfolge, ihnen aber nichts anhaben könne, wenn sie sich unter einen solchen mit Kreuzen bezeichneten Baum flüchteten.

Den friedlichen, liebreichen Moosweiblein that jeder Vorübergehende gern diesen Gefallen. Aber eines Tages kam ein Bergmann vorüber, der ein tückischer, böser Gesell war. Um die armen Weiblein, die weder ihm noch jemals einem Menschen irgend etwas zu Leide gethan hatten, zu ärgern und zu foppen, hieb er zunächst alle mit Kreuzen bezeichneten Bäume nieder und dann zertrümmerte er in freventlichem Übermut sogar die Mooshütte. Seitdem hat sich nie wieder eins der kleinen, grünen Wesen sehen lassen. Jener Bösewicht aber wurde lahm und taubstumm.

38.

Woher die Bergstadt Wildemann ihren Namen hat.



Es ist nun schon manches Jahrhundert her, als die ersten Bergleute in den Oberharz kamen und hier nach Erzen schürften. Die ersten fanden sie in der Nähe der Ruinen des Klosters Cella, nach welchem die Stadt Zellerfeld den Namen hat. Sie suchten und forschten aber weiter und kamen dabei auch in das Innerstethal, in die Gegend, wo jetzt die kleinste der Bergstädte, Wildemann, liegt. Hier hatte der hoch angeschwollene wilde Gebirgsfluß an mehreren Stellen Gänge aufgewaschen, d. i. Gestein bloßgelegt, welches regelmäßig Erz begleitet; und sie begannen hier einen Versuchsbau.

Dabei entdeckten sie nun auch im Schlamme der Innerste frische menschliche Fußspuren, und da sie bis jetzt geglaubt hatten, sie wären die einzigen Menschen weit und breit, so gingen sie der Fährte nach, um zu erfahren, wessen sie sich von dem Unbekannten zu versehen hatten. Bald erblickten sie

denn auch in der Nähe jener Gänge zwei fremde Menschen, einen Mann und eine Frau. Beide waren auffallend groß und trugen als Bekleidung nur einen breiten Gürtel von Laub und auf dem Kopfe eine Mooskappe. Als Waffe führte der Mann, dem ein wilder Bart bis auf den Gürtel hinabreichte, eine ziemlich starke, mit den Wurzeln aus der Erde gerissene Tanne in der Rechten.

Kaum hatten die wilden Menschen die Bergleute erblickt, so flüchteten sie, ohne auf freundlichen Zuruf zu hören, in das Dickicht des Urwaldes. Doch sahen sie dieselben noch öfter in den nächsten Wochen; aber obwohl sie förmlich Jagd auf sie machten, so vermochten sie die schnellfüßigen Waldbewohner doch niemals einzuholen.

Da machten sie dem Herzog von Braunschweig, ihrem Landesherrn, Anzeige von ihrer Entdeckung, und der befahl ihnen, die wilden Menschen auf jeden Fall einzufangen. Sie sollten ihnen Schlingen legen, oder sie mit Bogen und Pfeil verwunden, jedoch nicht schwer verletzen, denn er wolle sie lebendig sehen.

Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihnen endlich, den scheuen Waldmenschen so weit nahe zu kommen, daß sie den Mann mit einem Pfeile am Fuße verwunden konnten. Aber nun setzte es noch einen harten Kampf, denn der wilde Mann schlug mit seiner Tanne gewaltig um sich, und das Weib, gelenkig wie eine Eidechse und stark wie eine Riesin, wußte Fäuste und Zähne nachdrücklich gegen ihre Verfolger anzuwenden. Zuletzt aber wurden sie von der Übermacht überwältigt und gefesselt fortgeführt. Auch ihre Höhle entdeckte man bei dieser Gelegenheit und erkannte aus den dort aufgehäuften Vorräten, daß sich die Waldmenschen nur von Beeren und rohem Wildfleische nährten.

Man fragte nun den wilden Mann, wer er sei, woher er komme, und sonst noch allerlei; aber er gab auf keine Frage Antwort und schaute nur immer nach der Gegend, wo die entdeckten Gänge lagen. Man gab ihm Speise und Trank, aber er rührte sie nicht an. Man wollte ihn zwingen, bei der Arbeit zu helfen, aber er legte nicht Hand an. Ob er stumm war, oder sich nur so stellte, konnten sie nicht unterscheiden.

So beschlossen denn die Bergleute, ihn zum Herzoge nach Braunschweig zu schicken; mochte der dann bestimmen, was mit ihm geschehen sollte. Doch starb er ihnen unterwegs. Und gerade im Augenblicke seines Todes wurde die erste Erzader aufgefunden. Deshalb waren die Bergleute der Meinung, daß der wilde Mann bis dahin die Gänge taub gemacht habe, und nannten die erste Grube nach ihm „Wilder Mann“. An die Stelle aber, wo sie ihn gefangen hatten, pflanzten sie zum Andenken eine Linde, und die steht nun heute noch vor dem Rathause der Stadt Wildemann.

Manche erzählen aber, diese Linde habe der wilde Mann selbst in jenem Kampfe in die Erde gestoßen, und so meldet es auch die an ihr angebrachte Inschrift.

Jene Grube lieferte reiche und viel Silbererze, und in wenigen Jahren erwuchs die kleine Ansiedelung der ersten Bergleute zur Stadt.



39.
Vom Wettermachen.

Daß auch am Oberharze der eine oder andere die Sonnenseite seines Hauses mit wildem Wein bepflanzt, dagegen läßt sich nichts sagen, denn von diesem verlangt man nichts als Blätter. Wenn aber einmal ein Einwohner der Bergstadt Lautenthal einen Weinberg anlegte und Wein davon zu keltern gedachte, so wundert man sich billig über den Unverstand dieses Mannes.

Selbstverständlich schlugen seine thörichten Hoffnungen im zweiten wie im ersten Jahre fehl; doch gab er nicht der Höhenlage wie dem davon bedingten rauhen Gebirgsklima, sondern der mangelhaften Einrichtung des Wetters schuld; und als er im dritten Jahre seinen Weinberg wieder in Ordnung gebracht hatte, da meinte er: Könnte ich nur einmal einen Sommer hindurch das Wetter machen, so wollte ich den schönsten Wein keltern. Da stand plötzlich ein feines Knäblein vor ihm, das sagte: Dein Wunsch ist erfüllt; du kannst bestimmen, wie das Wetter sein soll, und es wird dir gehorchen.

Des freute sich der Weinbergsbesitzer über die Maßen, und er ließ Sonnenschein und Regen mit einander abwechseln, wie er es für seine Weinstöcke nötig und ersprießlich hielt. Und daß er ein kluger Mann war und das Richtige traf, das — so meinte er — konnte bald auch ein Halbblinder einsehen, denn noch niemals sonst waren seine Weinstöcke so üppig gediehen, und als der Herbst herannahte, hing alles von oben bis unten voller Trauben. Noch einige Wochen warmen Sonnenscheins, und nun konnte er mit der Weinlese beginnen. Als erste brach er die schönste Traube ab, um sie zu kosten und sich an ihr zu erlaben. Aber o weh! sie schmeckte so bitter wie Galle und saurer als Essig, und vor Schreck wäre er fast den steilen Abhang hinuntergestürzt, an dem sein Weinberg in Terrassen aufstieg. Ratlos stand er dann lange und überlegte. Da erschien ihm jenes Knäblein wieder und sprach lächelnd: Sonnenschein und Regen hast du wohl mit einander abwechseln lassen, aber eins hast du vergessen, den Wind, und du vermaßest dich doch, es besser zu verstehen, als der Herr, der droben im Regimente sitzt und Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn. Siehe, thörichter Mensch, nun hast du die Strafe deines Vorwitzes.

Da erkannte der Mann seinen Unverstand und stellte seitdem Regen und fruchtbare Zeiten in die gütige Hand des Allweisen.



40.
Ein guter Tausch.

In Lautenthal war einmal ein Pochknabe, der einer armen Familie angehörte und sich Tag für Tag mit einem Stück trocknen Brotes begnügen mußte. Da dachte er: Ein gebratener Fisch schmeckt ebenso gut wie ein Stück Wurst und kostet nichts, wenn ich ihn selber fange. Damit brachte er seine Angel in Ordnung und setzte sich am folgenden Tage nach vollendeter Arbeit an die Innerste zum Fischen. Doch er saß da jeden Tag der Woche vom Montage bis an den Freitag und fing auch nicht das kleinste Schwänzchen. Am Sonnabend dachte er: Heute hast du eine Stunde mehr Zeit, da sollst du weiter am Flusse hinuntergehen und deine Angel nicht eher auswerfen, bis du an die großen Strudel kommst.

Gesagt, gethan. Am Strudel angekommen, zog er seine Schuhe und Strümpfe aus, legte sie hinter sich aufs Trockene und senkte seine Angel leise hinunter in das Wasser. Kaum war sie darin, so zuckte es schon daran, und zu seiner großen Freude zog er eine große Forelle heraus. So ging es eine ganze Viertelstunde hindurch, und der Fische waren so viele, daß sie nicht nur zu einer tüchtigen Mahlzeit für ihn und seine Mutter ausreichten, sondern daß er auch noch mehrere Pfunde verkaufen konnte. Da dachte er: Nun noch einen Fisch, dann will ich nach Hause gehen! Aber diesmal schwamm seine Spule so lange auf dem Wasser, ohne sich zu rühren, und es war, als wären plötzlich alle Fische fortgezogen. Da hörte er hinter sich ein leises Kichern, und als er sich verwundert umwandte, waren seine Strümpfe und Schuhe verschwunden und an ihre Stelle andere gelegt. Die Strümpfe waren von Seide und mit Goldfäden durchwirkt und trugen oben dicke, goldene Troddeln als Schmuck; die Schuhe waren von Glas, aber außen und innen mit dickem Golde belegt. Das wäre ja kein übler Tausch gewesen, denn seine eigenen Strümpfe waren vielerorts gestopft und seine Schuhe vielfach geflickt; nur schade, daß er jene nicht tragen konnte, denn sie waren ihm viel zu klein.

Als er noch voller Erstaunen über diesen wunderbaren Tausch nachsann, hörte er wieder jenes leise Kichern, und nun ward er hinter dem Busche einen Zwerg gewahr, der sich mit seinen, des Knaben, Strümpfen — sie gingen ihm bis an den Leib — und mit seinen Schuhen — sie drohten jeden Augenblick von den Füßchen abzufallen — bekleidet hatte und nun seelenvergnügt, wie kleine Knaben, die ihres Vaters Stiefel anprobieren, damit auf dem engen Raum herumtanzte und herumsprang. Wunderbar stach dabei gegen das plumpe Fußzeug das feine rote Röckchen und das schmucke Hütchen mit goldener Feder ab, und der Pochknabe mußte laut auflachen. „He, Kleiner“, rief er dann, „was thust du mit meinem Fußwerk?“ „Ich habe dir ja andres dafür gegeben“, erwiderte der Zwerg, „das verkauf doch, dann wirst du schon zufrieden sein.“ Damit war der kleine Mann verschwunden.

Der Rat des Zwerges leuchtete dem Pochknaben ein. Vergnügt nahm er seine Fische nebst dem Angelschacht in die eine und die umgetauschten Schuhe und Strümpfe in die andre Hand und ging barfuß nach Lautenthal. Hier wurde die wundervolle Fußbekleidung von jedermann angestaunt, und die Kunde davon gelangte schon in nächster Woche durch den Berghauptmann nach Braunschweig. Da erbot sich die Herzogin, sie ihm für den kleinen Prinzen abzukaufen, und sie zahlte dafür so freigebig, daß er zeitlebens daran genug hatte.



41.

Spar' die Müh'!

Unterhalb der Bergstadt Lautenthal erhebt sich der Bielstein zu bedeutender Höhe. In demselben befindet sich, wenige Meter über dem Wasserspiegel der Innerste, eine Höhle, welche das Zwergloch heißt.

In diesem wohnten vor Zeiten drei Zwerge, die erzeigten den Bewohnern von Lautenthal mancherlei Gefälligkeiten. Namentlich liehen sie ihnen zu Kindtaufen, Hochzeiten und andren Familienfesten das schönste goldene und silberne Tafelgeschirr. Auch liehen sie jedermann Geld ohne Zins. Einmal aber brachten unehrliche Leute ihnen das geliehene Geld nicht wieder. Als sie nun nach einiger Zeit dennoch wieder vor dem Zwergloch erschienen, um

eine Anleihe zu machen, riefen ihnen die Zwerge zu: Spar' die Müh'! Darum heißt die kleine Ebene zwischen der Innerste und dem Vielstein Spardiemüh.

Daß aber die Zwerge auch das schöne Geschirr nicht mehr ausliehen, hatte folgenden Grund. Einmal tanzten die drei Zwerge oben auf dem Berge und sangen dabei: „Heute backt eine Frau, die thut keinen Kümmel in den Teig!" Das hörten zwei Waldarbeiter, und da die Frau des einen gerade backen wollte, so lief er nach Hause und erinnerte seine Frau daran, doch ja den Kümmel nicht zu vergessen, damit die Zwerge das Brot nicht stehlen könnten. Sie essen nämlich durchaus keinen Kümmel.

Während der Zeit tanzten die Zwerge immer nach der Weise: „Hast du denn die Ziege unsers Großvaters nicht gesehen?" und nach andern schönen Melodieen. Als aber jener Holzhauer zurückkam, fielen sie über ihn her und prügelten ihn gehörig, denn sie wußten wohl, weshalb er nach Hause gerannt war. Seit der Zeit mußten die Lantenthaler auf ihren Festen von hölzernen Tellern und mit hölzernen Löffeln essen.



42.

Der Zwergekrieg.

Wenn man von der Stadt Lautenthal den schönen Fußweg einschlägt, der zuerst im Thale der Laute und dann steil den Berg hinauf nach Bockswiese und weiter nach Zellerfeld und Klausthal führt, gelangt man da, wo die Steigung beginnen will, an einen ehemaligen Teich. Jetzt aber ist kein Wasser darin, denn als der Teichdamm vor zwei Jahrzehnten bei Hochwasser brach, und die entfesselten gewaltigen Massen in Lautenthal eine furchtbare Verheerung anrichteten, hat man ihn um solcher Gefahr willen nicht wieder hergestellt.

An diesem Teiche hat einst ein Bergmann ein wundersames Erlebnis gehabt. Der war nach Lautenthal gewesen und hörte jetzt, als er in die Nähe des Teiches kam, ein Toben und Schreien, als wenn Hunderte von kleinen Knaben sich miteinander balgten und stritten. Doch mußte es im vollen Ernste dabei hergehen, nicht wie bei einer gewöhnlichen Rauferei, denn gar mancher Aufschrei zeugte vom höchsten Schmerz. Dazwischen erklang, je näher, desto vernehmlicher, das Rasseln vieler kleiner Trommeln und das Gezeter vieler Kindertrompeten und ähnlicher Musikinstrumente.

Neugierig beeilte der Bergmann seine Schritte, und was sah er, als er nun am Rande des Teiches stand? Das Wasser desselben war verschwunden, und auf der Rasenfläche, die dafür an die Stelle getreten war, tobte ein wilder Kampf zwischen zwei Zwergvölkern. Grimmig schlugen die kleinen Männer, denen Wut und Kampfslust aus den Augen leuchteten, mit ihren Schwertern auf einander los; wütend gingen sie mit ihren kleinen Lanzen einander zu Leibe und achteten nicht der Haufen von Toten, nicht des Wehklagens der Verwundeten, die hilflos unter ihren Füßen verbluteten oder aus dem Gewühl zur Seite zu kriechen suchten. Jetzt rückten noch neue Scharen im Sturmschritt heran und stürzten sich in den Kampf. Der Bergmann, der den Mut der Kleinen höchlichst bewunderte, schaute eine Weile der furchtbaren Schlacht zu und überlegte noch, ob er nichts thun könnte, Frieden zu stiften, denn wenn er der Sache ihren Lauf ließ, so rieben sich die beiden Völker, da auf keiner Seite Gefangene gemacht wurden, und jeder bemüht war, auch

dem schwer verwundeten und zu Boden gesunkenen Gegner erbarmungslos den Garaus zu machen, völlig auf.

Da sah er, wie die beiden Feldherren auf einander stießen; es mußten die Zwergkönige selber sein, denn sie trugen nicht nur wunderschön mit Gold gestickte Kleidung und auf der Brust kleine goldene Sterne, sondern hatten auch auf dem Haupte niedliche, funkelnde Königskronen. Um die beiden hohen Kämpfenden bildete sich wie von selbst ein freier Raum. Sie stritten mit großem Mute und wußten ihre Schwerter geschickt zu handhaben. Doch der eine von ihnen übertraf seinen Gegner an Größe und darum auch an Kraft; so gelang es ihm, diesen zu Boden zu werfen. Da sprang aber unser Bergmann dazwischen, denn Schwachen und Hilflosen beizustehen, das war ihm Christenpflicht. Schon holte der größere Zwerg aus, um dem am Boden Liegenden den Todesstoß zu versetzen, da schlug ihn der Bergmann mit seinem Knotenstocke dermaßen über den Kopf, daß er, wie vom Blitz getroffen, zu Boden stürzte und nur noch einigemale mit Händen und Füßen zuckte. Nun aber drang das ganze Heer des Gefallenen auf den Sieger ein, willens, den Tod ihres Königs zu rächen, und der Bergmann mußte sich seiner Haut wehren, so gut er konnte. Gewaltig ließ er seinen Stock in der Runde um sich herum schwirren, und wer davon getroffen wurde, der stand nimmer wieder auf. Da entsank den Überlebenden der Mut, und in wilder Flucht stürzten sie dem Walde zu.

Ehe unser Held es sich versah, war er mit dem Könige, für den er gefochten hatte, und dessen Heere auf dem Schlachtfelde allein, und die Leutchen umringten ihn, daß er keinen Schritt machen konnte, küßten ihm Hände und Füße und den Saum seines Kittels und weinten Thränen des Dankes und der Freude. Doch jetzt machten sie ehrerbietig Platz, denn ihr König, der sich längst wieder von seinem Falle erholt hatte, schritt heran, reichte seinem Helfer die Hand, sprach ihm in zierlich gesetzten Worten seinen Dank aus und bat ihn, ihn nach seinem Palast zu begleiten. Gern folgte der Bergmann dieser Einladung, gespannt auf das, was er zu sehen bekommen würde. Hatte er doch niemals zuvor von einem Palast im Harze gehört.

Der kleine König nahm ihn an die Hand, und bald betraten sie durch eine Felsspalte einen langen Gang und am Ende desselben tief im Innern des Berges einen wunderschönen Saal. Tausende von kleinen Lichten, die auf Leuchtern von purem Silber steckten, erleuchteten festlich den weiten Raum, und die herrlichen Spiegel und Edelsteine, mit denen die Wände geschmückt waren, strahlten den Glanz wieder. Auf den langen Tafeln, die zum Festmahle aufgeschlagen waren, prangte goldenes und silbernes Tafelgeschirr, und der Thron des Königs war ein Meisterwerk kunstvoller, zierlicher Arbeit.

Neben diesem richteten die Diener jetzt für den Bergmann, der in seinem schwarzen Sonntagskittel neben den goldbetreßten Gewändern der Hofbeamten gar seltsam abstach, einen bequemen Sitz ein, alle nahmen Platz, und zahlreiche Diener trugen geschäftig die Speisen auf. Ihrer zwölf allein bestimmte der König für die Bedienung seines Gastes. Und waren die Braten, die sie für ihn unaufhörlich heranschleppten, auch nur klein, sie waren doch trefflich zubereitet, und es schmeckte ihm am Tische des Zwergkönigs besser, als auf seiner eigenen Hochzeit. Auch an einem guten Trunke fehlte es ihm nicht, denn unermüdlich rollten die Diener für ihn Fäßchen auf Fäßchen der edelsten Weine heran und füllten ihm den Pokal, der ihm statt des Glases diente.

Als allgemein an der Tafel die fröhlichste Stimmung herrschte — brauchte man doch nun nach solchem Siege niemals wieder das feindliche Volk zu

fürchten! — da erhob sich der König und hielt eine schöne Rede auf seinen Lebensretter, und alle stimmten jubelnd in das Hoch ein und bemühten sich, mit ihm anzustoßen. Und als man sah, daß auch er reden wollte, da wurde es mäuschenstill im Saale. Er dankte nun in kräftigen Worten für die schöne Bewirtung und leerte seinen Pokal auf das Wohl des Königs und des ganzen Volkes.

Nun wurde die Tafel aufgehoben, und der Bergmann wollte sich verabschieden. „Warte noch einen Augenblick", sagte da aber der König, „ich will dir erst etwas zeigen; auch möchte ich dich gern für den großen Dienst, den du mir erwiesen hast, belohnen, ehe du scheidest." Damit führte er ihn in seine Schatzkammer, wo unermeßliche Schätze von Gold und Silber hoch aufgetürmt und aufgeschüttet lagen. „Nun nimm dir", sagte der König, „was du willst, und so viel du willst." Das Wort riß den Bergmann aus seinem Staunen über solchen ihm schier unfaßbaren Reichtum, und hurtig machte er sich daran, alle seine Taschen und den Raum in seinem durch das Hinterleder zusammengehaltenen Grubenkittel vollzustopfen. Es war so viel, daß er es kaum zu tragen vermochte, und die Taschen fast zerrissen. Zufrieden lächelnd schaute ihm dabei der König zu und reichte ihm dann noch zum Andenken Krone und Zepter des gefallenen Königs.

Als es nun endlich ans Scheiden ging, da weinte das ganze Völkchen vor Traurigkeit, und alle baten ihn, sie doch noch einmal zu besuchen. Der König begleitete ihn bis an die Felsenkluft und schaute ihm nach, so lange er ihn sehen konnte. Auch unserm Bergmann war bei aller Glückseligkeit ob des Reichtums, den er nach Hause brachte, doch zugleich wehmütig zu Sinne.

Sein Gold und Silber machte er auf der Münze zu Gelde, und Krone und Zepter verkaufte er an den Herzog von Braunschweig. Seine kleinen Freunde im Berge besuchte er noch oft und fand bei ihnen stets Rat und Hilfe. Aber den Eingang zu ihren Wohnungen hat er niemand verraten, und alles Suchen danach ist umsonst.



Oberharzische Sagen vom Bergmönch.

(43—52.)

Im Mittelalter waren die Klöster, namentlich das reiche Walkenried am südlichen Harzrande, das am Rammelsberge reichen Anteil hatte, und das Kloster Zella (Zellerfeld) auf dem Oberharze die Pflegstätten des Silberbergbaues im westlichen Harze. Die Hüttenwerke des ersteren, denen ein Mönch als oberster „Hüttenmeister" vorstand, zogen sich am ganzen Westrande des Oberharzes hin, aus der Gegend von Gittelde über Seesen bis in die Nähe von Bockenem, und auch in den Thälern der Wieda und Zorge verschmolz es seine Rammelsbergschen Erze, die unverhüttet an die Anteilhaber verteilt wurden. Und von dem Fleiße der Zeller Benediktinermönche zeugen die zahlreichen bekannten Gruben des „Alten Mannes", d. i. der ersten ausgestorbenen Bevölkerung, und die vielen im Walde aufgefundenen Schlackenstätten.

An jene Zeit, wo ein Mönch die Leitung des Bergbaues hatte, erinnern die überaus zahlreichen Sagen vom Bergmönch, doch sind auf diesen auch die heidnischen Vorstellungen von einem Berggeiste übertragen.

Als einen riesengroßen Mann, bekleidet mit schwarzer Mönchskutte und Mönchskappe, sieht man ihn gebückt in den Stollen einherwandeln. In der

Hand trägt er das Grubenlicht eines Geschwornen, doch von massivem Silber und mit hochaufschlagender, weithin leuchtender Flamme. Er kommt und verschwindet plötzlich. Meistens tritt er an einer Stelle, wo vorher kein Spalt zu sehen war, aus dem festen Gestein heraus, das sich sofort hinter ihm wieder zusammenschließt. Aber wenn er wieder zurücktritt, bleibt die Gesteinswand einige Augenblicke offen, und man sieht dort unermeßliche Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen blitzen und flimmern. Man kann sie gewinnen, wenn man die Geistesgegenwart hat, sofort den Bohrer, das Fäustel oder irgend ein anderes Stück Gezäh in den offenen Spalt zu werfen. Doch ist das bis jetzt noch niemand gelungen, denn der Glanz blendet des Bergmanns Auge, daß es sich sofort unwillkürlich abwendet.

Der Bergmönch ist ein Freund des fleißigen und armen Bergmanns. Schwachen und kränklichen hilft er bei ihrer Arbeit, so daß mächtige Wände guten Erzes hereinbrechen; verirrte führt er, ihnen mit seinem hellen Grubenlicht voranleuchtend, auf bekannte Strecken zurück; wem das Geleucht ausgegangen ist, dem gießt er von seinem „Inselt“ (Unschlitt) auf ihr Grubenlicht, und sie brauchen niemals wieder nachzugießen, wenn anders sie das Geheimnis bewahren; hilfsbedürftigen drückt er oft einen gemeinen Stein in die Hand, der sich, wenn sie ihn nicht fortwerfen, am Tageslicht in das feinste Gold verwandelt. Droht ein Einsturz in der Grube, so erscheint der Bergmönch in der Gestalt des Steigers oder eines andern Vorgesetzten der Bergleute, und befiehlt diesen, sogleich dieses Ort*) zu verlassen und an einer andern Stelle weiter zu arbeiten; kaum sind sie dieser Weisung ihres vermeintlichen Steigers nachgekommen, so geht das verlassene Ort zu Bruch.

Fürchten müssen den Mönch nur die trägen und bösen Bergleute und Steiger. Einst hatte die Dorothea bei Klausthal einen gar hartherzigen und ungerechten Steiger; dem konnten die Bergleute nie genug arbeiten, und er verkürzte auch die fleißigsten in ihrem Lohne. Da trat ihm einmal beim Ausfahren der Mönch entgegen, schnürte ihm die Kehle zusammen und stürzte ihn in die Tiefe hinab. Ein andresmal hauchte er zwölf Bergleute, die sich dauernd unfleißig zeigten, an, daß sie sofort tot umfielen. Manchesmal steht er, sein brennendes Licht in der Hand, mit gespreizten Beinen über dem Fahrloche, so daß die Bergleute unter ihm einfahren müssen; doch wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht zu zögern. Spott und Necken kann er nicht vertragen; auf einer Grube stellte er sich einstmals jeden Freitag zu bestimmter Stunde ein und beschäftigte sich damit, das Erz aus einem Eimer in den andern zu schütten; da murrte eines Tages einer der Bergleute vorwitzig über diese nach seiner Meinung unnütze Arbeit; und sofort drehte ihm der Mönch den Hals um.

Von den zahlreichen Sagen will ich einige ausführlich erzählen.



43.

Der Mönch hilft einem Andreasberger Bergmann.

Vor langen Jahren arbeitete auf der Grube Samson bei Andreasberg ein armer Bergmann, der mit dem geringen Lohn, der damals gezahlt wurde, und mit dem Nebenverdienst, um den er sich redlich abmühte, seine Frau und

*) Das Ort ist die Arbeitsstelle.

seine große Kinderschar nicht zu ernähren vermochte; es fehlte in dem dürftigen Hinterstübchen, in dem die Familie zur Miete wohnte, nicht selten selbst das trockene Brot. An einem solchen Tage des Mangels sagte der Bergmann, als er sich des Morgens früh zum Anfahren bereit machte, zu seiner Frau: „Wollte Gott, mir begegnete heute der Bergmönch; ich wollte ihm einmal unser ganzes Leid klagen, und er würde mir gewiß helfen, wie er schon so manchem geholfen hat.“ Seine Frau sucht ihm das auszureden, aber er bleibt dabei und hat auf dem Wege zur Grube keinen andern Gedanken. Und als er nun einfahren will, steht der Bergmönch neben dem Fahrloche, sieht ihn mitleidig an und drückt ihm, ohne ein Wort zu sprechen, Unschlitt auf sein Grubenlicht. Der Bergmann will ihn anreden, aber der Mönch winkt ihm, ruhig einzufahren; und er gehorcht. Als er am Abend ausfährt, steht der Mönch wieder auf demselben Platze und giebt ihm schweigend einen großen „Knerper“ (ein abgeschlagenes Stück gewöhnlichen Gesteins) in die Hand und verschwindet. Zu Hause angekommen, betrachtet der Bergmann das Geschenk beim Lichte und erkennt es als ein großes, wertvolles Stück Gold. Das verkauft er an die Münze und erhält einen großen Haufen blanker Gulden dafür. So ist die Familie auf lange Zeit aller Sorgen ledig, denn sie halten das Geld hübsch zu rate. An dem „Inselt“ des Bergmönchs aber hat der Bergmann, da er reinen Mund hielt, sein ganzes Leben lang genug gehabt.

44.

Wie der Bergmönch hilft und straft.

In Klausthal war einmal ein fleißiger Bergmann ohne sein Verschulden in bittere Armut geraten. Sein Vieh starb ihm, und er konnte kein Stück wieder kaufen; seine Frau und mehrere seiner Kinder lagen lange schwer krank, und da er niemand sonst zu ihrer Pflege hatte, so konnte er nicht auf Nebenverdienst ausgehen. Redlich suchte der Bedauernswerte gegen die drohende Verschuldung anzukämpfen. Um zu sparen, legte er auch in der finstersten Nacht den Weg von seinem Hause bis zum Zechenhause ohne Licht zurück. Doch in einer bösen Nacht, als der Sturm finsteres Gewölk vor sich herjagte, so daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte, kam er vom Anfahrwege ab und stand plötzlich vor einem ihm völlig unbekannten tiefen Graben. Vergeblich bemühte er sich, einen Weg zu finden. Da tauchte unerwartet in seiner Nähe ein Licht auf, und in der Meinung, der Träger desselben sei ein gleich ihm der Grube zustrebender Bergmann, rief er ihn an: „Kamerad, komm doch eben mit deinem Lichte einmal hierher, damit ich den Übergang finde.“ Da flammte das Licht hoch auf, und der Bergmann erkannte den Bergmönch. Willig leuchtete ihm dieser und führte ihn auf den Anfahrweg zurück, doch sagte er tadelnd: „Wie konntest du dich in solcher Finsternis ohne Licht hinauswagen?“ Da schüttete der Bergmann seinem Begleiter vertrauensvoll das Herz aus, und dieser hörte die lange Erzählung ruhig an. Inzwischen waren sie bei dem Zechenhause angelangt, und der Mönch gab dem Bergmann beim Abschiede ein Stück seines Unschlitts mit der Weisung, niemals zu sagen, woher dieses stamme. Von der Zeit an brannte das Grubenlicht des Bergmanns ohne andere Nahrung, und das Geleucht, das ihm die Grube lieferte, konnte er verkaufen.

Auch der Frau des Bergmanns, die nach dem Aufbruch ihres Mannes sich nicht wieder zu Bett gelegt, sondern sich an das Spinnrad gesetzt hatte, stattete der Bergmönch noch in derselben Nacht einen Besuch ab. Wie erschrak sie, als der Gefürchtete plötzlich vor ihr stand! Doch mit freundlichem Gruße überreichte er ihr eine schöne, neue Spindel und sagte: „Von nun an benutze nur diese; aber sag nicht, wer sie dir geschenkt hat.“

Nun wichen Not und Mangel aus ihrem Hause. Denn auf der Spindel spann die Frau ein so wunderbar feines und gleichmäßiges Garn, daß sie trotz des höheren Preises, den sie dafür nahm, kaum Rat zu schaffen wußte, und sie brauchte doch niemals neuen Flachs aufzustecken; und dem Manne halfen unsichtbare Hände bei seiner Arbeit, daß sein Lohn sich verdoppelte, und seine Kameraden und Steiger sich schier verwunderten.

Wären nur die guten Leute der Bedingungen, an welche der Mönch seine Gaben knüpfte, stets eingedenk geblieben!

Zuerst ging die Frau ihres Geschenkes verlustig. Und das kam so: Das unvergleichlich schöne Garn ging besonders nach Goslar, wo die reichen Kaufmannsfrauen die Aussteuer ihrer Töchter daraus weben ließen. Nun bewarb sich damals ein junger Ratsherr in Goslar um eine dieser Jungfrauen und erhielt auch das Jawort, doch nur unter der Bedingung, daß er erforsche, wie die Bergmannsfrau in Klausthal es anfange, solches Garn zu spinnen. Sofort machte er sich, obwohl der Abend schon herannahte, auf den Weg nach Klausthal. Das Glück war ihm günstig, er traf die Frau ganz allein zu Hause an. Aber all seine Überredungskünste, ihr das Geheimnis zu entlocken, waren vergebens, und für die schönsten Versprechungen blieb sie unzugänglich. Da versuchte er es mit Drohungen. „Daß es nicht mit rechten Dingen zugeht“, so fuhr er sie an, „das liegt offen zu Tage; und jedermann weiß jetzt, daß ihr eine Hexe seid. Wenn ihr nicht sogleich gesteht, so kostet es euch wahrhaftig das Leben. Ihr wißt doch, wieviel Frauen erst neulich wieder vor Goslar und Salzgitter verbrannt sind.“ Freilich wußte sie dies, und schaudernd sah sie sich schon in den Flammen des Scheiterhaufens. In ihrer Todesangst verriet sie ihr Geheimnis und zeigte dem Ratsherrn die Spindel.

Da erhob sich in der Stube ein entsetzliches Brausen und Dampfen, und alles Hausgerät wurde wild durcheinander geworfen. Zitternd flüchteten die beiden hinaus, und der Ratsherr trat eiligst seinen Heimweg an. Unterwegs aber wurde er von unsichtbaren Händen dermaßen durchgeprügelt, daß er ohnmächtig niedersank und nach einigen Tagen starb.

Als es im Zimmer wieder ruhig geworden war, wagte sich die Bergmannsfrau wieder hinein. Aber o weh! ihre kostbare Spindel war verschwunden. So mußte sie wieder wie ehemals gewöhnliches Garn auf ihrer alten Spindel spinnen und den Flachs sich kaufen.

Und wie kam ihr Mann um sein Geschenk? Da er sich brauchbar und fleißig zeigte, so wurde er zum Untersteiger befördert. Allmählich wurden seine Kameraden darauf aufmerksam, daß sein Grubenlicht nimmer erlosch, und wenn sie auch nur hinter seinem Rücken darüber allerlei Mutmaßungen anstellten, so wagte es doch einst ein andrer Steiger, sein bester Freund, ihn offen zu fragen, welche Bewandtnis es mit seinem wunderbaren Lichte habe. Anfangs leugnete er, daß es sich mit diesem anders verhalte wie mit jedem andern Grubenlichte. Aber immer mehr in die Enge getrieben, wohl auch durch die Behauptung seines Freundes, alle Welt sei der Meinung, er stehe mit dem Bösen im Bunde, erschreckt, erzählte er seine Begegnung mit dem

Bergmönch, und wie dieser ihm Unschlitt auf die Lampe gegossen habe. Noch während er sprach, hörten sie Schritte hinter sich, und als sie sich umblickten, stand der Bergmönch in seiner Schreckensgestalt mit Augen so groß wie Feuerräder, in der Linken das silberne Grubenlicht, dessen Flamme bis an die Firste schlug,



vor ihnen; mit seiner Rechten gab er dem Steiger, der seinem Freunde das Geheimnis entlockt hatte, eine gewaltige Ohrfeige; dieser fühlte im Arme, der das Licht hielt, einen tüchtigen Ruck, in dem Augenblicke erlosch seine Flamme, von einem großen Stück Schwerspat ausgedrückt; und der Mönch verschwand im Felsen.

Seitdem mußte unser Steiger Geleucht aufgießen wie jeder andre Bergmann. Seinem Freunde aber konnte kein Arzt den Kopf, der von der Ohrfeige seitwärts gedreht war, wieder gerade richten.



45.

Eine ähnliche Geschichte.

In den Gruben am Harze arbeiten stets zwei Bergleute gemeinschaftlich. Nun waren einmal zwei von jeher solche Arbeitskameraden gewesen und hielten auch sonst treulich zusammen. So halfen sie sich auch mit dem Geleucht aus, wenn einem von ihnen fehlte. Aber eines Tages bemerkten sie, als sie kaum vor Ort (an ihre Arbeitsstätte) gekommen waren, daß beide nur sehr wenig Öl hatten. „Was fangen wir nun an?" ratschlagten sie miteinander. „Arbeiten wir, bis unsere Lichter erlöschen, so müssen wir im Dunkeln ausfahren, und da kann uns leicht ein Unfall zustoßen, denn der alte Schacht ist ohnehin gefährlich. Fahren wir aber sogleich aus, um Öl von Haus zu holen, so straft uns der Steiger an Geld, und das wird ihm ein Vergnügen sein, denn er ist uns nicht gewogen." Als sie so hin und her überlegten, sahen sie in der Ferne ein Licht, und zu ihrer großen Freude kam es näher. Und

nun — o Schrecken! — sehen sie einen riesengroßen Mann gebückt die Strecke heraufkommen. Sein Mönchskleid und seine Mönchskappe, sein mächtiges Grubenlicht sagte ihnen, es war der Bergmönch, von dem sie schon viel hatten erzählen hören. Angsterfüllt traten sie bei Seite, um ihn durchzulassen. Doch vor ihnen richtete er sich in seiner ganzen Größe auf und sagte zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn ich will euch kein Leids anthun. Nein, euch Gutes zu erweisen, bin ich gekommen." Mit diesen Worten nahm er ihnen ihre Lampen aus der Hand und goß von seinem Öl darauf. Dann befestigte er sein Grubenlicht in der First, nahm ihr Gezäh zur Hand und arbeitete eine Stunde lang so gewaltig, daß mehr Gestein und Erz hereingebrochen war, als sie in einer ganzen Woche hätten losschlagen können. Da hörte er auf und sprach: „Sagt's aber keinem Menschen, daß ihr mich gesehen habt!" Dabei schlug er mit der Faust links an die Wand; da that sich diese auf, und die Bergleute, die aus dem Staunen nicht herauskamen, sahen eine weite Strecke hin nichts als schimmerndes Gold und Silber. Das alles hatte ihnen der Bergmönch zugedacht, doch sie vergaßen, ein Gezäh in den Spalt zu werfen, und wandten, von dem ungewohnten Glanze geblendet, ihre Augen ab. Und als sie wieder hinzusehen wagten, war alles, die edlen Anbrüche samt dem Bergmönch, verschwunden. So blieb ihnen nur das nie versiegende Öl. Aber was wollte dieser kleine Vorteil gegen den Reichtum und die Ehre sagen, die ihnen einen Augenblick lang winkten! Und auch dieses Geschenkes gingen sie noch verlustig. Denn als sie sich einst am Sonnabend nach Auszahlung ihres Wochenlohnes einen fröhlichen Abend im Rathause machten, da erzählten sie ihren Freunden die Geschichte, und — am folgenden Montag Morgen waren ihre Grubenlichter trocken, und sie mußten seitdem Öl aufgießen wie ihre Kameraden.

46.

Der Bergmönch hilft einem Ehepaare.

Ein Bergmann hatte eine große Familie, aber nur kärglichen Lohn, denn auf der Strosse, wo er arbeitete, war das Gestein sehr fest. Da schenkte ihm Gott das siebente Kind, und nun wurde die Not erst recht groß. Trübselig saß er eines Abends mit seiner Frau zusammen und überlegte mit ihr, wo sie ferner Brot nehmen wollten für so viele. Da klopfte jemand, und herein trat zu ihrer Überraschung der Bergmönch. „Ihr seid ehrliche Leute", sagte er, indem er beiden die Hand gab, „darum will ich euch beistehen in eurer Not." Damit reichte er der Frau einen Packen Flachs und dem Manne ein Stück Unschlitt und war verschwunden. Jener aber ward nie geringer, so fleißig die Frau auch spann, und dieses ward von der Flamme nicht verzehrt.



47.

Der Bergmönch führt einen Kunstjungen.

Eines Sonntags wartete ein Kunstjunge auf seinen Vorgesetzten, den Kunstknecht (den Wärter der Wasserhebemaschine), um mit ihm vorschriftsmäßig die Kunst zu untersuchen. Da kam der Bergmönch in Bergmannstracht nach dieser Grube und fuhr an, als wäre er der Kunstknecht. Der Kunstjunge hielt

ihn für diesen und fuhr hinter ihm her. Länger als sonst dauerte die Fahrt, und schon wollte das Grubenlicht des Jungen erlöschen. Da legte ihm der Mönch ein Stück Kalkspat auf das Licht, und nun flammte es von neuem auf und brannte stets mit gleicher Helligkeit. Wortlos durchfuhr der vermeintliche Kunstknecht Strecke auf Strecke, und wortlos folgte ihm der Junge stets auf dem Fuße nach. So kam dieser in ihm völlig unbekannte Teile der Grube, und er verwunderte sich des großen Reichtums edler Erze, die sie von Zeit zu Zeit zu beiden Seiten antrafen. Nach langer Fahrt waren sie wieder am Ausgangspunkte, und hier verschwand der Bergmönch. Dem Kunstjungen war seltsam zu Mute, und er biß sich in den Finger, um zu sehen, ob er etwa träume. Konnte denn der Gaipel in einer Nacht neu gebaut sein? Er trat in die Schützbucht: Schützer und Gaipelaufseher waren ihm völlig fremd; und von den Bergleuten, die jetzt hereintraten, um sich zur Einfahrt zu melden, kannte er nicht einen. Und als sie ihn fragten: Wer bist du? und: Was willst du hier? da glaubten sie, er rede irre. Doch bei weiterer Rede und Gegenrede erinnerten sich einige, daß vor 30 Jahren an einem Sonntage ein Kunstjunge seines Namens auf dieser Grube umgekommen sei; so hatte man wenigstens geglaubt, obwohl man nach seiner Leiche vergeblich gesucht hatte. Alle seine näheren Verwandten waren inzwischen gestorben, sein Elternhaus war in andren Besitz übergegangen.

Der Kunstjunge, der in den drei Jahrzehnten seiner unterirdischen Wanderung nicht gealtert war, lebte noch manches Jahr. Als er später Invalide wurde, verkaufte er sein Wunderlicht für vieles Geld. Doch wollte es dem Käufer nicht leuchten und erhielt seine Kraft auch nicht wieder, als dieser es seinem ersten Besitzer zurückbrachte.



48.

Wie man den Zorn des Bergmönches besänftigen kann.

In einer Grube des Oberharzes standen zwei Bergleute, welche Nachschicht hatten, vor Ort, mit der Bohrarbeit beschäftigt. Sie waren recht unzufrieden, denn nicht nur war das Gestein so hart wie Hornstein, so daß der Bohrer trotz der kräftigsten Schläge nicht vorwärts wollte, sondern sie beneideten auch ihre Freunde, die Tagesschicht gehabt hatten und gerade heute Abend, wie sie wußten, zu fröhlichem Schmause beisammen waren. Nicht lange, so machte einer von ihnen den Vorschlag, heimlich auszufahren und sich den Freunden und zechenden Kameraden anzuschließen; und der andre, der schon ähnliche Gedanken gehabt hatte, stimmte sofort zu. So machten sie sich denn auf die Fahrt; doch um nicht als Ausreißer ertappt zu werden, benutzten sie einen Stollen, der nach einer andern Grube führte. Schon waren sie dem Ende des Stollens nahe, da kehrte plötzlich der Vordermann mit dem Schreckensrufe: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ um und eilte an seinem hinter ihm fahrenden Kameraden vorüber, und dieser erblickte nun den Bergmönch, welcher vor dem Stollen stand und ihnen den Ausweg versperrte. In der Hand trug er sein silbernes Grubenlicht, so groß wie ein Scheffel, und die Flamme schlug bis an die Stollenkappe. Seine Augen waren so groß wie Wagenräder und seine Beine so dünn wie Spinngewebe. Als er nun nach den beiden Bergleuten die Hand ausstreckte, um ihnen den Hals umzudrehen,

da fuhren sie entsetzt nach ihrem Schachte zurück; und der Bergmönch lachte laut hinter ihnen her.

Nun versuchten sie, im Schachte selbst auszufahren; und schon glaubten sie, gewonnen zu haben, denn sie waren bereits dem Fahrloche ganz nahe, ohne daß ihnen der Mönch entgegengetreten wäre. Dieser stand aber schon lange quer über dem Fahrloch, um sie zu erwarten, und als jetzt der erste der beiden Bergleute den Kopf zum Fahrloche hinausstreckte, klemmte ihn der Bergmönch fest zwischen seine Beine, daß jenem Hören und Sehen verging, zog ihn heraus und drehte ihm den Hals um.

Als der zweite Bergmann solches sah und gleichsam schon die eiserne Faust des Bergmönchs am Halse spürte, da fuhr er eiligst im Schachte wieder hinunter, eilte auf seine Strecke und machte sich eifrig wieder an die verlassene Arbeit, denn er hörte den Mönch hinter sich herkommen und dachte: Vielleicht verschont er dich, wenn er dich vor Ort bei der Arbeit findet. Der Bergmönch stellte sich neben ihn und schaute ihm schweigend zu. Der Häuer führte mit seinem Fäustel gewaltige Streiche auf den Bohrer, daß aus dem Bohrloche Feuer sprühte, denn die Strosse, auf der er arbeitete, war — wie wir bereits im Eingange hörten — ungewöhnlich hart. Der Schweiß rann ihm in Strömen vom Gesichte, und allmählich fing der Arm an zu erlahmen. Aber kaum machte er Miene, sich einen Augenblick zu erholen, so hob der Mönch die Hand, um ihm eine seiner gefürchteten Ohrfeigen zu geben. So mußte er denn, wohl oder übel, weiter das schwere Fäustel schwingen, bis er das Bohrloch vorschriftsmäßig niedergebracht hatte. Dabei lachte der Bergmönch, daß es weithin durch Strecke und Stollen schallte. Aber auch jetzt wich der Mönch noch nicht vom Fleck, und seine Rechte machte von Zeit zu Zeit verdächtige Bewegungen. Der Häuer mußte nun auch noch das Bohrloch besetzen (mit der Sprengmasse ausfüllen) und „schießen". Da brach eine ungeheure Menge Erz und Gestein herein, wie es der Häuer noch niemals zuvor als Wirkung eines einzigen Loches gesehen hatte. Jetzt hoffte er erlöst zu sein, aber da der Mönch noch immer stehen blieb, so machte er sich auch noch sofort an das Aufräumen. Schon hatte er eine große Masse Berg aufgemauert, aber der große Haufen, von dem er zu nehmen hatte, wurde nicht kleiner, und plötzlich war das Aufgemauerte ganz verschwunden, und er mußte seine Arbeit von vorn beginnen. Doch nun fühlte er, wie ihm die Kräfte ausgingen; es wurde ihm schwarz vor den Augen, und er sank ohnmächtig auf das Gestein. Im Augenblick, als ihm die Sinne schwanden, nahm er noch wahr, daß der Bergmönch ihn verließ und in das Feste eintrat.

Als er aber wieder zu sich kam, fand er alles aufgeräumt und aufgemauert.

49.

Der Bergmönch im Mönchsthal.

Östlich von Klausthal liegen, von hohen Bergen eingeschlossen, am Bache Lange, der dem Weißenwasser zurinnt, das große und das kleine Mönchsthal. Hier hielt sich ehemals der Bergmönch am liebsten auf, und er ging in der Grube, die hier vor Jahrhunderten im Betriebe stand, mit den Bergleuten aus und ein. Er kam sogar öfters in die Schützbucht und that niemanden ein Leides, so daß sich kaum noch jemand vor ihm fürchtete. Doch wurde er ihnen mehr und mehr durch seine Neckereien und Launen unbequem. So zog

er manchesmal die Schützen an, so daß man Mühe hatte, die Räder wieder zum Stehen zu bringen; oder er hielt die Kunst auf und erschreckte die Bergleute auf mancherlei Weise.

Da beschlossen endlich ein paar beherzte Männer, ihn für immer zu vertreiben. Sie hatten sich zu dem Zwecke mit einer großen Menge Ruten versehen. Als nun der Mönch eines Tages den Gaipel verließ, da folgten sie ihm Schritt für Schritt, indem sie, damit er nicht an sie konnte, immerfort



Ruten kreuzweise vor sich auf den Boden legten. Der Mönch schritt einer engen Schlucht zu, die überall von hohem Fels geschlossen ist. Am Ende derselben schlug er gegen die Felswand, da öffnete sich diese, und der Bergmönch trat, indem er sich noch einmal mit zornigem Gesicht zu ihnen umwandte, in den Spalt hinein, der sich von selbst wieder hinter ihm schloß.

Seitdem hat man ihn nie wieder gesehen. Aber von der Grube, aus der man ihn vertrieben hatte, und von den übrigen Gruben in ihrer Nähe wich mit jenem Tage das Glück. Die Wasser stiegen höher und höher, und

alle Mühe, sie zu gewältigen, waren vergebens, so daß man den Bergbau hier ganz einstellen mußte. An dem Felsen, in dem der Bergmönch verschwand, soll sein Bild zu sehen sein, doch weiß es jetzt niemand mehr aufzufinden.



50.

Der Bergmönch beschenkt eine arme Frau.

Vor etwa hundert Jahren wohnte unten in Zellerfeld eine arme Witwe, die ging in das Land hinunter, kaufte dort Butter und Eier, Schinken und Mettwurst, Flachs u. dergl. ein und verkaufte es in Zellerfeld oder Klausthal wieder mit einem kleinen Nutzen. Mit diesem mühsamen Handel, denn sie konnte sich keine Entgegengängerin halten, ernährte sie kümmerlich, aber ehrlich sich und ihre sechs Kinder.

An einem Herbstmorgen brach sie einmal schon früh um 3 Uhr von Zellerfeld auf, die Stalllaterne in der Hand, denn sie wollte mit Tagesanbruch schon in Münchehof, am Fuße des Gebirges, sein. Bis kurz vor Grund begegnete sie keiner Menschenseele. Hier fuhr ein Wagen an ihr vorüber, in welchem ein Berggeschworner saß. Sie mußte ihn wenigstens für einen solchen halten, denn er trug die Kleidung der Geschwornen und hatte ein hochaufflackerndes Grubenlicht in der Hand. Freundlich erwiderte er ihren freundlichen Morgengruß und fragte, wohin sie denn so früh schon wolle. Sie antwortete: „Nach Münchehof, um einzukaufen. Mein Mann ist im vorigen Jahre in der Grube verunglückt, nun muß ich früh morgens und spät abends auf den Füßen sein, um meine sechs Kinder zu ernähren, und darf keine Mühe und Arbeit scheuen.“ Da griff der Geschworne in die Tasche, reichte ihr ein Dreigroschenstück ($^1/_{12}$ Thaler) und sagte: „Kauft euren Kindern Brot dafür.“ Sie bedankte sich für das Geschenk und schritt tüchtig aus, um die durch das Gespräch versäumten Minuten wieder einzubringen.

Als es Tag wurde, besah sie das Geldstück. Es war so blank, als käme es eben aus der Münze. Aber sie hatte noch nie ein solches gesehen, denn auf einer Seite trug es Schlegel und Eisen, wie die kupfernen, silbernen und goldenen Marken, die früher am Bergrechnungstage verteilt wurden, auf der andern ein wie ein Mönch gestaltetes Wappen.

In Münchehof kaufte sie ein, Haus bei Haus, und gab mit ihrem übrigen Gelde, da sie sonst nicht reichte, auch jenes Dreigroschenstück aus. Die hochbepackte Kiepe auf dem Rücken, trat sie nun den Rückweg an. Als sie in Grund ankam, hätte sie gern etwas gegessen, denn sie war recht hungrig geworden von dem beschwerlichen Marsche, aber soviel sie sich erinnerte, hatte sie keinen Pfennig mehr. Doch als sie unversehens in ihre Ledertasche greift, findet sie darin zu ihrer Freude noch das Dreigroschenstück mit dem Mönchswappen. Nun kann sie sich etwas Brot und Wurst kaufen und erhält noch Geld zurück, denn es war damals noch alles wohlfeiler als heutzutage.

In der Dämmerung kommt sie in Zellerfeld an und beeilt sich, da sie am Abend noch spinnen muß, ihre Lampe in Ordnung zu bringen. Doch es fehlt ihr an Öl, und sie schickt deshalb das älteste ihrer Kinder danach aus. Als sie ihm Geld mitgeben will und in die Tasche greift, hat sie wieder jenes Dreigroschenstück in der Hand. Da wird sie stutzig und sinnt nach, ob sie es denn nicht in Grund ausgegeben hat. Doch endlich denkt sie, sie müsse sich geirrt haben, und giebt das Geldstück von neuem aus. Das wiederholt sich

noch drei- oder viermal, und sie kann trotz alles Grübelns den Zusammenhang nicht ausfindig machen. Da erzählt sie es einer alten Nachbarin, und die weiß sofort Bescheid. „Das hat dir der Bergmönch geschenkt“, sagt diese; „halt es ja in Ehren, denn du kannst durch dies eine Geldstück reich werden.“ „Um keinen Preis behalte ich dieses Geldstück“, spricht da entschieden die arme Bergmannswitwe; „Gott wird mir schon so viel bescheren, daß ich mein Häuflein Kinder groß ziehe. Mit Hexenkünsten will ich nichts zu thun haben.“ Damit hängt sie ihren Mantel um und bringt das Dreigroschenstück in den Mühlenteich. Da liegt es noch, doch läßt es sich im Schlamme schlecht suchen.



51.
Noch eine ähnliche Geschichte.

Vor langen Jahren, als die Wege auf dem Oberharze noch sehr schlecht waren, holte eine Frau aus Klausthal regelmäßig jede Woche eine Tracht irdenes Geschirr von Goslar, um es dort wieder zu verkaufen. In der Regel brach sie morgens früh auf und kam abends erst im Finstern wieder. Einmal aber verspätete sie sich besonders lange, so daß es schon dunkel wurde, als sie aus Goslar ging. Da sie den Weg aber genau kannte, marschierte sie munter darauf los. Die schwere Kiepe auf dem Rücken, kam sie jedoch den steilen Berg nur langsam herauf, und beim sog. Zipollenbleek (wo im Mittelalter eine Kapelle oder Klause an der alten Straße stand) gedachte sie sich ein wenig auszuruhen. Dort angekommen, sah sie in der Nähe ein Feuer und Menschen um dasselbe sich bewegen. Das mußten Köhler oder Waldarbeiter sein. Was hätte ihr erwünschter sein sollen! Denn diese Leute gestatteten ihr gewiß nicht nur gerne eine kurze Rast bei ihrem Feuer, sondern gaben ihr auch wohl einen Trunk Wasser, wonach ihr trockener Mund förmlich lechzte.

So dachte sie. Doch als sie näher kam, sah sie, daß ein riesenhafter Jäger mit seinen Gesellen, deren Gesichter man nicht ohne Grauen ansehen konnte, um das Feuer saß, auf dem ein ganzer Hirsch am Spieße briet. Und jetzt sprangen entsetzlich große, wilde Hunde auf, stürzten sich mit einem Wutgeheul auf die arme Frau, sprangen zähnefletschend an ihr in die Höhe, so daß sie ihren heißen Atem fühlte, und zerrten sie am Mantel. Hilfesuchend und erwartend blickte sie nach den wilden Jägern hin, aber keiner that, als sähe er sie, niemand unterbrach die unheimliche Stille. Da stürzte sie in wilder Angst vorwärts, um sich vor den Bestien zu retten. Sie rannte, von Todesfurcht gejagt, bis sie kraftlos zusammenbrach und besinnungslos unter ihrer Kiepe liegen blieb.

Als sie wieder zu sich kam, da stand ein Mann in Puffjacke und Schachthut vor ihr, der half ihr auf und fragte, was ihr fehle. Da klagte sie ihm weinend, wie es ihr gegangen war, und daß nun wahrscheinlich von dem Laufen und Fallen all ihr Geschirr in der Kiepe zerbrochen wäre, und sie besäße dann nichts als diese wertlosen Scherben, denn sie hätte all ihr Vermögen in den Topfhandel gesteckt. Der Geschworne aber tröstete sie, schlug den Mantel von der Kiepe zurück, leuchtete mit seinem Grubenlichte, das so groß und hell brannte, wie sie noch nie eins gesehen hatte, hinein und sagte: „Gieb dich nur zufrieden, liebe Frau, es ist längst noch nicht alles verloren.“

Traurig und gleichsam wie am ganzen Körper zerschlagen, setzte sie ihren Weg fort, während der Geschworne mit freundlichem Glückauf! sich nach Goslar wandte. Als sie nach Hause kam und ihre Tracht auf den Tisch gesetzt hatte, sank sie völlig erschöpft auf die Bank nieder. Aber kaum hatte sie sich ein wenig erholt, so zog sie den Mantel von ihrer Kiepe, um nach ihrem Geschirr zu sehen. Da fand sie keine Scherben, auf die sie sich bereits gefaßt gemacht hatte, da standen nicht Topf und Schüssel, die sie eingekauft hatte, da blitzten ihr nur funkelnagelneue Harzgulden entgegen. Außer sich vor Überraschung und Freude lief sie vorn in die Stube zu ihrer Wirtin, einer klugen, alten Frau, zeigte der den Inhalt der Kiepe und erzählte ihr die ganze Geschichte, wie wir sie schon wissen. Da sagte die Alte: „Sei froh, daß du mit heiler Haut davon gekommen bist, denn die Gesellschaft, die du am Feuer gesehen hast, das ist der wilde Jäger gewesen mit seiner bösen Sippschaft. Der Geschworne aber, der dir geholfen hat, das kann niemand anders sein als der Bergmönch."

Die arme Frau wandte das reiche Geschenk des Mönches aufs beste an. Sie kaufte sich ein kleines Haus und einige Kühe und nährte sich vom Ertrage derselben, so daß sie fortan die Topfkiepe nicht mehr zu schleppen brauchte.

52.

Der Bergmönch auf Bockswiese.

Bei dem kleinen, zwischen Zellerfeld und Lautenthal anmutig im Walde belegenen Bergdörfchen Bockswiese, welches mit dem benachbarten Hahnenklee eine Gemeinde ausmacht, ist noch jetzt eine Grube mit den beiden Tagesschächten Johann Friedrich und Herzog August im lohnenden Betriebe. Von dieser erzählt der Bergmann folgende Geschichte.

Einmal überfiel drei Bergleute, welche zu gemeinsamer Nachtschicht am Nachmittage anzufahren hatten, eine solche unerklärliche Angst, daß sie miteinander im Gaipel überlegten, ob sie nicht lieber wieder nach Hause gehen sollten. Doch beschlossen sie im Vertrauen auf Gott, der ihnen bisher in dunkler Tiefe beigestanden hatte, ihrer Pflicht gemäß einzufahren. Sie waren sog. Holzarbeiter und hatten heute ein besonders schweres und gefährliches Stück Arbeit vor sich, nämlich in einem Stollen, der den Einsturz drohte, das schadhafte Holzwerk durch neues zu ersetzen. Aber die Arbeit ging wider Erwarten gut und rasch von statten. Nur noch ein paar Hölzer waren auszuwechseln, und sie konnten erleichtert aufatmen.

Da plötzlich krachte und donnerte es vor ihnen, Staubwolken umwirbelten sie, und ihre Lichter erloschen. Und als diese von ihren zitternden Händen wieder entzündet waren, da erkannten sie zu ihrem jähen Schrecken, daß der ganze Stollen, der sie mit dem zu Tage führenden Schachte verband, zu Bruch gegangen war, und daß kein Mensch ihnen heraushelfen konnte. „O barmherziger Gott", rief der eine, ein unverheirateter Bursch, aus, „könnte ich doch nur einmal noch deinen blauen Himmel schauen, dann wollte ich ja gern sterben!" „Ach, könnte ich doch noch einmal mit meiner Frau zu Tische sitzen!" klagte der zweite, der sich erst vor wenig Wochen verheiratet hatte. Und der dritte, der eine zahlreiche Familie hatte, bat jammernd: „Nur ein Jahr noch, o Herr, daß ich erst noch für Weib und Kinder Fürsorge treffen kann! Dann bin auch ich bereit zu sterben."

Kaum hat er ausgesprochen, so wird es sonnenhell um sie, und eine Gestalt, unkörperlich wie unser Schatten, wenn er in dichten Nebel fällt, steht vor ihnen. Sie ahnen es, daß es der Bergmönch ist, von dem sie schon so viel gehört haben, denn die dunkle Gestalt trägt die Kleidung eines Berggeschwornen mit grünem Schachthut und dazu die „Halskrause“ (!) eines Mönches. „Eure Wünsche sind erhört“, sagt er mit einer Stimme, so tief und klanglos, als käme sie aus dem Grabe; „folgt mir!“ Gestein und Trümmer spalten sich vor ihm, und er führt sie glücklich hindurch bis zu dem offenen Fahrschachte. Hier springt der Bergmönch unhörbar den Treibschacht hinunter, die Geretteten aber fahren nach oben.

Nun stehen sie draußen vor dem Gaipel und schauen dankbar zum blauen Himmel auf, und in demselben Augenblick sinkt der erste von ihnen tot zu Boden. Seine beiden Kameraden legen ihn auf ein Brett und tragen ihn wie einen Umgekommenen nach Hause. Dann nehmen sie herzlich und unter Thränen von einander Abschied, und der zweite sagt: „Du weißt, Kamerad, daß ich noch heute Abend ihm folge, den wir soeben heimgetragen haben. So leb denn wohl! Auf Wiedersehn! Glückauf!“ Zu Hause empfängt ihn freudig seine junge Frau, doch ihre Freude verwandelt sich bald in Klagen, als er ihr erzählt, daß er nur noch eine Mahlzeit mit ihr einnehmen darf. Als eine mutige Bergmannsfrau aber bereitet sie ihm den Tisch zum letzten Male, legt ihm die besten Bissen auf seinen Teller, und als er gesättigt Messer und Gabel hinlegt, verscheidet er in ihren Armen. Beide Bergleute werden zusammen begraben, und zwar mit den Ehren, wie man sie den Bergleuten erweist, die in ihrem Berufe umgekommen sind.

Der dritte benutzte das Jahr, das ihm gelassen war, nach besten Kräften für die Zukunft seiner Familie zu sorgen. Als nun der verhängnisvolle Tag herankam, da feierte er mit den Seinen das heil. Abendmahl und ist fröhlich entschlafen. Auch er wurde wie ein Umgekommener begraben.



Venedigersagen vom Oberharze.

(53—57.)

Wie in allen erzführenden Gebirgen Deutschlands, so findet sich auch im Harze eine große Anzahl sog. Venedigersagen. Im Mittelalter durchstreiften nämlich vielfach Italiener, welche die Deutschen in Kenntnis der Chemie übertrafen, unsere Gebirge, um edle, besonders goldhaltige Erze ausfindig zu machen und mit sich zu nehmen. Da sie sehr geheimnisvoll auftraten und die Harzbewohner vielfach über sich und ihre Absichten irre zu führen suchten — manche sollen eine Zeitlang als Steiger in einer Grube gearbeitet haben, andere scheinbar als Mausefallenhändler aufgetreten sein —, so bildeten sich allmählich über diese auffallenden Fremdlinge, welche die Hirten und Jäger, die ihnen als Führer dienten, gut bezahlten und deshalb für reich galten, allerlei Sagen, von denen ich einige der schönsten hier erzähle.*)

*) Andere siehe unter Nummer 93. 98. 176. 186. 228. 229.

53.
Der Spiegel der Venediger.

Regelmäßig in jedem Jahre kehrten mehrere Venediger bei einem Manne in Grund ein und ließen sich von ihm in den Bergen umherführen. Sie belohnten ihn dafür so reichlich, daß er das ganze Jahr nicht zu arbeiten brauchte.

Er hatte nun schon oft bemerkt, daß die Fremden bei ihren gemeinschaftschaftlichen Streifereien in den Bergen öfters in einen Spiegel schauten und dann ohne weiteres Forschen und Suchen bestimmten Stellen, die sie doch früher gar nicht gekannt haben konnten, Gestein und Erde entnahmen. Er schloß daraus, daß der Spiegel ihnen diese Orte anzeige und, nicht zufrieden mit dem reichlichen Auskommen, wie er es sich bisher fast mühelos erwarb, trachtete er danach, durch den Spiegel reich zu werden wie ein Venediger.

Mit Ungeduld erwartete er ihre Ankunft im folgenden Jahre, und gleich in der ersten Nacht stahl er ihnen den Spiegel und machte damit eine Probe. Und er hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Er erblickte in dem Wunderspiegel den Iberg, an dessen Fuße sein Haus lag, doch nicht nur den äußeren Berg mit seinen Klippen und Eibengebüschen, nein, das Innere lag aufgeschlossen und klar vor seinen Augen. Er sah, wie der Iberg einen eisernen Kopf und einen eisernen Fuß, aber einen silbernen Leib hatte. Sorgfältig verbarg er dann den Spiegel. Aber als die Fremden am andern Morgen erwachten, sagten sie ihm sogleich auf den Kopf zu, daß er ihnen den Spiegel entwandt habe, und zwangen ihn, ihnen denselben wieder herauszugeben. Dann brachen sie ohne ihn auf und ließen sich niemals wieder bei ihm sehen. Nun waren seine guten Tage dahin, und die ungewohnte Arbeit, zu der er sich nun verstehen mußte, warf kaum soviel ab, den Hunger fern zu halten.



54.
Ein Venediger als Steiger.

In Klausthal ließ sich einmal ein Venediger als Steiger anstellen, und seine Bergleute hatten es unter ihm gut. So oft sie es wünschten, beurlaubte er sie und arbeitete unterdes für sie. Aber bald kamen Einfahrer und Geschworne hinter diese Unordnung, und da alle Geldstrafen, mit denen sie ihn belegten, nicht halfen, so wurde er endlich seines Dienstes entlassen.

Als er zum letzten Male in seiner Grube war, schickte er alle seine Bergleute nach Hause und behielt nur den Anschläger (den Bergmann, der unten im Schachte die Tonnen zu füllen und an das Seil zu hängen hat) bei sich zurück. Diesen fragte er: „Willst du mit mir nach Venedig gehen? Es soll dein Schade nicht sein.“ Der Anschläger stimmte gern zu.

Nun stiegen sie mit einander in das tiefe Gesenke hinunter, wo die Fördertonnen hineingehen, und der Venediger besetzte dort in dem Stollen, der unter den Strecken hindurchführte, auf denen man das Erz gewann, alle Bohrlöcher — er schien alles schon vorbereitet zu haben — derart, daß die ganze Grube zusammenstürzen mußte, wenn die Zündschnüre abgebrannt waren. Da sahen sie einen Bergmann, der ganz allein im Stollen arbeitete, und der Anschläger bat um dessen Leben, aber der Steiger war so im Zorn, daß er jenen mit in die Luft sprengte.

Nachdem sie mit einander gefrühstückt hatten, führte der Italiener seinen Begleiter mitten durch die Felsen hindurch auf gutem Wege unterirdisch nach Venedig. Dort kamen sie in einem schönen Garten bei des Steigers Hause zu Tage. Hier gefiel es dem Harzer nun sehr gut, er hatte alles, was er sich wünschen konnte, und die Tage gingen ihm wie im Fluge dahin. Dennoch begann sich nach einiger Zeit bei ihm das Heimweh nach seinen Bergen und die Sehnsucht nach Weib und Kind zu regen; und der Venediger, der es ihm ansehen mochte, fragte ihn, ob er auch lieber wieder nach Klausthal zurück wollte. Da er traurig erwiderte, es ziehe ihn nach seiner Heimat zurück, und er könne hier nicht mehr froh sein, so erbot sich der frühere Steiger, ihn zurückzuführen. Das Grubenlicht in der Hand, traten sie im Garten in den unterirdischen Gang ein. Ohne jede Beschwerde ging der Marsch von statten bis zu der Stelle, wo sie auf ihrer Hinreise gefrühstückt hatten. Von hier ab hätte der Anschläger wohl allein finden können, aber die eingestürzten Gesteinsmassen wehrten ihm jedes Vorwärtskommen. Deshalb führte ihn der Steiger schon an dieser Stelle ganz aus den Bergen heraus, so daß er seinen Weg am Tage fortsetzen konnte. Zuvor aber verabschiedete sich der Venediger freundlich von ihm und kehrte in sein Vaterland zurück.

In Klausthal fand unser Anschläger alles ganz anders, wie er es verlassen hatte. Auf dem Gottesacker stand eine neue Kirche, und ganze Reihen neuer Häuser waren entstanden. Begleitet von einem Schwarm mutwilliger Knaben, die ihn wie eine Erscheinung aus einer andern Welt anstaunten, fand er nach mehrfachem Irregehen das Häuschen heraus, in dem er einst gewohnt hatte; er selbst hatte es erbaut, nun erschien es ihm altersschwach und dem Einsturz nahe. Er fragte nach seiner Frau und seinen Kindern; niemand kannte sie. Auch ihn wollte niemand kennen, oder auch nur seinen Namen je gehört haben. Man führte ihn endlich zum Pfarrer, damit dieser die Kirchenbücher aufschlüge, und da fand sich denn, daß er zweihundert Jahre im Venedigerlande gewesen war.



55.

Ein Lautenthaler in Venedig.

In Lautenthal lebte einst ein Bergmann, den hatte Gott nicht mit Geld und Gut, aber reich mit Kindern gesegnet. Ihrer acht, alle gesund und frisch trotz ihres dünnen Röckchens und der schmalen Bissen, saßen mit ihm und seiner Frau um den Tisch herum, und es mußte schon eine große Schüssel sein, wenn etwas übrig bleiben sollte. Es war noch keins in den Jahren, daß es schon etwas hätte verdienen können, und die Mutter hatte genug mit Flicken und Waschen und mit Besorgung der Ziege und des Gärtchens zu thun, sonst wäre sie gern ein paarmal in der Woche nach Seesen und Bockenem hinuntergestiegen, um aus dem Handel mit Butter und Eiern, mit Schwefelhölzern und Häkelsachen einen kleinen Gewinn für den Haushalt zu schlagen. So lag denn dem Manne der Erwerb allein ob. Und wie er in der Grube einer der fleißigsten war, so gönnte er sich auch nachher keine Stunde Ruhe. Wo nur ein Groschen zu verdienen war, mochte die Arbeit noch so schwer oder schmutzig sein, wenn sie nur ehrlich war, da stellte er sich gern und pünktlich ein.

Einst ging er an einem warmen Frühlingsnachmittage, nachdem er seine Schicht verfahren hatte, in den Wald, um Erbsensträucher zum Verkaufe zu sammeln, und mit einem tüchtigen Bunde auf dem Nacken trat er den Heimweg an. Machte es die ungewohnte große Hitze, oder war es eine Folge seiner anstrengenden Arbeit: er fühlte sich so angegriffen und matt, daß er sich ein wenig ausruhen mußte. Er suchte sich einen trockenen und doch schattigen Rasenplatz aus, warf sein Bündel auf den Boden und streckte sich daneben aus. Bald fielen ihm die Augen zu.

Als er wieder erwachte, stand ein fremder Mann bei ihm, der hatte ihn geweckt und fragte ihn jetzt freundlich und teilnehmend, wie es ihm gehe. Der Bergmann wußte erst nicht recht, ob er dem Unbekannten seine Not klagen sollte, war auch noch halb im Schlafe. Da aber der Fremde sich zutraulich zu ihm setzte und von gewinnender Freundlichkeit gegen ihn war, so schüttete er ihm nach und nach sein ganzes Herz aus.

Als er geendet hatte, sagte der fremde Wanderer, der aufmerksam der Schilderung gefolgt war, die der geplagte Bergmann von der Not in seinem Hause entwarf: „Willst du mir vertrauen, so kann ich dir helfen und dich mit einemmale aller deiner Sorgen ledig machen.“ „Ach, wenn Gott das gebe“, erwiderte der Bergmann, „so wollte ich ihm auf meinen Knieen danken! Und ich will euch gern glauben und alles thun, was ihr verlangt, nur darf nichts Unrechtes dabei sein. Denn ich will lieber im Elende bleiben, ehe ich mich wissentlich gegen Gottes Gebot versündige.“ „Das sei ferne von mir, daß ich dich zu etwas Unrechtem verleiten wollte“, antwortete der Fremde, „aber die Bedingung muß ich allerdings stellen, daß du mir unbedingtes Vertrauen schenkst.“ Da sagte der Bergmann: „Ja, von Herzen gern! Denn ich sehe, ihr meint es gut mit mir.“ „So leg dich wieder zum Schlafe hin“, befahl nun der Fremde, „und warte ab, was mit dir geschieht.“ Im Schlafe sündigt man nicht leicht, denkt unser Bergmann und legt sich auf seinem Rasenfleck wieder zurecht, und weil er noch recht müde ist, schläft er sofort wieder ein.

Als er erwachte — und er mußte lange geschlafen haben, denn er fühlte sich recht erquickt und wohl — waren Wald und Rasen und Erbsensträucher verschwunden, und er lag auf einem wunderschönen Bett von Samt und Seide. Und wie staunte er, als er seine Augen durch das Zimmer gehen ließ! Kostbare Möbel aus feinstem Holz, schön geschnitzte Sessel mit Samt bezogen standen umher, schwere seidene Vorhänge bedeckten Fenster und Thüren, kristallklare Spiegel, die vom Fußboden bis zur Decke reichten, und prachtvolle Gemälde in kunstvoll gearbeiteten Rahmen die hohen Wände. Und an der Thür standen zwei Diener in gestickter Livree und verneigten sich ehrerbietig vor ihm, als sein Blick auf sie fiel. Dann traten sie herzu und fragten, ob „der Herr“ gut geschlafen habe. „Vorzüglich“, antwortete er, „aber, meine Herren“ — daß es Diener waren, sah er ihnen nicht an — „wo bin ich denn eigentlich?“ „In Venedig“, sagte einer der Diener ehrerbietig. „Mein Himmel“, rief da unser Bergmann aus, „wie komme ich denn nach Venedig?“ „Das werden der Herr wohl wissen oder schon erfahren“, antworten die Diener und fragen dann, ob sie ihm beim Aufstehen helfen sollen. „Wie werd ich denn! das thu ich stets allein!“ sagt der gute Lautenthaler, kann aber nicht verhindern, daß sie ihm eine kostbare Kleidung, ein Stück nach dem andern, reichen und anziehen helfen, daß sie ihm Waschwasser in ein silbernes Becken gießen und ihm Mundwasser in einem Kristallglase reichen.

Kopfschüttelnd läßt der Harzer alles mit sich geschehen und glaubt immer noch, im nächsten Augenblicke aus einem Traume zu erwachen. Ob er sonst noch etwas befehle, fragen die Diener. „Nun, essen möchte ich etwas, denn ich bin hungrig wie ein Wolf“, antwortete er. Da laufen die Diener und tragen Speisen und Getränke herbei, so schön wie es der König nicht besser hat, und so viel, daß der Tisch sich fast biegt unter der Last. Der saftige Braten und das schöne weiße Brot und der schwere, feurige Wein munden dem Bergmann aufs beste, und er läßt sich alles trefflich schmecken und überlegt dabei: „Du ißt und trinkst und wirst satt; da kann es doch kein Traum sein. Aber wie in aller Welt bin ich denn hierher gekommen?“ Und er fragt die Diener, die ihm eine Speise nach der andern reichen und ihm das Glas immer von neuem füllen, wie ihr Herr heiße, und wo er sei. Eben wollen sie Auskunft geben, da tritt der freundliche Fremde herein, der ihm im Walde vor Lautenthal Hilfe versprochen hat, reicht ihm zum Willkommen die Hand und fragt ihn, ob es ihm in seinem Hause gefalle.

„Wem sollte es hier nicht gefallen!“ erwidert er, „aber wie wird es nun meiner armen Frau und meinen lieben Kindern gehen! Sagt mir auch, ich bitte euch dringend darum, wie bin ich hierher gekommen, und was habt ihr mit mir im Willen?“

„Ich habe nur dein Glück im Auge“, sagt der Herr, „nur mußt du mir vertrauen. Und damit du siehst, daß ich dich schon lange gekannt und beobachtet habe, daß mir weder deine Vergangenheit, noch deine Zukunft verborgen ist, so tritt an diese Spiegel heran und schau hinein. Zunächst in diesen, denn er zeigt dir Bilder aus deinem vergangenen Leben.“ Da sah der Bergmann zuerst sich und seine jetzige Frau, wie sie als Brautleute mit ihren Eltern und Geschwistern fröhlich zusammen saßen; dann sah er seinen eigenen Hochzeitszug zur Kirche und noch vieles andere, woran er seit langem nicht mehr gedacht hatte. Vor Erstaunen vermochte er kein Wort zu sagen. Da führte ihn der Hausherr vor den zweiten Spiegel. Der zeigte ihm sein eigenes Stübchen in Lautenthal; er sah, wie seine Frau und seine Kinder um ihn jammerten und wehklagten, denn sie meinten, er sei tot. Da rollten auch ihm die Thränen über die Wangen, und er hätte seinen Lieben zurufen mögen: So weint doch nicht, ich lebe ja und bringe euch bald fröhliche Nachricht. Nun war noch der dritte Spiegel übrig. Der zeigte ihm zwei Bilder: auf dem ersten sah er sich und seine Familie in Wohlstand und Behaglichkeit; und das Herz lachte ihm vor Freuden bei diesem Blick in seine Zukunft. Trübe aber mußte ihn das zweite Bild stimmen, denn es führte ihm seine Familie wieder in Armut vor, in Armut, die er durch seine Habsucht verschuldet hatte.

„Sieh“, sagte der Venediger, ob dieses Bild Wahrheit wird, das hast du allein in deiner Hand. Wenn du meinen Weisungen willig folgst, dann bleibt ihr, du und die Deinen, vor diesem neuen Elend bewahrt.“ „Sagt mir nur, was ich thun soll“, antwortete er, „ich will ja alles getreulich ausführen.“

„Ehe ich dir Näheres mitteile, mußt du dich entscheiden, ob du noch länger hier bei mir bleiben, oder sogleich nach Lautenthal zurückkehren willst“, erwiderte der freundliche Venediger, „beides steht dir völlig frei, und in jedem Falle helfe ich dir.“ „So laßt mich sogleich in meine Heimat zurückwandern; denn ich kann es nicht ertragen, die Meinen zu Hause in Kummer und Mangel zu wissen, während es mir wohl geht.“

„So höre denn“, fuhr der Hausherr fort: „Wenn du nach Lautenthal kommst, so geh nachts zwischen 11 und 12 Uhr in deinen Garten und grab unter dem einzigen Baume, der darin steht, ein Loch zwei Fuß tief. Da

wirst du auf eine gelbe Erde stoßen. Von dieser bilde dir zwei Kugeln, so dick, daß du sie mit beiden Händen umspannen kannst, die verkaufe an den Goldschmied in Goslar. Zweimal wöchentlich darfst du das wiederholen; doch nicht öfters, sonst gerät es dir zum Unglück. Auch will ich dir noch etwas zum Andenken mitgeben. Siehst du dieses Fläschchen? Ich gieße jetzt von der Flüssigkeit in demselben ein paar Tröpfchen auf die Erde und bilde daraus mit den Fingern zwei Kügelchen, so werden es die kostbarsten Edelsteine." Damit reichte er ihm die beiden Steine, welche wie kleine Sonnen leuchteten und blitzten. „Willst du sie verkaufen, so wirst du in Goslar viel Geld dafür bekommen." Der Bergmann wickelte sie sich in ein Stück Papier und steckte sie sorgfältig in seine Tasche, und mit Freudenthränen im Auge dankte er seinem Wohlthäter für alles, was dieser für ihn that.

„Damit du aber später erzählen kannst, wie es in Venedig aussieht, so komm, ich will dir die Stadt zeigen", schließt der Herr die Unterredung, und führt den Harzer durch die wunderbaren Straßen mit ihren herrlichen Palästen, nach dem Markusplatze mit dem Löwen und der Markuskirche, und fährt mit ihm in einer schönen Gondel nach dem Hafen hinaus, wo er die Menge der Schiffe anstaunte. Erst spät am Abend kehren sie nach Hause zurück. Der Herr wünscht dem Bergmann Gute Nacht, die beiden Diener stehen schon bereit, diesem beim Auskleiden zu helfen und legen ihn wieder in das schöne Bett, und müde von allem, was er gesehen hat, schläft er sofort ein.

Als er erwacht, liegt er wieder unter dem Busche neben seinen Erbsensträuchern, und er legt die Hand an den Kopf und überdenkt noch einmal den glückverheißenden Traum. Als er der Edelsteine gedenkt, da greift er unwillkürlich in die Tasche und zieht das Papier heraus. Hastig wickeln seine zitternden Finger das Päckchen auf und — er hat die Edelsteine in der Hand; so war's also doch kein Traum. So macht er sich — denn was soll er bei den Seinigen ohne Geld? — sofort auf nach Goslar, und der Goldschmied dort, ein ehrlicher Mann, zahlt ihm lange Reihen blanker Thaler und schöner Harzgulden auf den Tisch.

Wie klopft ihm das Herz, als er, mit diesem Schatze beladen, seinem Hause sich nähert! Da sitzt seine Frau am Fenster, sie erkennt ihn, und die ganze Familie stürzt ihm mit einem Jubelgeschrei ohne Gleichen entgegen. Sie fallen ihm um den Hals, sie ergreifen und küssen seine Hände, die Kleinen umklammern seine Knie, und alle weinen laut vor Freude. Nun geht's an das Fragen und Erzählen, aber die erste und wichtigste Frage ist doch, ob er Geld mitgebracht hat, denn sie sind dem Verhungern nahe. Jedes einen Thaler in der Hand, laufen die ältesten Kinder zum Bäcker und Fleischer, und nach wenigen Minuten ist der Tisch besetzt, wie sie's seit langer Zeit nicht mehr kennen, und die Hungrigen laben und sättigen sich, während er erzählt.

Gleich in der ersten Nacht geht auch der Bergmann in den Garten und thut dort, wie ihm der Venediger gesagt hat. Er findet die gelbe Erde, und der Goldschmied zahlt ihm für die Kugeln hohen Preis.

Nun zieht Wohlstand und Glück in die Bergmannshütte ein, und da ihr Besitzer wöchentlich vier Kugeln verkaufen kann, so gelangt er im Verlaufe der Jahre selbst zu Reichtum. Neben dem Häuschen, das er zur Erinnerung an frühere Zeiten in Bau erhält, steht ein großes, schönes Haus, die Kinder gehen in guten Kleidern einher und besuchen regelmäßig die Schule. So wäre alles gut, wenn der Geizteufel nicht wäre. Lange hat unser früherer Bergmann sich seinen bescheidenen Sinn bewahrt, nun aber geht ihm das

Anwachsen seines Reichtums nicht rasch genug, und er macht in einer Woche zum drittenmale zwei Kugeln von der gelben Erde. Liegt sie doch in seinem Garten und gehört ihm.

Als er mit dem Erlös derselben von Goslar zurückkommt, überfällt ihn eine unwiderstehliche Müdigkeit, und er legt sich im Walde zum Schlafen nieder. Doch bald fährt er jäh empor, der Venediger steht bei ihm und sagt ihm: „Konntest du dich denn nicht begnügen mit deinem guten Auskommen? Nun wirst du wieder arm werden wie ehemals zur Strafe für deine Habsucht.“ Er will ihn flehentlich bitten, ihm noch dieses eine Mal zu verzeihen, aber jener ist schon verschwunden.

Und es kam, wie es ihm vorhergesagt und angedroht war. Sein Besitz zerrann rascher, als er gewonnen war, und nach Jahren bittern Mangels ist der Bergmann gar Hungers gestorben.



56.

Die Schätze im Bocksberge.

Am Fuße des hohen Bocksberges, von dessen Höhe man eine wundervolle Aussicht über Goslar hinaus in das Land hat, liegt das Dörfchen Hahnenklee, seit einigen Jahrzehnten weithin bekannt als Kurort und Sommerfrische.

Hier wohnten einmal vor langen Jahren drei Bergleute, die miteinander befreundet waren. Bei denen kehrten von Zeit zu Zeit einige Venediger ein, die mit Arzneien handelten. Doch wollten sie damit nur ihre eigentliche Absicht verdecken: nachts stiegen sie auf den Bocksberg und holten von da goldhaltige Erde in großen Beuteln. Diese nächtlichen Wanderungen konnten indes ihren Wirten auf die Dauer nicht verborgen bleiben, auch fiel diesen auf, daß die Venediger sich jedesmal erkundigten, ob schon vor ihnen Landsleute von ihnen in Hahnenklee und am Bocksberge gewesen waren, und sich sehr verdrießlich zeigten, wenn die Bergleute dieses bejahen mußten.

Als sie nun einmal wieder solche Erkundigung eingezogen hatten und in mondheller Nacht dem Bocksberge zuschritten, da folgte einer der drei Bergleute ihnen von ferne nach und schlich sich dann, als sie Halt machten, unbemerkt näher hinzu. Da sah er denn, daß sie an dieser wenig betretenen Stelle die Erde aufgruben und aus dem Loche etwas in ihre Beutel füllten. Froh, das Geheimnis entdeckt zu haben, kehrte er schleunigst um, damit er früher im Hause ankam, als die Fremden.

Am andern Tage reisten diese ab, und die Freunde verabredeten sich, schon in der nächsten Nacht nachzusehen, was vom Bocksberge zu holen wäre; sie hofften auf reiche Schätze. Aber der dritte von ihnen versagte seine Beteiligung, indem er meinte: Was Gott mir zugedacht hat, das wird mir ohne mein Zuthun ins Haus gebracht.

Die beiden andern machen sich in der nächsten Nacht auf, finden auch ohne Mühe die Stelle, wo die Venediger gegraben haben, und schlagen hier ein. Doch so tief sie auch graben, es will sich kein Schatz zeigen. Schon wollen sie unmutig ihr Gezäh (ihre Gerätschaften) zusammenwerfen, da thut der eine noch einmal einen mächtigen Hieb, spürt etwas Hartes unter seiner Rodehacke und ruft aus: „Hier steckt doch etwas!“ Und was ist es, was sie nun mühsam herausgraben? Nichts als ein Knochengerüst, das Gerippe einer

Ziege oder eines Rehes. Trotz ihres Ärgers über so viel vergebliche Arbeit sehen sie sich doch ob dieser Überraschung lachend an. Und der eine sagt: „Unser Kamerad muß doch seinen Teil von unsrem Vergnügen haben. Was meinst du, wir wollen ihm das Gerippe in seine Stube stellen. Er hat die Nachtschicht, die Thür ist unverschlossen, und seine Frau liegt zu Bett." Der andre ist mit dem Spaße einverstanden; sie führen ihn aus, ohne daß jemand im Hause erwacht, und fahren dann an.

Ihren Kameraden treffen sie noch auf dem Gedinge; er hat wacker gebohrt, und seine Löcher haben gut gehoben. Spottend ruft er ihnen entgegen: „Nun, kommt ihr auch? Ich dachte, ihr hättet eure Scheuren voll und brauchtet nie wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen." „Ach, laß!" antworteten sie, „du bist diesmal der Klügste gewesen. Wir hätten besser gethan, mit dir anzufahren."

Jener legt sein Gezäh zusammen, grüßt: „Es gehe euch wohl!" und fährt, es war um 12 Uhr nachts, zu Tage aus. Als er mit brennendem Grubenlicht in seine Stube tritt, bleibt er staunend stehen: überall, wo nur ein Plätzchen ist, auf Tischen und Kommoden, auf Fensterbänken und Kaminbrettern, sind dicht neben einander kleine, wunderschön gearbeitete Figuren aus purem Gold und Silber aufgestellt, Kühe und Ziegen, Kälber und Schweine, Hirsche und Rehe und Vögel mancherlei Art. Er nimmt einige in die Hand und wundert sich über ihr Gewicht und die naturgetreue Darstellung. Nachdem er sich satt gesehen hat, legt er sich zu Bett und denkt: Was deine Frau wohl dazu sagen wird, wenn sie frühmorgens in die Stube kommt?

Die Frau ist auch fast starr vor Staunen, als sie die reiche Bescherung erblickt; sie kann die Zeit nicht abwarten, bis ihr Mann erwacht, sondern läuft in die Kammer zurück, weckt ihn und ruft: „Mann, woher hast du die wunderschönen Sachen?" „Die hat mir mein lieber Gott ins Haus gebracht", antwortet er, legt sich auf die andre Seite und schläft ruhig weiter, als gehe ihn die Sache weiter nichts an.

Da verschließt die Frau rasch die Thür, denn es braucht niemand von ihrem Reichtum zu wissen, und geht ihren häuslichen Geschäften nach. So gegen die Frühstückszeit steht auch ihr Mann auf, und als er eben hinausgehen will, um sich Waschwasser zu holen, kommen seine beiden Kameraden. Sie wollen sich an seinem Ärger über ihren Schabernack freuen und sich ihre Schelte von ihm holen. Aber sie sind ganz verdutzt, als er ihnen freundlich entgegenkommt und zu ihnen sagt: „Es ist so gekommen, Kameraden, wie ich euch sagte. Gott hat mir diese Nacht großen Reichtum ins Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euren Teil davon haben."

Was machen sie aber erst für Augen, als sie in die Stube treten! und wie wird ihnen, als ihr guter Kamerad sagt: „Nun wollen wir redlich teilen. Du, Gust, nimmst diese, du, Gorg, jene Seite; ich behalte den Rest. Ich denke, nun braucht keiner von uns noch länger den Bohrer zu gerben (zu schlagen)." Sie danken froh überrascht und stottern von einem Gerippe, mit dem sie ihn haben foppen wollen. „Das macht nichts", antwortet er, „packt eure Sachen zusammen und tragt sie nach Haus." Das thun sie denn auch gern, und es waren für jeden der Schätze so viel, daß sie die Last kaum in einem Male fortbringen konnten.

In Goslar bekamen sie für ihre Tiere viel Geld, viel mehr, als sie gedacht hatten. Auch der Herzog von Braunschweig, ihr Landesherr, kaufte einige für sein Schloß; die sollen noch jetzt im Museum zu Braunschweig zu

sehen sein. Wenn nicht, so hat sie der Herzog Karl mitgenommen; dann könnte man sie vielleicht in Genf finden.

Seit jenem Jahre haben sich in Hahnenklee niemals wieder Venediger sehen lassen. Die Fremden, die jetzt dorthin kommen, bringen nur Gold, aber holen nichts. Doch sollen im Bocksberge noch viele Schätze schlummern, und finden lassen werden sie sich einmal, wenn einhundert Jahre lang kein vierfüßiges Tier den Berg betreten hat.



57.

Der Altenauer Jäger in Venedig.

Ein Jäger aus Altenau hatte sich im Schulthale, in dem das Flüßchen hinunterfließt, von dem die Stadt ihren Namen hat, auf einer Wiese zum Schlafe niedergelegt. Da weckten ihn ein paar Venediger und fragten, ob er ihnen nicht den Weg nach dem Bruchberge zeigen wollte. Dazu war er gern bereit, denn dieser Berg gehörte zu seinem Revier. Aber so gut er dort Bescheid wußte und jeden Schritt und Tritt zu kennen meinte, den Stollen, den sie da antrafen, den hatte er noch nie gesehen. Er ging mit ihnen hinein und sah zu, wie sie eine gelbe Erde, das war der reinste Goldstaub, in ihre Beutel füllten. Dann legten sie sich draußen alle zum Schlafen auf das Moos.

Als der Jäger erwachte, war er in Venedig. Die Venediger, denen er den Weg gezeigt hatte, führten ihn in der Stadt umher und zeigten ihm auch in ihrer Wohnung all ihre Schätze und Kostbarkeiten, viele Schränke voll. Am meisten zog ihn die Nachbildung einer Jagd an, und sie war auch bewundernswert, denn alle Tiere, Hirsche und Rehe, wilde Schweine und Füchse u. s. w. waren aus Gold oder Silber. Zum Andenken schenkten ihm seine Wirte einen schönen silbernen Hirsch.

Am Abend bekam er ein prächtiges Bett angewiesen. Doch wachte er am andren Morgen nicht in diesem, sondern auf der Wiese im Schulthale auf. Wenn er nicht den silbernen Hirsch neben sich gefunden hätte, so würde er alles für einen lebhaften Traum gehalten haben.

Gern hätte er sich auch etwas Goldstaub geholt, aber er vermochte den Stollen nicht aufzufinden, so gut er sich auch dessen Lage gemerkt hatte.



58.

Der Revierförster und die Bergmännlein.

Ein Revierförster vom Oberharze ging eines Tages sein Revier ab. Da sah er sechs Menschen ohne Weg daher kommen, und da das Verlassen der Wege im Walde verboten ist, so ging er auf sie zu und fragte sie, was sie hier mitten im Walde zu thun hätten. Er kannte aber keinen von ihnen und dachte bei sich: Das können doch kaum rechte Menschen sein, ihr Körper ist ja fast durchscheinend. Indes warnte er sie nur, ihm seinen Wald zu beschädigen, und entfernte sich, ohne sie zu verjagen oder zu stören.

Am andren Tage ging er noch einmal nach dieser Stelle, um nach den Männlein zu sehen, traf aber niemanden dort an. Da setzte er sich unter

einen Baum und schlief ein. Als er erwachte, sah er sich in einer wildfremden Gegend. Er folgte dem Wege, auf dem er sich befand, und gelangte an ein großes Wasser. Zum Durchwaten war es zu tief und reißend, und eine Brücke vermochte er nicht aufzufinden. Da kam ein Hund und erbot sich, ihn hinüberzutragen. Jenseit des Wassers kam er in einen wunderschönen großen Garten, darin waren Vögel, die sprechen konnten. Er schritt weiter und stand bald vor einem Hause, das war so durchsichtig wie der reinste Kristall. Und jetzt traten die sechs Männlein, die er gestern im Walde getroffen hatte, heraus und führten ihn hinein. Welche Pracht that sich da vor seinen Augen auf! Am meisten aber bewunderte er die Jagdtiere aus Gold, Hirsche, Rehe, Füchse und andere. „Such dir eins aus nach deinem Gefallen", sagten ihm die Männlein, und er wählte sich einen schönen Zehnender. Nun mußte er sich mit ihnen zu Tische setzen, und es wurden ganze Schüsseln voll weißer Schlangen aufgetragen. Anfangs weigerte er sich trotz seines Hungers, davon zu genießen, aber als er auf das Zureden der Männlein erst seinen Widerwillen überwunden hatte, schmeckte es ihm recht gut.

Dann führten sie ihn in ein Schlafzimmer mit schönem Bett, und durch die lange Wanderung müde geworden, schlief er bald ein. Als er erwachte, lag er wieder unter dem Baume in seinem Revier, und er überlegte noch, ob er träume oder wache. Da kam aus der Quelle, die neben ihm sprudelte, eins der Männlein heraus und sagte: „Du hast nicht geträumt. Sieh her, liegt hier nicht der Hirsch, den du dir mitgenommen hast?" Damit verschwand es wieder. Seinen silbernen Zehnender unter dem Arm ging nun der Förster voller Verwunderung über sein Erlebnis nach Hause.



59.

Das Mädchen auf der Wegsmühle.

Nicht weit von Zellerfeld, fast unmittelbar neben dem Forsthause „zum Kronprinzen", liegt am Fuhrbach (der alten Grenze zwischen Ostfalen und Engern, Hildesheim und Mainz) die Wegsmühle, so benannt nach der jetzt verlassenen alten Straße von Goslar nach Osterode.

In diese Mühle kam einmal am Abend des Fastnachttages ein Hedeträger und fragte an, ob er nicht, da ihm sein Sack zu schwer werde, im Stalle übernachten könnte. Der Müller, der sonst jeden Armen gern aufnahm, mußte es ihm diesmal abschlagen, denn er war von seinen Verwandten in Zellerfeld mit seiner ganzen Familie zu einem kleinen Fastnachtsschmause eingeladen, und es blieb nur die Magd allein zu Hause. „Nun", sagte der Fremde, „dann will ich bis zu dem letzten Orte zurückgehen, durch den ich gekommen bin, und mir da ein Nachtquartier suchen. Darf ich aber nicht wenigstens meinen Hedesack bis morgen früh in den Kuhstall stellen?" Dagegen hatte der Müller nichts einzuwenden. Der Hedesammler stellte seinen Sack in die Ecke und ging seiner Wege, und gleich darauf brach auch der Müller mit seiner Familie auf. Damit die Magd auch vor ihrer Rückkehr zu Bett gehen konnte, schloß er das Hofthor von außen zu und nahm den Schlüssel mit.

So war das Mädchen nun allein in der einsamen Mühle. Doch vor wem sollte sie sich fürchten? Sie ging jetzt in den Kuhstall, um die Kühe zu melken. Dann wollte sie bald zu Bett gehen, um einmal ordentlich auszu-

schlafen. Beim Melken aber nahm sie wahr, daß sich der Hedesack in der Ecke mehrfach bewegte, als wenn er lebendig wäre. Sie that, als hätte sie nichts gesehen, lief aber mit ihrem Milcheimer ins Haus, nahm des Müllers geladenes Gewehr von der Wand und stand im nächsten Augenblicke mit diesem vor dem Sacke. „Wer da?“ rief sie und spannte den Hahn, und da keine Antwort erfolgte, drückte sie ab. Da schrie es laut auf im Sacke, und als sie diesen aufband, lag ein tödlich getroffener großer Mann vor ihr in seinem Blute und hatte ein langes, scharfes Messer und eine Signalpfeife neben sich.

Da er selbst fühlte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben und sich dann dem Gerichte Gottes zu stellen hatte, so suchte er sein Gewissen durch ein reumütiges Bekenntnis zu erleichtern. „Wir sind unser zwölf Brüder“, so sprach er winselnd vor Schmerzen, „der jüngste ist bei unserer hochbetagten Mutter in der Höhle geblieben, denn sie wollte ihn nicht von sich lassen. Die andern zehn liegen draußen vor der Mühle und warten auf ein Zeichen. Hättest du mich nicht so gut getroffen — und ich empfange ja nur, was ich verdient habe — so wäre ich heimlich aus dem Sacke gestiegen, hätte dich mit diesem Messer ermordet und meine Brüder durch den Ton meiner Pfeife hereingerufen. Aber sie werden auch so hereinkommen, wenn es ihnen zu lange währt; sie werden nämlich da in das Mühlgebäude hereinkriechen, wo der Bach eintritt, der das Rad treibt. Sieh darum zu, daß du vorher im Dunkel der Nacht entfliehst, und überlaß die Mühle, die du nicht schützen kannst, ihrem Schicksal.“

Der Rat des sterbenden Räubers war wohl der beste, den er zu geben vermochte; aber wie sollte das Mädchen entfliehen? War doch das Thor verschlossen, und lagen doch zehn Männer draußen auf der Lauer!

Nur einen Augenblick überlegte das tapfere Mädchen. Dann sandte sie einen Blick hilfesuchend zum Himmel hinauf, ergriff Messer und Pfeife des Räubers und trat entschlossen neben das Mühlrad. Sie war groß und stark; aber würde ihre Kraft auch ausreichen zu dem, was sie jetzt begann, um sich das Leben und ihrem Herrn das Eigentum zu schützen? Sie setzte mit der Linken die Pfeife an den Mund, und kaum war der kurze Pfiff nach außen gedrungen, so sprang einer der Räuber, es war der Hauptmann, derselbe, der vorhin den Hedesack getragen hatte, in das Gefluter und näherte sich rasch, halb schwimmend, halb watend, dem stillstehenden Rade. Jetzt schob er seinen grimmigen Kopf herein, da faßt ihn das Mädchen mit der Linken fest in das Haar und schneidet ihm mit der Rechten, ehe er weiß, was ihm geschieht, und ehe er nur einen Laut von sich geben kann, den Kopf ab, zieht den schweren Körper vollends herein und wälzt ihn auf die Seite. Dann pfeift sie wieder, und nun kommen die Räuber, einer hinter dem andern, hereingekrochen und lassen ihr kaum Zeit, einmal Atem zu schöpfen. Der kalte Schweiß tritt ihr auf die Stirn, die Knie fangen an zu zittern, und als sie den letzten Schnitt thut, da bricht sie, das blutige Messer in der Hand, ohnmächtig zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, schleppte sie sich in die Stube und setzte sich, den Kopf auf die Hand stützend, hinter den Tisch, aber vermochte nicht, irgend einen Gedanken zu fassen. So traf sie der Müller, als er spät in der Nacht nach Hause zurückkehrte, und erschrak über ihr verstörtes Aussehen und das Blut, mit dem sie über und über besudelt war. Da führte sie ihn in die Mühlstube und zeigte ihm die getöteten Räuber, und er pries sie laut als seine Retterin, und die ganze Familie dankte mit ihr Gott, daß er ihr Mut und Kraft gegeben hatte.

Hochgeehrt lebte das Mädchen fortan mehr als Freundin denn als Magd in der Mühle, und als die Kunde von ihrer Heldenthat sich verbreitete, warb gar mancher ansehnliche und bemittelte Bursch um ihre Hand. Aber ihr Gemüt war seit jener Nacht finster und stolz, und sie wies jeden Freier damit zurück, daß sie sagte, sie könnte nur einen Mann gebrauchen, der nach der Räuberpfeife zu tanzen bereit wäre.

Aber nicht so leicht als jene ließ ein feiner Stadtherr aus Goslar sich abweisen. Ohne sie mit der Entscheidung zu drängen, kam er immer von neuem wieder und machte ihr jedesmal so kostbare Geschenke, daß die Müllersleute meinten, der müsse einen großen Geldkasten zu Hause haben, und wer in den einen tüchtigen Griff machen dürfe, wie ihr angeboten werde, der sei billig glücklich zu preisen sein Lebelang.

So gewöhnte sie sich allmählich an den Gedanken, die Frau des Stadtherrn zu werden, und als er eines Tages mit einem Kutschwagen sie abzuholen kam, damit sie seine Mutter und sein Haus einmal kennen lerne, da war sie bereit, ihm zu folgen; und der Müller gab ihr gern Urlaub.

Als sie mitten im Walde waren, hielt plötzlich der Wagen, und der Fremde sagte: „Hier müssen wir aussteigen!“ Kaum hatte sie ihren Fuß auf den Erdboden gesetzt, so hieb der Lohnfuhrmann — der schon vorher diese Weisung erhalten hatte — auf seine Pferde und jagte mit dem Wagen davon. Und daß es auf keinen Scherz abgesehen war, wurde ihr sofort klar, denn der vermeintliche Stadtherr packte sie und schleppte sie trotz ihrer Gegenwehr, denn er war stärker als sie, in seine benachbarte Höhle. Es war nämlich der zwölfte der Räuber, und er hatte seiner Mutter geschworen, den Tod seiner elf Brüder an dem Mädchen zu rächen. Darum hatte er sich soviel Mühe gegeben und es sich soviel kosten lassen, sie mit List in den Wald zu locken.

Nun sollte das schöne, junge Mädchen sterben, und sie sah keine Rettung. Da flehte sie den Räuber um ihr Leben an. Und da die alte, schwache Mutter sah, daß ihr Sohn das Mädchen gern leben lassen möchte, so redete sie ihm zu, jener das Leben zu schenken und sie zur Frau zu nehmen, zumal sie, die alte Mutter, nicht mehr im stande wäre, die Wirtschaft in der Höhle zu führen. Das Mädchen war gern bereit, diese zu übernehmen, versprach auch, die Frau des Räubers zu werden, nur sollte man ihr Zeit lassen.

Inzwischen sann sie aber auf Rettung, und die Gelegenheit fand sich bald. Als sie am vierten Tage zu Mittag gegessen hatten, legte der Räuber seinen Kopf in des Mädchens Schoß und schlief unter ihren Liebkosungen ein. Da ergriff sie ein scharfes Räubermesser, das auf dem Tische lag, und schnitt ihm, wie einst seinen Brüdern, den Kopf ab. Dann flüchtete sie und fand sich auch richtig nach der Wegsmühle. Sofort machte der Müller Anzeige bei der Obrigkeit, und diese zog unter Führung des Mädchens nach der Räuberhöhle. Vor derselben fanden sie die Räubermutter, denn sie hatte vor Altersschwäche nicht fliehen können. Sie wurde fortgeführt und später von vier Ochsen gevierteilt.

Die Schätze, die man in der Höhle fand, wurden der Müllermagd zugesprochen. Steinreich und hochberühmt verlebte sie ihre Jahre in der Wegsmühle, denn von den jungen Männern, die vormals um sie geworben hatten und schnöde von ihr abgewiesen waren, begehrte jetzt keiner mehr ihrer, seitdem sie — wenn auch nur kurze Zeit — die Braut eines Räubers gewesen war.

60.

Der Bau der Zellerfelder Kirche.

Über jeder Thür der schönen Salvatoriskirche in Zellerfeld steht eine Glucke mit Küken in Stein gehauen; und wer die halbverwitterte Darstellung betrachtet, denkt dabei mit Recht an das Wort des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein." Aber die niemals verlegene Sage weiß es besser.

Die Kirche in Zellerfeld war abgebrannt, und zu ihrem Wiederaufbau wurden milde Gaben gesammelt. Nun war einer so arm, daß er keinen Pfennig sein nennen konnte, und er hätte doch auch so gern etwas zum Hause Gottes gegeben, und morgen schon wollten die Sammler kommen. Da dachte er: „Kannst du denn nicht einen Korb schöner Schwämme sammeln und den verkaufen? Vielleicht giebt man dir auch einen Groschen mehr dafür, wenn du sagst, daß der Erlös für die Kirche bestimmt ist."

Im Walde aber verirrte er sich beim Suchen nach Schwämmen und konnte sich nicht wieder zurechtfinden. Da wurde er plötzlich von drei vermummten Männern gefaßt, die verbanden ihm die Augen und führten ihn noch tiefer in den Wald hinein. Nach einiger Zeit merkte er, daß es eine Treppe hinabging. Nun wurde ihm die Binde abgenommen, und er stand mitten in einem prachtvollen, tageshell erleuchteten Saale. Ringsum saßen viele verlarvte Männer, und einer von ihnen begann mit ihm ein Verhör. Da erzählte er, was ihn in den Wald geführt hatte, und wie es ihm hier ergangen war, und bat dann, ihn nun wieder fortzulassen, da seine Frau und seine Kinder sich seinetwegen ängstigen würden.

Dagegen führte man ihn in ein andres Zimmer, darin stand für ihn ein gedeckter Tisch und an der Wand ein schönes Bett, und man sagte ihm, er sollte sich vorerst nur erquicken und ruhig schlafen, dann wolle man morgen weiter mit ihm reden. Das lange Umherirren hatte ihn hungrig gemacht; so ließ er sich denn die Speisen und den guten Wein trefflich schmecken, und als er darauf zu Bett ging, dachte er bei sich: „Das ist eine wunderbare Geschichte! Spitzbuben können's nicht sein, die hier hausen, denn die würden nicht so freundlich mit dir umgehen. So wirst du vielleicht unter Venediger geraten sein? Nun, das wäre ja kein Schade."

Am andern Morgen erwachte er erst, als er geweckt wurde. Man reichte ihm als Frühstück Wein und Backwerk und führte ihn dann wieder in die Versammlung. Aber jetzt zeigten sich die Herren ohne Masken und bildeten eine ansehnliche Gesellschaft. Der Sprecher fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, die Welt zu sehen; wenn er ehrlich wäre, könnte er ein reicher Mann werden. Darauf antwortete er, das könnte er nicht versprechen, sich ihnen anzuschließen, denn wenn die Herren Venediger wären, wie er sich dächte, so müßte er ja Frau und Kinder verlassen, und das wäre doch Unrecht. „Wir sehen, daß du eine ehrliche Haut bist", erwiderte einer der Fremden, „hast du irgend einen Wunsch, den wir erfüllen können, so sag' es." Da bat er um einige Groschen für die Kirche, denn wenn die Sammler heute in sein Haus kämen, so könnten sie denken, er wäre nur deshalb so lange ausgeblieben, um nichts geben zu müssen. „Die Herren sind ja so reich", schloß er seine Rede, „und könnten wohl auch etwas für unsern Kirchenbau thun."

Da antwortete man ihm lachend: „Gewiß, gewiß! Du sollst es dir selbst aussuchen." Und einer der Fremden führte ihn in ein Zimmer, darin standen ganze Fässer voll Goldmünzen, und ermunterte ihn: „Nun, willst du denn

nicht zugreifen?" „Da werde ich mich hüten!" entgegnete er, „wenn ich mit Gold ankäme, würde man vielleicht gar denken, ich hätte es gestohlen." „Ja, dann haben wir für dich weiter nichts, als dies", sagte der Fremde und übergab ihm ein Huhn aus Blech. Und dankend nahm es unser Zellerfelder an.

Man verband ihm wieder die Augen und geleitete ihn auf den Weg nach Zellerfeld. Als ihm die Binde abgenommen wurde, konnte er nicht mehr fehl gehen.

„Gott sei Dank, daß du endlich wieder da bist!" begrüßte ihn seine Frau, als er, die Blechhenne unter dem Arm, in die Stube trat. „Wo bist denn nur gewesen und hast uns so angst gemacht?" Da erzählte er sein Erlebnis und setzte die Henne auf den Tisch. Und jeder griff danach und sah sich das nutzlose Ding an. Dabei öffnete sich aber eine verborgene Klappe, und mit hellem Klange polterten lauter goldene Küchlein aus dem Bauche der Henne. Nun war große Freude im Hause des bisher so armen Mannes. Aber er vergaß nicht, in welcher Absicht er in den Wald gegangen war: von seinem Reichtum ließ er vorab die Kirche neu bauen; und des zum Wahrzeichen setzte man die Henne mit Küchlein über die Kirchthüren. —

Andre erzählen, daß an der Stelle, auf der jetzt die Kirche steht — die erste lag dem Zellbach näher — einst eine Henne mit ihren Küchlein einen großen Schatz losgescharrt habe, von dem die Kirche hätte neu gebaut werden können.



61.

Der beste Schuß.

In den Bergstädten des Oberharzes wird jeden Sonntag-Nachmittag Jahr aus Jahr ein von den Mitgliedern der Schützengesellschaft nach der Scheibe geschossen, und die Berginspektionen liefern ihnen das Blei dazu. So kommt es, daß wohl nirgend sonst verhältnismäßig so viele gute Schützen sind als dort.

Nun war einmal in Zellerfeld ein Bergmann, der es im Schießen allen seinen Kameraden zuvor that. Da gelüstete ihn danach, seine Kunst auch einmal auf dem Freischießen in Goslar zu versuchen; denn die Bergstädte lassen, wie viele andre, auch fremde Schützen bei ihrem Preisschießen zu. Nur können diese nicht den besten Gewinn bekommen. Unser Bergmann war aber auch mit der Ehre zufrieden, die im besten Schusse selber liegt; und daneben hoffte er auch einige wirkliche Preise, vielleicht darunter sogar den zweiten, sich zu erringen. Seinen ganzen Reichtum an barem Gelde, er reichte nur für zwei Sätze beim Schießen, in der Tasche, machte er sich mit seinem guten Gewehr auf den Weg nach Goslar.

Als er in die Einsattelung zwischen Kahlenberg und Bocksberg kam, die man jetzt Hohekehle nennt — damals hieß sie noch richtig Hohle Kehle — sah er da einen elenden, armen Greis am Wege sitzen, der war matt und erschöpft von der Anstrengung des Steigens hier zusammengebrochen. Sein zerrissenes und zerlumptes Gewand reichte nicht hin, ihn überall genügend zu bedecken; sein dünnes, weißes Haar hing wirr unter dem alten Hute hervor, und sein abgemagertes Gesicht erzählte von Hunger und Kummer. Mitleidig betrachtete der Schütz den Alten, und als dieser nun flehentlich um eine Gabe bat, griff er ohne Besinnen in die Tasche und reichte dem Bettler die ganze Hälfte seines

Geldes, obwohl er wußte, daß er nun bloß einen einzigen Satz auf dem Schützenplatze bezahlen konnte.

Gerührt dankte ihm der Alte und fuhr dann fort: „Ich weiß, ihr geht nach Goslar zum Schießen. Da kann ich euch nun eure Wohlthat sofort lohnen. Seht dieses Fläschchen! Das will ich euch leihen. Wenn ihr schießen wollt, dann gießt zuvor drei Tropfen daraus auf das Visier; und was dann geschieht, wird euch freuen." Um dem guten Alten den Gefallen zu thun, nahm er das Fläschschen und verfuhr in Goslar auch nach dessen Weisung. Er legte an, und wie wunderbar! da stand ja die Scheibe unmittelbar vor ihm, und er brauchte sein Gewehr nur gegen den Nagel derselben zu halten. Der Schuß knallte, und der Scheibenweiser warf die Mütze in die Luft und tanzte vor Freude, denn einen solchen Kernschuß, genau auf den Nagel, hatte er noch nicht zu melden gehabt. Und jeder folgende Schuß fiel eben so günstig aus, so daß dem Bergmann, den alle Goslarschen um seine Kunst oder um sein Gewehr beneideten, nicht nur die Ehre des besten Schusses, sondern auch ein nettes Sümmchen an Gewinnen, viel mehr, als er sich hatte träumen lassen, zufiel.

Mit vollen Taschen machte er sich nun auf den Rückweg nach Zellerfeld. Als er an die Hohlekehle kam, saß der Alte da wieder am Wege und fragte ihn, wie es ihm ergangen wäre. Da erzählte er ihm sein Glück und dankte ihm für seine wirksame Hilfe, gab auch auf Erinnern des Alten diesem das Wunderfläschchen unweigerlich zurück und meinte nur, wenn er das Wasser desselben immer gebrauchen dürfe, so wollte er sich bald zum reichsten Manne schießen.

Darauf erwiderte freundlich der Alte: „Weil du mir das Fläschchen, dessen großen Wert du doch kennst, so willig zurückgiebst, so sollst du es zu deinem Eigentum behalten. Gebrauche es stets wie heute und erwirb dir damit noch manchen wertvollen Preis. Doch kennst du längst noch nicht alle Kräfte desselben; darum schau einmal her!" Bei diesen Worten hob der Alte einen gemeinen Schieferstein von der Straße auf und goß darauf drei Tropfen aus dem Fläschchen. Da verwandelte sich der Stein in das reinste Silber und glänzte blinkend im Scheine der untergehenden Sonne. „Mißbrauche das Fläschchen nicht", sagte noch der Alte; „denn nur so lange du rechten Gebrauch von dem nun dir zu Gebote stehenden Reichtum machst, wird seine Kraft dir treu bleiben." Damit reichte er dem Bergmann die Hand zum Abschied und war verschwunden.

Der Bergmann aber war bald der berühmteste Schütze am ganzen Harze und einer der reichsten Männer weit und breit.



62.

Die Bremerhöhe.

Der Berg, auf dem die Klausthaler Windmühle steht, heißt die Bremerhöhe. Er erstreckt sich weit hin, bis nach Bösehof und dem Neubau, und viele Hundert Morgen Wiesen liegen auf ihm.

Vor mehreren Hundert Jahren war die Bremerhöhe ein schöner Wald und gehörte einem reichen Manne Namens Bremer. Der hatte davon sein gutes Auskommen. Einmal ging er im Frühling durch seinen Forst und hörte

den Kuckuck schreien. Da dachte er: Sollst doch einmal sehen, wie lange du noch zu leben hast, und er stand still und lauschte. Doch nur dreimal noch rief der Kuckuck und schwieg dann.

Nur drei Jahre noch? sprach da Bremer zu sich. Dann willst du sie aber auch genießen. Und nun begann er leichtsinnig zu wirtschaften, daß jedermann sich schier darüber wundern mußte. Hunderte von Holzfällern und ganze Scharen von Köhlern nahm er in seinen Dienst. Und als die drei Jahre um waren, da war die Bremerhöhe so kahl wie heute; all die schönen, stattlichen Bäume waren in das Land als Bauholz hinuntergewandert oder in Kohlen verwandelt. Und mit dem letzten Baume war auch schon der letzte Thaler verpraßt und vergeudet.

Aber der Tod blieb noch lange Jahre aus, und der vormals so reiche Mann mußte sich das Brot vor fremder Leute Thüren erbetteln. Da sagte man von ihm: Seht da einen Mann, der an dem Kuckuck zum Narren geworden ist.



63.

Frau Holle und die Flachsdieße.

Zur Zeit, als das Spinnen noch etwas einbrachte, ernährten sich damit, wie manche andre, zwei arme Mädchen in Klausthal, deren Vater und Mutter längst gestorben waren. Die eine von ihnen stand morgens früh auf, gönnte sich tags über kaum Zeit zum Essen und ließ unermüdlich bis 4 Uhr nachts ihr Spinnrad schnurren. Ihre Schwester war anders geartet: sie spann nur, wenn sie mußte, verschwatzte manche Stunde am Tage und lag schon drei Stunden im Bette, wenn jene ihre Arbeit einstellte. Alle Ermahnungen der Fleißigen schlug sie in den Wind und dachte: Ich bin nun einmal so.

Heute nun war Ostersonnabend, und auf allen Höhen rings um die Stadt herum brannten die Osterfeuer und leuchteten die zahllosen Fackeln. Da hielt es die Faule nicht im Hause; sie mußte hinaus und von einem Osterfeuer zum andern ziehen. Die fleißige Liese aber saß am Spinnrade und schaute nicht einmal auf, denn sie wollte ihre Dieße (ihren Rocken) vor dem heiligen Feste noch leer spinnen. Jetzt schlug es 11 Uhr, und gerade öffnete sich auch die Thür; sie meinte, es sei die Schwester, aber statt deren trat eine wunderschöne Frau in das armselige, doch saubere Stübchen. Ihr langes Haar schimmerte goldgelb, und ihr Kleid war von weißer Seide. In der Hand trug sie eine Dieße, wie sie Liese noch nie gesehen hatte. Schien sie doch aus feinen, ungezwirnten Seidenfäden zu bestehen und glänzte dabei wie das reinste Silber. Freundlich grüßte sie Liese, die gerade die letzten Flachsfasern ihrer Dieße verspann, untersuchte das Garn auf der nun stillstehenden Rolle mit ihren weißen Händen und sagte lobend:

„Fleißige Liese,
Leer ist die Dieße,
Fein ist der Faden,
Bist wohl beraten."

Dann berührte sie das Spinnrad mit ihrer Dieße, grüßte wieder und war lächelnd verschwunden.

Müde von der Überanstrengung legte sich Liese sofort zu Bett. Doch konnte sie nicht sogleich den ersehnten Schlaf finden, denn vor ihre Augen trat

immer wieder die freundliche Frau — sollte das Frau Holle gewesen sein? Allmählich aber fielen ihr die Augen zu, und sie hörte ihre Schwester, die sich noch Stunden lang umhergetrieben hatte, nicht mehr kommen.

Als Liese am andern Morgen etwas später als sonst aufstand, da fiel ihr erster Blick auf ihr Spinnrad, das sie für die Festtage beiseite stellen wollte. Doch war denn das auch wirklich das ihrige? Alles Holzwerk daran war in eitel Gold verwandelt, und das Garn auf der Rolle glänzte wie feine, weiße Seide. Und als sie nun erst an das Abhaspeln ging, da wollte der Faden gar kein Ende nehmen. Sie haspelte ein Gebinde nach dem andern und hing je zehn und zehn zusammen gebunden an das Hakenbört, aber die Rolle blieb ebenso voll wie zu Anfang. Da erkannte Liese die glückbringende Hand der Frau Holle.

Erwartungsvoll lief nun auch die Faule nach ihrem Spinnrade, das sie schon am Nachmittage außer Dienst gestellt hatte. Das aber war das alte geblieben, nur saß statt des Flachses Stroh auf der Dieße. Und als sie ihren Kasten öffnete, in dem sie ihre Leinwand verwahrte, da hatte sich diese in Häcksel verwandelt.



64.

Der Rabe von Klausthal.



Ein Herr in Klausthal hatte einen zahmen Raben, der frei umherhüpfte und sich stets von selbst wieder einfand, wenn er sich einmal auf dem Hofe und im Garten aufgehalten hatte. Nun merkte der Herr nach einiger Zeit, daß des Silberzeugs immer weniger wurde, und zuletzt fehlten alle silbernen Löffel. Da hielt er seine Magd für die Diebin und machte beim Gerichte Anzeige. Als sie nun aber hartnäckig leugnete, wurde sie vom Henker „peinlich befragt", wie man das nannte, und unter den unerträglichen Schmerzen, die ihr die Daumenschrauben und die andern Folterwerkzeuge verursachten, gestand sie endlich alles ein. Sie wurde zum Tode verurteilt und bei der Ziegelhütte, da wo rechts vom Wege der Stein auf der Wiese steht, hingerichtet. Vorher aber nahm sie ihr Eingeständnis wieder zurück und beteuerte unter Thränen ihre Unschuld.

Nach einiger Zeit ließ der Herr das schadhaft gewordene Dachgerenn durch ein neues ersetzen. Da brachte ihm der Klempner die silbernen Löffel und was sonst an Wertsachen gestohlen war, und es fehlte nicht ein Stück. Der Rabe hatte alles in die Renne getragen.

Nun grub man das Mädchen, das unter dem Galgen eingescharrt war, wieder aus und gab ihr ein ehrliches Begräbnis.



65.

Überall in Gottes Hand.

Einst träumte einem Bergmann in Klausthal, er würde am folgenden Tage Schaden nehmen. Um das drohende Unheil abzuwenden, fuhr er deshalb am folgenden Tage nicht, wie es ihm obgelegen hätte, in seine Grube ein, sondern beschloß, sich einmal einen freien Tag zu machen, und legte sich auf das Sopha in seiner Stube. Über ihm hing aber an einem in den Balken geschlagenen Nagel das Plätteisen seiner Frau, und gerade jetzt mußte sich dieser Nagel lösen, der schon so manches Jahr gehalten hatte. So fiel das Plätteisen herunter und erschlug den Bergmann auf der Stelle.

Hätte er das Sprichwort gekannt: „Träume sind Schäume", oder den Bibelspruch: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen", so wäre er ruhig an seine Berufsarbeit gegangen und nicht elendiglich und ruhmlos auf dem Sopha gestorben.

Die Bergleute aber sagten: „Da sieht man deutlich, daß man überall in Gottes Hand ist, und daß er den, den er erreichen will, auch in seiner Stube zu finden weiß", und sie fuhren seitdem noch unverzagter als bisher in ihre Grube.



66.

Die Springwurzel.

Vor alten Zeiten blühte eine wunderbare Blume, die hieß Springwurzel, weil man mit ihr alte Schlösser und alles, was Schätze und Erze einschließt, sprengen konnte. Wie fast überall nur auf einsamen Bergwiesen, so fand sie sich bei Klausthal besonders unter den Farnkräutern in der Nähe der Scheibenschanzen. Doch blühte sie nur einmal im Jahre, in der Johannisnacht von 11 bis 12 Uhr, und genau mit dem zwölften Glockenschlage verschwand sie wieder. Sie war gelb von Farbe und leuchtete wie ein Licht, blieb aber nicht, wie andre Blumen, auf demselben Flecke stehen, sondern hüpfte und sprang immerfort umher. Wem die unterirdischen Schätze, die sie anzeigte, nicht beschieden waren, der vermochte sie nicht zu pflücken; vor dem floh sie von einem Ende der Wiese zum andern. Dem Glücklichen aber, von dem sie sich pflücken ließ, dem erschloß sie die reichsten Erzgänge und Nester und machte ihn reich.

67.

Klein Klausthal.

Das Thal, in dem die ersten Straßen der Bergstadt Klausthal entstanden, heißt nach der alten Wegsklause, die bei der Aufnahme des Bergbaues im 16. Jahrhundert sich einsam hier vorfand, das große Klausthal. Südlich davon, auf den Wiesen in der Nähe der „Marie Hedwig" seinen Anfang nehmend, zieht parallel mit jenem ein kleineres Thal der Innerste zu, welches das kleine Klausthal heißt. Ein gar schönes Fleckchen ist in dem unteren Teile desselben der rings vom Wald umschlossene „Klein-Klausthaler Teich" in der Nähe des Zechenhauses „Untere Innerste".

In dieses Thal verlegt die Sage die Stadt Klein Klausthal. Ihre Bewohner, so erzählt sie, erfreuten sich großen Wohlstandes. Aber mit ihrem Reichtum wuchs auch ihre Gottlosigkeit. Sie trieben es so arg, daß Gott es nicht länger ansehen konnte: auf sein Zorneswort versank die Stadt in die Tiefe, und an der Stelle der Kirche liegt nun der Teich. Aber in der Mitternacht vom Grünen Donnerstag auf den Karfreitag dann hebt sich die Kirche regelmäßig. Einst hatte der Bergmönch einen Bergmann verführt, die Zeit zu verschlafen. Um das Versäumte wieder einzubringen, schlug dieser einen kürzeren Weg ein, der über den Damm des Klein Klausthaler Teiches führt. Da stand er plötzlich zu seiner Überraschung vor der offenen Kirchenthür. Er ging hinein und fand die ganze Gemeinde versammelt, aber er kannte niemand, auch nicht den Prediger. Da kam der Bergmönch und führte ihn wieder hinaus, und sowie er den Teichdamm betrat, waren Kirche und Steg verschwunden.

Zur selben Zeit zeigt sich regelmäßig im Kleinen Klausthal ein Reh mit seinem Kälbchen, und niemand darf diese Tiere schießen, die zu der untergegangenen Stadt in Beziehung stehen. Nun lebte einmal in Klausthal ein Wilddieb, der an Frechheit seines gleichen nicht fand im ganzen Harze. Der hatte schon oft über die Erzählung von jenem Rehkälbchen gelacht und gespottet, und als einmal wieder kurz vor Ostern in einer fröhlichen Gesellschaft die Rede darauf kam, rief er lachend: „Was gilt's! Ich schieße euch das Reh samt dem Kalbe, und am ersten Ostertage wollen wir es verzehren." Vergeblich warnte man ihn und riet ihm ab.

Am Karfreitage machte er sich mit seinem nie fehlenden Gewehr auf nach dem Kleinen Klausthal. Als er an den Teich kam, konnte er von diesem nichts sehen, ein dichter Nebel lag auf ihm und reichte bis an den Himmel. Daraus erklang ein Summen, als wenn Hunderte von Menschen mit einander flüsterten, und hier und da erblickte er in dem Nebel dunkle Umrisse wunderlicher Gestalten. Dann wieder huschten an ihm nebelhafte Gestalten vorüber, den Teichdamm entlang, und verschwanden in jener Nebelmasse.

Nach kurzem Verweilen setzte der Wilddieb seinen Weg fort und stellte sich am Ausgange des Thales, in der Nähe des ersten Innerste-Pochwerkes, hinter dichtem Gebüsch auf die Lauer. Und sieh! da kam auch schon das Reh mit seinem Kälbchen vom Teiche her im Thale herunter. Kaltblütig schoß er das Rehkalb nieder, sprang hinzu, band ihm die Füße zusammen und hing es frohlockend über die Schulter. Dann stieg er den Weg wieder hinauf, den er gekommen war.

Bald stand er wieder am Teichdamm. Doch da war der Nebel verschwunden, und wo sonst die Bäume im klaren Wasser sich spiegeln, da erhob sich feierlich in die Waldesnacht hinauf eine hellerleuchtete Kirche. Aus der offenen Thür scholl ihm der von Orgelklang begleitete Gesang der Gemeinde

entgegen. Neugierig trat er hinein. Die ganze Kirche war voller Menschen, aber alle sahen aus, als hätten sie schon mehrere Jahrhunderte im Grabe gelegen, und ihre Kleidung und Tracht war so altertümlich, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er grüßte, aber niemand dankte; nur einige nickten, die meisten schüttelten den Kopf, winkten einander zu und wiesen auf den frechen Eindringling hin. Die Altar- und Kronleuchter brannten mit blauer Flamme, und auch aus dem Kelch, der auf dem Altar stand, zuckte eine solche hervor. Da stand einer auf — es mochte ein Kirchenvorsteher sein — und wies ihm schweigend die Thür. Er ging aber nicht, sondern trat an einen Mann dicht heran, um aus dessen Buche mitzusingen. Da stand noch einer auf und wies ihm die Thür. Aber er blieb und versuchte mitzusingen. Doch konnte er in dem Gesangbuche nicht lesen und verstand auch die Worte nicht, die gesungen wurden. Jetzt schwiegen Orgel und Gesang, und der Prediger bestieg die Kanzel. Aber es war keine menschliche Rede und Sprache, die mit blauer Flamme aus seinem Munde ging; es war, als ob Donner und Sturm die Kirche erfüllte.

Auf einmal geschah ein großer Schlag, ein Krachen, als ob die Erde untergehen sollte. Und der Pastor wies mit dem Finger auf den Wildschützen und schrie ihn mit furchtbarer Stimme an: „Verfluchter Sabbatschänder!“ Und die Kirchleute alle sprangen auf, heulten das Wort nach und drangen auf ihn ein. Da stürzte er, von Todesschrecken gepackt, aus der Kirche, und die Thür flog krachend zu und schlug ihm die Ferse ab. Sie schleuderte ihn fort bis auf den Weg, und da lag er noch, als er am andern Morgen wieder zu sich kam. Nun war der Teich wieder spiegelglatt, und das Rehkalb war verschwunden. Todkrank vermochte sich der Sabbatschänder kaum nach Hause zu schleppen. Er lebte nur noch einen Tag und hat vor seinem Ende die ganze Geschichte erzählt.

68.

Die Rebhühner bringen's an den Tag.

Ein Kaufmann, der von Klausthal nach Osterode gehen wollte, wurde auf der Höhe des Heiligenstocks von zwei Räubern überfallen. Da er ohne Waffen war, so gab er ihnen all sein Geld und seine Wertsachen und bat nur um sein Leben. Sie aber sagten, er müßte sterben, damit er sie nicht verraten könnte. Da schwor er hoch und teuer, er wollte keiner Menschenseele auch nur ein Sterbenswörtchen von diesem Überfall sagen, aber sie blieben unerbittlich. In diesem Augenblicke flog gerade ein Schwarm Vögel vorüber, und der Kaufmann rief aus: „Wenn ihr denn keine Barmherzigkeit üben wollt, so sollen euch diese Vögel verraten.“ Hohnlachend schlugen ihn die Bösewichter nieder und gingen davon.

In dem Gasthause zur Ziegelhütte kehrten sie ein, um von dem Raube sich gütlich zu thun. Der Wirt hatte gerade Rebhühner, und die waren ihnen nicht zu gut. Als sie ihre Mahlzeit beendet und tüchtig dazu getrunken hatten, sagte der eine: „So, nun können sie es dem Magen verraten!“ Das hörte der Knecht, der hinter dem Ofen saß, und er ging leise hinaus und meldete es seinem Herrn. Da schickte ihn dieser nach Klausthal, um die Gerichtsdiener zu holen, und ging selbst in die Stube und unterhielt die verdächtigen Gäste, damit sie nicht vorzeitig aufbrachen. Die Polizeidiener ließen denn auch nicht lange auf sich warten, und nach vier Wochen schon hingen die Mörder am Galgen.

69.
Die Schnapphähne.

Wenn in den Harzgegenden zwei Männer Branntwein trinken aus einem Glase, so reicht der, welcher die erste Hälfte getrunken hat, dem andern nicht das Glas hin, sondern er stellt es vor ihm auf den Tisch und tippt, ohne dabei ein Wort zu sagen, mit dem Mittelfinger der rechten Hand daneben. Dieser Brauch soll aus dem dreißigjährigen Kriege stammen.

Damals lagen Bergbau und Ackerbau völlig darnieder, und die fortwährenden Einquartierungen und Plünderungen brachten den Bergmann auf dem Gebirge wie den Bauer am Harzrande an den Bettelstab. Da rotteten sich viele Harzer zu bewaffneten Banden zusammen, nannten sich Harzschützen und begannen den Kleinkrieg gegen die Tillyschen auf eigene Hand. Doch machten sie bald zwischen Freund und Feind keinen großen Unterschied; nur dem Bürger und Bauer thaten sie meistens nichts zuleide. Sie raubten Pferde, um sich beritten zu machen, bemächtigten sich der Waffen und des Schießbedarfes, beraubten die öffentlichen Kassen und lauerten den Tillyschen an Hohlwegen und im Waldversteck auf. Tilly setzte einen Preis auf den Kopf dieser Schnapphähne und behandelte sie wie Räuber.

Zu Zeiten lösten sich die Banden auf, und ein jeder ging nach Hause, bis die Gelegenheit günstiger wurde. Das Zeichen, an dem sich die Mitglieder der verschiedenen Banden erkannten, war jenes Auftippen beim Trinken. So konnten sie sich, auch wenn sie sich sonst nicht kannten, einander stets ihre Anschläge mitteilen und einander warnen.



70.
Der Kreuzschnabel.

Zu den beliebtesten Vögeln des Oberharzers gehört der Kreuzschnabel, den er Krinitzer nennt. Denn wenn auch der Aberglaube, daß der Blitz nicht einschlägt, wo ein Kreuzschnabel gehegt wird, längst erloschen ist, so freut sich doch jedermann des possierlichen Spieles des lebhaft gefärbten Vogels, der ihm den Beinamen des deutschen Papageis eingebracht hat.

Der Harzer weiß auch, woher die eigentümliche Krümmung des Schnabels rührt.

Als unser Herr Christus am Kreuze hing und die bitteren Qualen des Todes fühlte, so daß er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ da umstanden wohl viele Menschen nah und fern das Holz des Fluches, aber niemand von ihnen hatte Mitleid mit dem leidenden Erlöser, sondern sie spotteten sein und lästerten ihn.

Da kam ein Vogel herbeigeflogen und setzte sich auf das Kreuz. Und als er den Herrn leiden sah, daß sein Blut hernieder tropfte, da machte er sich daran, ihn zu befreien und ihm zu helfen: immer von neuem versuchte er, die Nägel, die seine Hände durchbohrten, mit seinem Schnabel herauszuziehen, und achtete es nicht, daß das herausrieselnde Blut die Brust ihm rot färbte.

Da leuchtete ein Strahl wehmütiger Freude ob solcher Liebe in dem brechenden Auge des Heilandes und er sprach: „Du armes, schwaches Tierlein!

Du kannst nicht ahnen, wen die Menschen in ihrer Verblendung an das Kreuz geheftet haben. Aber ich will ein Zeichen an dir machen, das sollst du tragen zur Erinnerung an diese Stunde.“ Und siehe, der Schnabel krümmte sich und wuchs, bis er die Form des Kreuzes hatte.



71.

Der Wassermann.

Im Thale der „Lange“ zwischen Voigtslust und Mittelschulenberg liegen, rings vom dunklen Fichtenwald eingeschlossen, mehrere kleine Teiche. Einer aber, der höchstgelegene, — man sieht ihn am Fußwege von Zellerfeld nach Schulenberg gleich rechts im Walde — ist nur noch ein Sumpf, denn der Teichdamm ist durchbrochen. Davon erzählt die Sage folgendes.

Einst gingen zwei junge Mädchen aus Zellerfeld hierher mit ihren Kiepen, um trockenes Holz zu sammeln. Als sie über den damals noch unversehrten Damm jenes Teiches kamen, tauchte nicht fern von ihnen aus dem Wasser ein Menschenkopf auf mit langem grünen, vom Wasser triefenden Haar. Nun folgte auch eine breite, hochgewölbte Brust. Erschrocken wollten die Mädchen zuerst fliehen, aber da das gutmütige Gesicht sie so freundlich ansah, blieben sie in Erwartung dessen, was weiter folgen würde, am Ufer stehen.

Jetzt erhob der Wassermann die Rechte mit einer Rolle Band und ließ dieses im Winde zu den Mädchen hinüberflattern. Das glänzte wie Seide und schillerte in den schönsten Farben. Er winkt ihnen zu, es zu erfassen und an sich zu ziehen, und das eine der beiden Mädchen, putzsüchtiger als ihre jüngere Freundin, greift danach. Aber kaum hält sie das Ende in der Hand, so beginnt der Wassermann das Band eiligst wieder aufzurollen, und das Mädchen kann nicht davon los, sie muß, so viel sie sich auch schreiend sträubt, dem Bande folgen, und ist im Nu im Wasser verschwunden. Das jüngere Mädchen steht noch starr vor Schrecken, da ist auch der Wassermann schon wieder untergetaucht, und der Spiegel des Teiches liegt ruhig wie zu Anfang.

Ihre Kiepe und das bereits gesammelte Holz im Stich lassend, rennt das Mädchen, so rasch ihre Füße sie tragen wollen, durch den Wald und über die Wiesen nach Zellerfeld und meldet dem Vater ihrer verunglückten Freundin, was sich begeben hat. Da ruft dieser seine sieben erwachsenen Söhne zusammen, und mit Kratze und Trog, mit Schaufeln und Äxten ausgerüstet, eilen die acht kräftigen Männer unter Führung der Unglücksbotin dem Teiche zu.

Dort ist, so viel sie auch in die Wassertiefe schauen und den Teich spähend umkreisen, weder von dem Wassermanne, noch von seiner Beute das Geringste zu erblicken. So bleibt uns nichts andres übrig, sagt der trauernde Vater, als den Damm zu durchgraben, damit das Wasser abfließen kann. Vielleicht finden wir dann wenigstens die Leiche eurer Schwester.

Wie hieben da die acht Kratzen in den Boden ein, wie schleuderten die immer von neuem wie im Fluge gefüllten Tröge die Erde zur Seite! Bald reichte die Dammlücke bis auf den Wasserspiegel hinunter; noch wenige Hiebe mit der Kratze, und das Wasser begann abzulaufen. Zuerst langsam, bald aber half es die Öffnung erweitern und schoß nun wie ein wilder Bach die Lange hinunter dem nächsten Teiche zu.

Da wurde an tiefster Stelle des Teiches das Dach des Kristallpalastes sichtbar, in dem der Wassermann hauste und nun galt es, ungesäumt eine

Brücke dorthin herzustellen. Bald krachten unter den Axthieben der Männer die höchsten Tannen zu Boden, und rascher fast, als wir es erzählen können, lagen sie, von hindernden Zweigen befreit, auf dem Damme und wurden von hier mit vereinten Kräften vorgeschoben, bis sie mit dem Kopfende das Dach berührten.

Und schon eilt der älteste Sohn, die Axt im Arm, über die gefährliche Brücke und steht nun auf dem Kristalldache. Er sieht gerade noch, wie seine Schwester unter den Händen des Wasserunholdes zusammenschrumpft, wie dieser die kaum noch wahrnehmbare Gestalt in eine Flasche thut und diese mit einem Stöpsel verschließt. Da schlägt er, ohne zu zögern, das Dach mit seiner Axt ein; es klingt dabei wie furchtbarer Donner in die Tiefe, und aus dem zersplitterten Dache steigt der Wassermann als blauer Nebel ungreifbar heraus und entkommt.

Inzwischen sind schon zwei andre Brüder nachgekommen, und sie springen mit einander hinunter in den wie das klarste, durchsichtigste Eis blinkenden Palast. Der älteste kennt die Flasche, in der die Schwester gefangen sitzt: ein kleines, zuckendes Herz ist darin. Der eine nimmt den Glasstöpsel heraus, da folgt diesem ein kleines Flämmchen, das wächst und nimmt nach und nach menschliche Gestalt an, und plötzlich steht die Schwester leibhaftig und gesund vor ihnen, und während der eine voranstürzt, um dem Vater zuzurufen: „Sie lebt! Wir bringen sie!“ nehmen die beiden andern Brüder die Wiedergefundene auf die Arme und tragen sie sorgfältig über den schwankenden Steg. Mit Freudenthränen im Auge begrüßt sie der Vater, und die Brüder schließen sie in ihre Arme, und alle danken und preisen Gott.

Dann sagt die Schwester zu den Männern: Dort unten im Glaspalast stehen noch mehr Flaschen mit zuckenden Herzen. Wollt ihr die nicht auch retten? Gern sind sie dazu bereit, und als die Männer je zu Zweien hinübergehen, entdecken sie sieben Flaschen; sie öffnen dieselben, und vor ihnen stehen sieben frische, blühende Jungfrauen, die der Wassermann, teilweise schon vor längerer Zeit, in seine Behausung gelockt hatte.

Nachdem sie auch diese Geretteten ans Land getragen hatten, zertrümmerten sie noch auf des Vaters Rat mit ihren Äxten den Kristallpalast, und ein jeder nahm sich ein Stück des Daches oder der Wand zum Andenken mit.

Kurze Zeit darauf war ein Hochzeitstag, wie ihn Zellerfeld noch nie gesehen hatte: die sieben Brüder heirateten jeder eine von den geretteten Jungfrauen, die ihnen ihr Leben verdankten, und ihre Schwester verheiratete sich mit ihrem Verlobten, der an jenem Unglückstage drunten in der Tiefe arbeitete und sich deshalb an dem Rettungswerke nicht beteiligen konnte.

Als die acht jungen Ehepaare mit den Freunden der Familie an der Hochzeitstafel saßen, da wurde jenes wunderbare Erlebnis viel besprochen, und einer der Brüder ging hin und holte sein Stück vom Hause des Wassermanns, um es den neugierigen Gästen zu zeigen. Doch wie erstaunte er! Das dicke Stück Glas, oder Eis oder was es sonst war, hatte sich in eine starke Tafel reines Silbers verwandelt, und als nun die andern Brüder hineilten, um auch nach ihren Glastafeln zu sehen, fanden sie dieselben sämtlich in schwere Silberplatten verwandelt.

Vom Wassermanne hat man nie wieder etwas vernommen. Nur der durchbrochene Teichdamm erzählt noch von ihm.



72.

Die lange Schlericke auf der Schalk.

Die Schalk ist ein von hohen Bergen eingeschlossenes Thal im Oberharze, dessen schön gelegene Teiche jeder Besucher der Festenburg kennt. Doch denselben Namen trägt auch der mit einem Aussichtsturme versehene Vorsprung des Kahlenberges, an dessen Abhange die Schalk, d. i. das Bächlein, das in jenem Thale hinunterrinnt, entspringt.[1])

Auf dieser den ganzen Oberharz beherrschenden Höhe stand einst, so erzählt die Sage, ein schönes Schloß. Das ist — man weiß nicht, warum? — mit allen seinen Bewohnern verwünscht. Die Steine, die dort umherliegen, sind die ehemaligen Hunde und Katzen des Schlosses, die Hirsche, Rehe und Hasen des Schloßgartens. Nur die Schlüsseljungfrau, ein großes Frauenzimmer von verwildertem Aussehen, läßt sich zuweilen blicken. Das ist die lange Schlericke. Oft verjagt sie die Frauen, die auf der Schalk Heidelbeeren pflücken. Einen Hirten aus Zellerfeld, der sie zu rufen wagte, setzte sie so in Schrecken, daß er erkrankte, und seine Herde sich im Walde zerstreute. Am meisten hat sie es auf die Fuhrknechte abgesehen, wenn sie Holz vom Kahlenberge abfahren.

Doch zeigt sie sich mitunter auch freundlich und liebenswürdig. Einst pflückten viele jungen Bursche Heidelbeeren in der Schalk. Da sahen sie unten im Thale die Schlericke mit ihrem großen Schlüsselbunde. Sie schaute sich sie alle an und winkte dann einem, ihr zu folgen. Er that es, wenn auch etwas zaghaft. Da führte sie ihn in den Berg hinein, durch fünf große, herrliche Zimmer in einen wunderschönen Saal, der rot ausgeschlagen war. Hier sagte sie zu ihm: „Das ist dein Glück, daß du mir gehorcht hast.“ Damit öffnete sie einen großen Kasten, holte daraus einen großen Beutel voll Gold hervor und beschenkte den Burschen damit, der vor Erstaunen und Freude keines Wortes mächtig war. Darauf geleitete sie ihn wieder vor den Ausgang.

Ein andres mal ging ein junger, unverheirateter Bergmann an einem Sonntag-Nachmittage nach der Schalk, um da Heidelbeeren für die Kinder seines Bruders zu pflücken. Oben im Schalker Thale fand er Beeren so groß wie Kirschen und zuckersüß, und in kurzer Zeit hatte er seinen Korb bis oben voll. Gerade als er aufbrechen wollte, erschien ihm die Schlericke, aber nicht wild und unordentlich, wie sie meistens sich zeigen soll, sondern wie ein hübsches, sauberes Mädchen. Auf ihren Wink folgte er ihr. Da führte sie ihn im Thale hinauf und auf einer seidenweichen Moostreppe einen Moosberg hinan, auf dessen Gipfel ein Schloß aus lauter Moos stand. Darin kam es ihm gar schön und heimlich vor, und alle Räume waren mit einem wunderbar erquickenden Wohlgeruch erfüllt. Sie führte ihn hindurch bis in ein großes, ganz mit grünem Samt ausgeschlagenes Zimmer. Darin waren Spiegel, die von der Decke bis auf die Erde reichten; die Rahmen derselben, sowie Tische, Stühle und Sophas waren alle von glänzendem, grünem Holze.

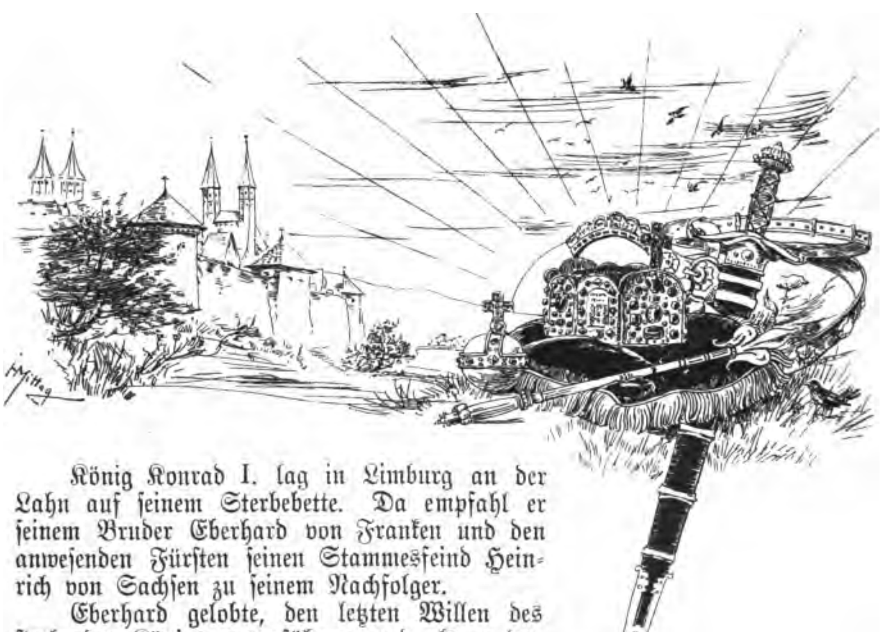
Da sieht sie ihn freundlich an und will ihn küssen. Aber er fährt erschrocken zurück, denn zwischen ihren Lippen sehen, nur einen kurzen Augenblick, ein paar Krötenfüße hervor. „Du hast dich wohl geirrt“, denkt er und tritt wieder näher, da öffnet sie ihren Mund etwas weiter, und zwei Krötenköpfe starren ihn mit ihren funkelnden Augen so unheimlich an. Nun ist seines Bleibens

[1]) Scalc-aha — so lautet der älteste Name des Baches — heißt Schelchwasser. Schelch hieß der ausgestorbene Riesenhirsch.

nicht länger; voller Schrecken stürzt er aus dem grünen Palast hinaus und hört dabei noch, wie die Schlericke kläglich ächzt und schmerzlich stöhnt. Erst unten am Berge wagte er sich umzusehen, da waren Moosberg, Moosschloß und Schlericke verschwunden. Hätte er sich vor den Kröten nicht gefürchtet und der Jungfrau den erlösenden Kuß gegeben, so wäre er reich und glücklich geworden.

73.

Heinrich der Vogelsteller.



König Konrad I. lag in Limburg an der Lahn auf seinem Sterbebette. Da empfahl er seinem Bruder Eberhard von Franken und den anwesenden Fürsten seinen Stammesfeind Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger.

Eberhard gelobte, den letzten Willen des sterbenden Königs auszuführen, und als er den nun in Frieden (23. Dezember 918) Entschlafenen im Kloster Fulda bestattet hatte, da stieg er mit Grafen und Rittern zu Rosse, den Herzog Heinrich aufzusuchen und ihm die Reichskleinodien zu überbringen: den goldenen Stirnreif der Krone, das vergoldete Zepter, die vergoldeten Sporen, Karls des Großen wuchtiges Schwert mit dem gold- und juwelenreichen Griff, die Dalmatica, die goldenen Armspangen, den goldenen Reichsapfel mit dem Kreuz und die Lanze des heiligen Moritz.

Als sie nach Sachsen gelangten, wurden sie — so berichtet die Sage — in den Harz gewiesen, da verweile der Herzog auf dem Vogelfange. Suchend ritt die Frankenschar an der wildbrausenden Oker hinauf und folgte dann höher im Gebirge dem friedlicheren Weißenwasser, dem Herzog Heinrich diesen Namen gegeben hat. Doch an der Stelle über Mittelschulenberg, die noch jetzt „Kaiser Heinrich“ heißt — auf der ältesten bekannten Karte des Westharzes ist hier eine „Königswiese“ verzeichnet — hörte mitten im Urwald der Weg plötzlich auf. Da stießen sie, um sich dem verborgenen fürstlichen Vogelsteller bemerklich zu machen, kräftig in das Horn; eine Schar Finken flatterte zur Seite auf,

und aus dem Gebüsch trat der Sachsenherzog, unmutig, daß die unvorsichtigen Fremden ihn um den Fang gebracht hatten. War er doch gerade im Begriffe gewesen, die „Ruckleine" zu ziehen, um die Vogel, welche sich besonders zahlreich auf dem „Herde" niedergelassen hatten, in die Fangnetze einzuschließen, als jener Hornstoß ihm sein Wild vertrieb. Herzog Eberhard spornte sein Roß Heinrich entgegen, sprang ab und bot diesem mit den freundlichen Worten die Rechte: „Ich komme als Freund zu dir und bitte um deine Freundschaft. Laß uns des alten Haders vergessen um des Vaterlandes willen!" Und als nun Heinrich leuchtenden Auges die Hand des früheren Gegners ergriff, fuhr dieser fort: „Doch noch ein größeres Opfer von dir zu erbitten, bin ich mit meinen Mannen gekommen. Siehe, mein Bruder ist heimgegangen, und das nun verwaiste Reich kann niemand sonst schützen und retten als du. Sterbend noch hat Konrad dein gedacht und sendet dir hier seine Krone." („Da blickt Herr Heinrich tief bewegt hinauf zum Himmelszelt: Du gabst mir einen guten Fang, Herr Gott, wie Dir's gefällt!") „Ich weiß wohl, wie schwer die Krone drückt", erwiderte Heinrich, „aber da so redliche Fürsten sie mir darbieten, so will ich sie in Gottes Namen annehmen und zu des Vaterlandes Besten tragen", und scherzend setzte er hinzu: „Sie wird mir nicht halb so viel Freude machen, wie ich an den Finken gehabt hätte, die ihr mir verscheucht habt."

Ähnlich erzählt die Sage auch vom „Finkenherde" am Schloßberge zu Quedlinburg, vom „Heinrichswinkel" unter der Staufenburg, vom Königskruge und von Bodfeld, von Pöhlde und Wiedelah, von Dinklar u. a. O.



74.

Woher die Altenauer Mundart stammt.

In den Bergstädten des Oberharzes wird eine mit der Sprache des Erzgebirges am nächsten verwandte obersächsische Mundart gesprochen. Nur in Grund spricht man rein niedersächsisch, und in Altenau kommen beide Mundarten neben einander vor. Letzteres erklärt die Sage folgendermaßen:

Als Gott der Herr die Erde schuf und mit Menschen bevölkerte, ließ er diese anfangs noch ohne Sprache. Doch bald erkannte er die Notwendigkeit derselben, denn die immer zahlreicher gewordenen Erdbewohner konnten sich bloß durch Zeichen nur unvollkommen mit einander verständigen. Gott bildete darum mancherlei Sprachen, füllte damit einen Sack und warf, über die Erde hinfliegend, jedem Orte die ihm bestimmte Sprache zu. Nach dem Harze kam er zuletzt, und als er hier den Rest verteilte, blieb Altenau allein übrig, denn Gott hatte sich um einen Ort verzählt. Doch wußte er sich leicht zu helfen. Von den einzelnen Sprachen war im Sacke allerlei abgebröckelt. Gott schüttete nun alle Bröckchen und Krümchen, die noch im Sacke waren, über Altenau aus, und daher hat dieses seine buntscheckige Mundart.



75.

Das Schloß im Gerlachsbache.

Nicht weit von Altenau liegt im Gerlachsbache unten am Röhrenteiche ein Bruch; an dessen Stelle hat vor Jahrhunderten ein schönes Schloß ge-

standen. Darin wohnte aber nicht ein Graf oder Ritter, sondern eine unverheiratete Frau, die man in der ganzen Gegend kurzweg die Schloßfrau nannte. Diese schickte Tag für Tag ihre zahlreichen Diener auf die Landstraßen, um Frauen und Mädchen einzufangen und ihr zuzuführen. Sie machte sie, ohne ihnen etwas zuleide zu thun, zu ihren Dienerinnen und erlaubte ihnen nach einiger Zeit, sich in dem großen, schönen Garten zu ergehen, der das Schloß umgab. Jeden Gedanken an Flucht mußten sie sich aber bald vergehen lassen, denn der Garten war, wie das Schloß, von sehr hohen Mauern umgeben, und an allen Enden, namentlich aber an dem nach außen führenden Gartenthore standen Schildwachen und lauerten Spione.

Als die Zahl der ihrer Freiheit Beraubten schon sehr groß war, brachten die Diener eines Tages ein Hirtenmädchen von der Landstraße herein. Da sie für dieses keine Arbeit mehr ausfindig machen konnte, so hing ihm die Schloßfrau einen Kasten mit Schlüsseln und noch ein großes Schlüsselbund um den Hals, damit sie jeden Schlüssel sofort bequem zur Hand hätte.

Das Hirtenmädchen war dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Hirten, geweiht. Als sie eines Tages allein im Garten war, warf sie sich in einer Laube auf die Kniee und flehte jenen an, sie aus der Gefangenschaft zu erretten und ihren Eltern wieder zuzuführen. Da stand ein graues Männchen vor ihr und sprach: „Ich bin Antonius und komme, dir Hilfe zu verkündigen. Du und alle deine Mitgefangenen ihr sollt noch in dieser Stunde frei sein, das Schloß aber soll mit all seinen Schätzen untergehen und die Schloßfrau zur Strafe für ihre Missethat mit deinem Bunde Schlüssel beladen vierhundert Jahre lang auf jenem Berge — damit zeigte er auf den gegenüber liegenden Glockenberg — walten gehen. Nur wenn ihr eine unschuldige Jungfrau aus Barmherzigkeit die Bürde abnimmt, wird Gott ihr schon vor dieser Zeit Gnade zuteil werden lassen.“

Kaum hatte der Heilige ausgeredet, so versanken Schloß und Garten mit einem furchtbaren Krachen, und in demselben Augenblicke waren die Gefangenen eine jede wieder in ihrer Heimat und im Kreise der Ihren.

Von Zeit zu Zeit ist das Schloß in dem Bruche wieder sichtbar geworden. Einst hatte ein Köhler in der Nähe seine Meiler, und seine beiden Töchter trugen ihm Wasser aus dem Gerlachsbache zu. Als die eine wieder zur Tränke hinunterstieg und sich aufschaute, erblickte sie vor sich ein prächtiges Schloß mit Gräben und Mauern. Da sie aber jene Geschichte nicht kannte, so warf sie nichts von ihrem Anzuge in das Schloß oder über die Gartenmauer, sondern ließ ihre Eimer stehen und lief erschrocken zu ihrem Vater und verkündete ihm, da unten stände ein großes, schönes Haus, das sie früher nie gesehen habe. „Hast du nichts darauf geworfen?“ fragte hastig der Köhler; und als sie verneinte, gab er ihr eine Ohrfeige und schalt: „Du dummes Mädchen! Dir war das Schloß bestimmt, und du streckst nicht einmal die Hand danach aus!“

Seitdem hat sich das Schloß nicht wieder gezeigt, und auch die Schloßfrau mit ihren Schlüsseln wird nicht mehr gesehen. Ihre Zeit wird demnach wohl abgelaufen sein.

76.

Der wilde Jäger am Bruchberge.

Der lange Höhenrücken, welcher sich ohne Unterbrechung vom Brockenfelde bis nach Herzberg erstreckt und die Andreasberger Gegend vom nordwestlichen Oberharze trennt, heißt in der Gegend von Altenau, etwa bis zu der Klausthal-Andreasberger Chaussee, Bruchberg, rechts von dieser Acker oder Langer Acker.

Über den Bruchberg zieht oft, vom Brocken kommend, der wilde Jäger. Er ist grün gekleidet wie ein Forstmann, und sein weiter Mantel flattert im Winde. Wenn er herannaht, saust und braust es im Walde und in der Luft, man hört Pferdegewieher und Hundekläffen und des wilden Jägers Ruf: „Hoho! hoho!“ Oft schreien wohl tausend Stimmen ihm nach, aber sehen kann man meistens nur ihn selbst.

Ihm seinen Ruf spottend nachzuäffen, ist fast immer gefährlich. Nicht jeder kommt so gut davon, wie jene Eseltreiber, die ihm huhu! nachriefen und das Bellen der Hunde nachahmten; denen warf er einen Pferdeschenkel herunter und befahl ihnen:

„Weil ihr geholfen jagen,
Sollt ihr auch helfen knagen.“

Schlimmer erging's einem Zimmermann, der zur Winterszeit am Bruchberge Bauholz fällte. Er saß mit seinen Kameraden in der Köte am qualmenden Feuer, auf dem sie den Hinterziemer eines Rehes brieten. Da hörten sie den wilden Jäger vorübertoben, und es wurde ihnen angst und bange. Nur jener Zimmermann trat keck vor die Köte und schrie höhnend hoho! Da kehrte die ganze wilde Jagd um und sauste noch einmal an der Köte vorüber. Und dabei erhielt jener eine Ohrfeige, daß er wie tot niederstürzte. Zugleich flog eine schwarze Masse durch die Thür in das Feuer, daß den Holzfällern Funken und Asche um die Ohren stoben. Und als sie sich von dem Schrecken erholten und mit Mühe Licht anzündeten, da war ihr schöner Rehbraten, den sie gerade vom Feuer hatten abnehmen wollen, verschwunden, und an seiner Stelle lag eine schwere Pferdelende.

Einem Andreasberger, der dem wilden Jäger einmal „nachgejagt“, d. h. nachgerufen hatte, warf er ein ganzes Pferd herunter. Als jener aber auch Kümmel und Salz dazu verlangte, ließ er ihn in Ruhe.

Wenn er in die Gegend von Lerbach kommt, so fragt er oft: „Wer will Fleisch?“ Dann darf man ihm aber beileibe nicht antworten.



77.

Die Wolfswarte.

Oberhalb der Bergstadt Altenau liegt auf dem langen Rücken des Bruchberges eine kegelförmige Klippengruppe, von der man eine herrliche Aussicht auf den nordwestlichen Oberharz hat. Zur Zeit, als dieser noch von reißenden Tieren wimmelte, flüchteten die Reisenden, die vor Eintritt der Nacht keine Stadt mehr erreichen konnten, auf diese Klippe und zündeten hier zum Schutze gegen die Wölfe ein Feuer an. Davon heißt sie noch heute die Wolfswarte.

Einst erwartete ein Köhler, der in der Nähe seine Meiler hatte, an einem Sonnabend seine Frau vergeblich, die ihm regelmäßig an diesem Wochentage Lebensmittel auf eine Woche brachte. Als sie auch am Sonntag Morgen noch nicht da war, überließ er die Meiler seinem Gehilfen und ging ihr entgegen. Da begegnete ihm bald ein Wolf, dem hing das Maul voll roter Fasern von dem Rocke der Köhlerfrau, und ein wenig weiter fand er ihre Leiche, ganz zerrissen und zerfleischt.

Zuletzt vermehrte sich das Raubzeug derart, daß man die Wälder ringsum niederbrannte, um ihm die Schlupfwinkel zu nehmen. Daher rühren die vielen kahlen Stellen am Bruchberge.



78.

Wie Kamschlacken und Riefensbeek in das Söfethal kamen.

Etwa in der Mitte zwischen Klausthal und der Hanskühnenburg liegen im Söfethal, kaum drei Kilometer von einander entfernt, die kleinen, nach Osterode eingepfarrten Ortschaften Kamschlacken und Riefensbeek.

Vor alter Zeit standen sie oben auf dem Bruchberge, nicht weit von der Stieglitzecke, da wo der Fastweg von der Klausthal-Andreasberger Chaussee rechts abführt. Im Söfethale aber waren die Begräbnisstätten der Riesen, welche die Hanskühnenburg bewohnten; sie wurden dort nicht wie wir Menschen, sondern aufrecht stehend begraben.

Da stürzte einmal eine entsetzliche Wasserflut vom Bruchberge im Söfethale herunter, riß Riefensbeek mit fort und wälzte es bis dahin, wo es heute liegt. Als die Häuser aber von den Fluten über die Riesengräber geschoben wurden, stießen sie die Riesen immerfort an den Kopf. Da wurden diese lebendig, sprangen aus den Gräbern heraus und hielten Kamschlacken, das gerade jetzt nachgeschwommen kam, an ihrem „Kirchhof" auf, dessen Lage man noch jetzt kennt.

79.

Der Schimmel von Kamschlacken.

Im Thale des Baches, den man den alten Riefensbeek nennt, liegt mitten im Walde und von Gestrüpp überwuchert, etwa eine Viertelstunde von Kamschlacken entfernt, ein ganz verfallener Backofen. An diesen knüpft sich folgende Sage.

Einst hielten die Knechte und Mägde von Riefensbeek und Kamschlacken ihre Spinnstube auf der Meierei in Kamschlacken. Als spät in der Nacht die Spinnräder beiseit gestellt waren, belustigte man sich mit Pfänderspielen, und dabei wurde einem Mädchen als Pfandlösung auferlegt, einen Stein von jenem alten Backofen zu holen. Furchtlos machte sie sich sofort allein auf den Weg. Der Mond schien hell, und sie fand richtig den Weg unter dem Schwarzenberge hin.

Eben wollte sie mit ihrem Steine den Rückweg antreten, da hörte sie in der Ferne Pferdegetrappel, das gerade auf den Backofen zukam. „Wer hat denn bei Nacht hier mitten im Walde zu thun?" denkt sie. „Das können nur Räuber oder andere Bösewichter sein! Die dürfen dich nicht finden!" Sie kroch deshalb eiligst in den Backofen.

Kaum ist sie glücklich darin, so halten schon zwei Reiter, ein wüstaussehender Kerl und eine feine Dame, vor dem Ofenloche. Jener steigt ab und bindet seinen Schimmel an den Backofen, ergreift dann den Zügel des andern Pferdes und schlägt den Weg nach der Schlucht ein. Daß der Mensch Böses im Schilde führt, ist dem Mädchen klar, und sie steckt den Kopf zum Ofenloch heraus, um zu sehen, wie es der armen Frau ergeht. Da sieht sie, wie er ihr vom Pferde hilft und sie weiter in die Schlucht führt. Aber sie muß jetzt rasch den Kopf hereinziehen, denn der Schimmel hat sie gesehen und fängt an zu schnauben und zu niesen. Da ruft der Kerl zurück: „Na, was hast du vor?" Kaum hat sich das Pferd wieder beruhigt, so kann es das Mädchen nicht lassen, den Kopf noch einmal herauszustecken, denn sie hat soeben ein klägliches Stöhnen und Wimmern aus der Schlucht gehört. Jetzt kommt der Mann zurück, ein langes Messer in der Hand, und als das Pferd von neuem schnaubt, ruft er: „Na, was hast du denn eigentlich? Es ist doch wohl kein Fremder da?" Dabei bleibt er stehen und sieht sich rings um. Das Pferd niest wieder. Da denkt das Mädchen: „Kommt er näher, so entdeckt er dich, und dann ist's auch um dich geschehen."

Und wie der Blitz fährt sie aus dem Ofen heraus, schwingt sich auf den Schimmel, reißt den Zügel los, stachelt das mutige Tier mit dem Messer an, mit dem sie den Backstein losgebrochen hat, und fliegt dahin auf Tod und Leben, Kamschlacken zu. Der Mörder hat sich auf das andre Pferd geworfen und rast hinter ihr her. Schon sieht sie die Häuser, aber der Kerl ist ihr dicht auf den Fersen. Da schreit sie von fern: „Macht auf! macht auf!" und stachelt das Pferd immer kräftiger an.

Als die da drinnen Pferde heransprengen und dann das Mädchen rufen hören, da stürzen sie heran und reißen den Thorweg auf, und haben gerade noch Zeit, ihn hinter dem hereinsausenden Mädchen wieder zuzuschlagen, da hält der Verfolger schon draußen. Er fordert wild sein Pferd zurück. Aber das Mädchen ruft: „Nein, denn er ist ein Mörder!" Da droht jener, in drei Tagen das Gehöft anzuzünden, wenn sie ihm sein Pferd und sein Geld nicht zurückgeben. Als aber auch diese Drohung nicht fruchtet, reitet er wütend davon und hat sich nicht wieder blicken lassen.

Die mutige Magd war durch diesen Ritt reich geworden, denn der Mantelsack, der dem Schimmel aufgeschnallt war, enthielt eine große Summe Geldes, viele Ringe und andre Wertsachen. Den Schimmel verkaufte sie an den Förster.

80.

Hanskühnenburg.

Wer gut zu Fuß ist und einen tüchtigen Marsch liebt, der läßt sich von Herzberg nicht auf dem langen Umwege der Eisenbahn nach Klausthal fahren, sondern er steigt im lieblichen Lonauthale den „Acker" hinauf, freut sich hier auf der Hanskühnenburg oder dem in ihrer Nähe neuerdings errichteten Turme der herrlichen Aussicht und nimmt dann seinen Abstieg über Kamschlacken im oberen Söſethal.

Vor mehreren Hundert Jahren, als noch dichter Urwald den Acker und seine Einhänge bedeckte und Bären und Wölfe hier in Menge hausten, ritt eines Tages ein Bürger aus Herzberg, namens Hans Kühn, in jenem Thale hinauf. Da er gerade nichts zu fahren hatte, so wollte er seine Pferde auf

den Acker in die Weide bringen, denn die wilden Tiere hatten, so lange er denken konnte, noch niemals Menschen und Pferde angefallen, sondern sich mit Hirschen und anderm Wild, woran ja damals noch weniger Mangel war als heute, begnügt.

Aber gerade, als er in unmittelbarer Nähe der gewaltigen Felsgruppe war, die seitdem den Namen Hanskühnenburg trägt, stürzte sich ein Rudel hungriger Wölfe ihm entgegen und suchte die Pferde zu umzingeln. In seiner Angst sprang er vom Pferde und kletterte, seine guten Tiere sich selbst überlassend, den Fels hinan. Und auf der Höhe angekommen, sah er nun mit Entsetzen dem Kampfe der Pferde mit den blutgierigen Bestien zu. Vom Instinkt geleitet, hatten sich jene mit den Köpfen zusammengestellt und teilten mit ihren eisenbeschlagenen Hinterhufen so kräftige Schläge aus, daß mancher Räuber, der schon zum Sprunge ansetzte, wutheulend weiter zurückwich oder zuckend in das Baumgestrüpp flog, wo seine Kameraden ihn im Nu zerrissen und in Fetzen hinunterwürgten. Aber die Schar der Wölfe wuchs durch neuen Zuzug immer mehr, und die Pferde ermatteten allgemach, denn ihre Schläge waren nicht mehr so kräftig und wirksam wie zu Anfang, und in den Pausen, die ihnen die Bestien ließen, überflog ein Zittern ihre Flanken, als ahnten sie, daß sie bald unterliegen müßten.

Wie gern hätte Hans Kühn seinen treuen Tieren geholfen, in denen sein Reichtum bestand! Aber hilflos in weiter Einöde, mußte er für sein eigenes Leben zittern. Jetzt machten die Wölfe, wie auf Verabredung, einen allgemeinen Angriff von allen Seiten zugleich, und mußten sich auch einige wieder hinkend zurückziehen, so gelang es doch mehreren, den armen Pferden an die Gurgel und auf den Nacken zu springen, und nun lagen diese in wenigen Augenblicken zerrissen am Boden, und die Räuber hielten gierig ihr Mahl.

Werden sie sich nun entfernen, so daß Hans Kühn, der sich ganz still verhält, flüchtend ihnen entkommen kann? Wenn dieser solche Hoffnung gehegt hatte, so sah er sich bald schrecklich enttäuscht. Als wenn ihnen durch den leckeren Fraß der Hunger nur noch gewachsen wäre, so umkreisen und umstellen sie, den letzten Bissen noch im blutigen Rachen, die für sie unersteigliche Felsgruppe. Es wird Nacht, und die Belagerer weichen nicht vom Fleck. Es wird Tag, und noch immer leuchten die blutgierigen Augenpaare grünlich zu ihm hinauf. Er ruft in den Wald hinaus, bis seine Stimme versagt, aber er hört keine andre Antwort als das Knurren seiner ungeduldigen Feinde. Es wird zum zweiten Male Nacht, aber das Bild verändert sich nicht. Vor Hunger und Angst und Müdigkeit hält er sich kaum noch aufrecht, aber er darf nicht ruhen, nicht schlummern, nicht einen Augenblick, denn die entsetzlichen Tiere halten sich stets bereit, den Herunterstürzenden aufzufangen. Er flucht ihnen in heller Verzweiflung, aber zur Antwort heulen sie ihm sein Totenlied entgegen. Er ruft zu Gott: „Herr, höre meine Stimme!“ aber der scheint sein Ohr zu verschließen.

So kommt die dritte Nacht heran, und es wird ruhig in seiner geängsteten Seele: noch einmal wendet er sich an den Herrn in heißem Flehen und giebt sich ganz in dessen Willen. Will der ihn hier verhungern lassen, nun, so mag es geschehen! Den blutlechzenden Bestien aber will er sich nicht ausliefern.

Kaum hat er sein Gebet beendet, so rauscht es leise in den Wipfeln der Tannen, und eine große Eule läßt sich neben ihm auf den Felsen nieder. Sich schüttelnd, bringt sie ihr Gefieder in Ordnung und wendet sich dann an ihn in verständiger, menschlicher Rede. „Du unbesonnener Mensch“, sagt sie zu

ihm mit ihrer tiefen Stimme, „wie konntest du dich ohne Waffen in diese gefährliche Wildnis wagen! Sieh, eigentlich müßtest du zur Strafe für deinen Leichtsinn hier umkommen. Aber dein Gebet und das Flehen deines Weibes und deiner Kinder ist vor Gott gekommen, und er hat mich gesandt, dir Hilfe zu bringen. Nimm diese Rute", damit reichte sie ihm eine gewöhnliche Rute, die sie im Schnabel getragen und neben sich gelegt hatte, „und geh mit ihr mutig durch die Wölfe hin, so soll dir kein Leid geschehen." Damit fliegt sie fort.

Er glaubte dem Worte, und stieg, die schützende Rute in der Hand, mutig vom Felsen herunter, und die Wölfe wichen scheu zur Seite und ließen ihn ungehindert ziehen.

81.

Die Jungfer von der Hanskühnenburg.

Es ist nun schon manches Jahrhundert her, da mußte einmal ein Ritter vor seinen Feinden flüchten. Er rettete sich in den Harz und fand Zuflucht zwischen den wilden Klippen des „Ackers". Bald gesellten sich andre Flüchtlinge und Gesindel mancherlei Art zu ihm, und mit ihrer Hilfe konnte er nun seine Feinde überfallen und züchtigen. Dann erbaute er sich auf dem fast unersteiglichen Felsen eine Burg und ängstigte von hier die Gegend weit und breit. Weil er den Raub so verwegen trieb, nannte man ihn Hans den Kühnen. Nun aber ist sein Schloß in die Klippe verwünscht, die noch heute seinen Namen trägt.

Einst kam in der Nacht ein Köhlerjunge in die Nähe der Hanskühnenburg. Da sah er unten am Fuße der Klippe eine Jungfrau in weißem Kleide, ein großes Bund Schlüssel in der Hand. Die winkte ihm schweigend dreimal; aber die Furcht hielt ihn ab, näher zu treten. Als sie zum dritten Male gewinkt hatte und sah, daß er nicht kommen wollte, da seufzte sie tief und verschwand in einer Thür, die sich vor ihr im Felsen öffnete. Am andern Morgen erzählte der Köhlerjunge seinem Vater, was ihm begegnet war; da tadelte ihn der und sagte: „Du hättest ihr nachgehen sollen! Das ist die verwünschte Schloßjungfer gewesen. Und dir war der Schatz zugedacht, der in der alten Burg liegt."

In der nächsten Nacht ging der Junge wieder nach der Hanskühnenburg, aber die Jungfer ließ sich nicht wieder sehen.



82.

Der wilde Jäger am Rehberge.

Es ist eine großartig schöne Partie des Oberharzes: der Hahnenklee (d. i. die Auerhahnklippe) mit seinen dunklen Tannen und der Rehberg mit seinen wild zerrissenen und jäh abstürzenden Granitfelsen; und wer sie auf dem aus festem Granitgrus gebildeten Wege den Rehbergergraben entlang durchwandert, kann sich wohl in das Alpenhochland versetzt glauben.

Vor Hunderten von Jahren war hier eines wilden Jägers liebster Aufenthalt, und selbst am Tage des Herrn störte er hier den sabbatlichen Waldesfrieden. Einst, als er es wieder gar arg trieb, ermahnte ihn ein Einsiedler,

der seine Klause am Fuße der Rehberger Klippen hatte, gerade da, wo diese am höchsten hinaufragen, von seinem tollen und sündlichen Treiben abzulassen. Aber der wilde Jäger verhöhnte den frommen Klausner und trieb seine blutgierige Meute nur um so kräftiger vor, ein weißes Reh zu verfolgen, das drüben am Berge stand.

In Todesangst flüchtete das arme Tier auf die höchste Zinne der Klippe, und da ihm beim Heranbrausen der wilden Jagd kein andrer Ausweg blieb, so wagte es den gräßlichen Sprung in den schrecklichen Abgrund. Aber unversehrt langte es unten an und suchte Schutz in der Klause des Einsiedlers. In blinder Wut stürzte die wilde Jagd ihm nach, und zerschmettert lagen im nächsten Augenblicke Jäger und Roß und Hunde vor den Füßen des Klausners.

Seitdem jagt um Mitternacht die wilde Jagd in dieser Gegend. Wütende Jäger rennen durch das Klippengewirr, mit ihnen Riesen und Zwerge und allerlei Höllengraus. Die Klippe aber heißt nun Rehbergerklippe bis auf den heutigen Tag.



83.

Wie ein Gespenst und Bösewicht entlarvt wird.

In den Andreasberger Gruben fördert man noch heutzutage ein wertvolles Silbererz, das nach seinem Glanze Rotgülden heißt. Früher war es indes viel häufiger, und der Bergbau in Andreasberg blühte deshalb in den Zeiten, in denen man viel solcher Nester fand.

Da es so außerordentlich hohen Wert hat — denn es liefert etwa 65 Prozent reines Silber — so mußten sich zu der Zeit, aus welcher ich hier erzähle, die Bergleute bei ihrer Ausfahrt aus der Grube im Gaipel untersuchen lassen, ob sie auch nicht Stücke dieses Erzes in ihren Taschen hatten. Auffälligerweise kamen damals ungewöhnlich viele Bergleute, und zwar immer solche, welche die Nachtschicht hatten, zu Tode; sie lagen stets am Morgen zerschmettert tief unten im Schachte, und es hielt oft schwer, ihre Gebeine zusammenzufinden.

Das gehe nicht mit rechten Dingen zu, meinte man allgemein, und zwei beherzte Bohrhäuer beschlossen, alles aufzubieten, um der Sache auf den Grund zu kommen. Ihre schweren Bohrer und wuchtigen Fäustel als Wehre zur Hand, warteten sie schon mehrere Nächte der unbekannten Gefahr. Heute hatten sie nun besonders reiche Nester angetroffen, und der Steiger hatte sich vorhin über den großen Haufen Rotgülden an ihrer Arbeitsstätte gefreut. Da plötzlich, es war genau um die Mitternachtsstunde, also zu der Zeit, wo abergläubische Menschen sich fürchten, nahte die Entscheidung. Es erhob sich auf ihrer Strecke ein entsetzliches Gebrüll und Getöse, und wütend stürzte ein wilder Ochse auf sie ein. Doch sie gingen dem Untier mit ihren Bergmannswaffen dermaßen zu Leibe und bearbeiteten ihm das Fell so kräftig, daß das Gebrüll sich allmählich in eine klagende menschliche Stimme verwandelte, die flehentlich um das Leben bat. Da rissen sie die Ochsenhaut herunter, und vor ihnen stand, arg zerschlagen und zerschunden, ihr Steiger Calvör. Er war der Bösewicht, der die armen Bergleute, deren Arbeit guten Erfolg gehabt hatte, mit seiner Ochsenhaut, die er am Tage irgendwo im Schachte verborgen hielt, in Schrecken setzte, auf der Flucht durch die Stollen erschlug und dann

in die Tiefe stürzte; hinterher hatte er das Erz bei Seite geschafft und zu seinem Nutzen heimlich verkauft.

Jetzt bot er den beiden Häuern Geld, wenn sie ihn gehen ließen und nichts erzählten. Darin aber hatte er sich verrechnet. Sofort brachten sie die Sache beim Bergamte zur Anzeige; doch als man ihn festnehmen wollte, hatte er sich in den Schacht gestürzt. So endete der Mann, den seine Habgier zum Diebe und Mörder gemacht hatte, durch feigen Selbstmord.



84.

Meide auch den bösen Schein.

Zur Zeit der Blüte des Andreasberger Bergbaues schütteten einmal die beiden Gruben „Großer Johann" und „Goldener Altar" die reichsten Silbererze. Der Steiger, der über sie gesetzt war, lieferte nicht alles Erz, das gewonnen war, ab, sondern er legte eine Anzahl der reichsten Stufen bei Seite. Er sah nämlich voraus, daß die Ergiebigkeit der Gruben abnehmen würde, dann wollte er in ungünstigen Jahren jene Stufen hervorholen und damit auch in solchen Zeiten Ausbeute und Fortbestand der Grube sichern.

Jene Erzstufen wurden aber entdeckt und der Steiger auf frischer That dabei betroffen. Der Veruntreuung angeklagt, legte er vor Gericht seine Absicht dar, konnte jedoch damit vor den Richtern kein Gehör finden und wurde zum Tode verurteilt.

Man führte ihn auf den Richtplatz hinaus und hieß ihn niederknieen zum letzten Gebet, und der Scharfrichter legte unter seinem roten Mantel schon die Hand an das Schwert. Da bat er um die Gunst, noch einmal reden zu dürfen: „Ich habe unbesonnen, doch nicht unehrlich gehandelt", so sprach er, „so gewiß bin ich unschuldig, wie mein Blut sich in Milch verwandeln wird, und die beiden Gruben eingehen werden. Sie werden erst dann wieder Erze liefern, wenn in dem gräflichen Hause, dem sie gehören, ein Sohn mit Glasaugen und Rehfüßen geboren wird; stirbt dieser aber bald nach der Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet." Da winkte der Richter, und der Scharfrichter führte geschickt seinen Hieb. Doch sieh, sowie das Haupt herabflog, sprangen aus dem Rumpfe statt des roten Blutes zwei schneeweiße Milchströme in die Höhe. Und jeder bedauerte den Mann, den sein gutgemeintes, aber unüberlegtes Thun den Tod gebracht hatte, denn die Richter hatten nicht anders urteilen können.

Der Erzreichtum der beiden Gruben war erschöpft, wie es der Steiger vorhergesehen hatte; sie wurden deshalb bald danach völlig eingestellt. Nun wurde allerdings nach einiger Zeit ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber da er gleich nach der Geburt starb, so ist keine Aussicht auf Wiederaufnahme jener Gruben.



85.

Ein hundertjähriger Schlaf.

Vormals fand allgemein die Beichte schon am Sonnabend statt, nicht, wie vielfach jetzt, erst am Sonntag unmittelbar vor dem heiligen Abendmahl,

und es war ein guter Brauch, daß kein Bergmann zwischen Beichte und Kommunion noch einmal anfuhr, damit er seine Gedanken allein auf eine würdige und gesegnete Abendmahlsfeier richten konnte.

Nun war einmal ein Bergmann, den jammerte es um die paar Groschen, die er dadurch eingebüßt hätte, und er fuhr deshalb nach beendigter Beichte sogleich wieder ein. Aber kaum war er vor Ort angekommen, so stürzte der Schacht zusammen. Da lag er nun in dunkler Tiefe begraben. Denn nur um seine Leiche heraufzuholen, dazu konnte man nicht zwei bis drei Jahre arbeiten; so langer Arbeit hätte es nämlich mindestens bedurft zur Aufmachung des Schachtes.

Später teufte man in der Nähe einen neuen Schacht ab, und gerade hundert Jahre nach diesem Schachtbruch gelangten die Bergleute auf die durch ihn von der Oberwelt abgesperrte Strecke. Da fanden sie auf dem Gange einen Bergmann mit einem wunderbar langen Barte, und als sie um ihn herumstanden und sich darüber stritten und unterredeten, ob er schlafe oder tot sei, da that er seine Augen auf und fragte: „Sind meine Bohrlöcher schon losgegangen? Dann muß ich nun zum Nachtmahl gehen.“ Sie antworteten: „Heute ist kein Sonntag und kein Gottesdienst.“ Er aber blieb dabei: „Ei freilich, gestern habe ich gebeichtet und heute gehe ich zum Abendmahl.“

Da führten sie ihn aus der Grube hinaus in die Kirche und holten den Pastor. Der kannte des Bergmanns Namen und seine Geschichte schon aus den Kirchenbüchern, denn damals waren diese zugleich auch eine Chronik der Stadt und des Bergbaues, und er reichte ihm willig das heilige Mahl. Und es war für den Bergmann die letzte Wegzehrung, denn kaum hatte er es empfangen, so brach er zusammen und ward ein Häuflein Asche.



86.

Die Zwerge in der Jettenhöhle.

Etwa in der Mitte zwischen Osterode und Herzberg liegt an der Landstraße das Wirtshaus Papenhöhe. Wendet man sich hier südlich, so erreicht man nach einigen Minuten das Gut Düna und wieder nach einigen Minuten die Jettenhöhle.

Hier wohnten vor langer Zeit Zwerge, die den Feldfrüchten in der ganzen Umgegend vielen Schaden zufügten. Ein Mann aus Hörden (das östlich von der Jettenhöhle liegt) hatte bei der Höhle selbst ein Erbsenfeld, das beraubten sie der Früchte und zertraten es dabei völlig. Da wurde er ärgerlich und drohte, den Thäter, wenn er ihn ertappe, hart zu bestrafen. Ein andrer Mann aber sagte ihm, dies thäten die Zwerge, welche in der Jettenhöhle wohnten, und da könnte ihm all sein Drohen und Schelten nichts helfen, denn die setzten ihre Nebelkappen auf und könnten dann nicht gesehen werden; er möchte lieber eine lange Stange nehmen und damit auf dem Felde hin und her schlagen.

Das that er denn auch, und da ward auf einmal ein Zwerg sichtbar, dem er die Nebelkappe vom Kopfe geschlagen hatte. Nun sah der Bauer, wie der Zwerg auf den Knieen saß und einen Beutel umgehängt hatte, der schon wieder voll Erbsschoten war. Zornig eilte er zu ihm hin, schalt ihn heftig und wollte ihn schlagen. Der Zwerg aber fing an zu bitten und sagte: „Gieb dich nur zufrieden; ich will den Schaden schon wieder gutmachen. Komm

nur morgen wieder an diese Stelle, dann soll hier ein Sack für dich bereit stehen.“ Da erbarmte sich der Bauer des armen Wichtes und ließ ihn gehen.

Als er am andern Tage wieder auf die Stelle kam, fand er den versprochenen Sack vor, aber dieser war bis oben mit nichts als alten Eisenstücken gefüllt. Da hielt er sich für betrogen und sagte für sich: „Was soll ich mit dem alten Eisen anfangen?“ Aber er nahm ihn doch mit nach Hause, und das war sein Schaden nicht, denn als er ihn nun wieder öffnete, war alles Eisen in Gold verwandelt.



87.

Die Engelglöcklein.

Nicht weit von Herzberg liegt in der Richtung nach Osterode an der Sieber der sog. Hausberg. Die Sage meint, daß hier ehemals ein Nonnenkloster gestanden habe, und weiß folgendes davon zu erzählen.

In einem der vielen Kriege, die den Harzrand im Mittelalter umtobten, erschien eine wilde Kriegerhorde auch vor diesem Kloster und begehrte Einlaß. Wie ihr Anführer sagte, wollten sie sich mit Speise und Trank begnügen. Die Äbtissin aber und die Nonnen wußten wohl, was ihrer wartete, wenn sie das Thor öffneten, daß ihnen Schmach und Mißhandlung, dem Kloster Plünderung und Verwüstung, der heiligen Stätte Entweihung bevorstand; und sie ließen sich deshalb von freundlichen Worten nicht bethören.

Das Kloster lag einer Festung gleich auf dem Berge und hatte hohe Mauern und feste Thore. Zu einem Angriff auf dasselbe fehlten der Horde aber Sturmleitern und Böcke und sonstiges Kriegsgerät. So beschlossen sie denn, die Klosterleute durch Hunger zur Übergabe zu zwingen.

Das wäre ihnen auch beinahe gelungen, denn im Kloster sah es in jenen bösen Zeiten gar dürftig aus, und die Bauern, die sonst Lebensmittel zutrugen, konnten nicht hinein.

In ihrer Herzensangst wandten sich die frommen Schwestern an den, der aus aller Not, auch wenn uns Menschen kein Ausweg mehr vorhanden zu sein scheint, zu retten vermag. Äbtissin und Nonnen lagen in ihrer Kapelle vor Gottes Altare auf den Knieen und riefen den Herrn mit heißen Thränen an, sie vor Schmach und Schande und ihr Kloster vor Beschädigung zu schützen. Und während sie noch also mit dem Herrn redeten, flatterte eine Taube durch das Fenster herein mit einem Körbchen im Schnabel und setzte dieses auf den Altar.

Die ehrwürdige Äbtissin stand auf und schritt, während die thränenerfüllten Blicke aller ihrer Jungfrauen erwartungs- und hoffnungsvoll ihr folgten, dem Altar zu und fand in dem Körbchen zwei Glöckchen, ein goldenes und ein silbernes. Sie nahm das goldene heraus, da ließ es einen wunderbar lieblichen Ton erklingen, und, wie auf diesen Ruf, erschien ein Engel und fragte: „Was wünschest du?“ „Schutz vor unsern Bedrängern!“ stammelte erschrocken und freudig zugleich die Vorsteherin. Der Engel hielt ein goldenes Stäbchen in seiner Hand, damit schlug er jetzt auf die Erde, da öffnete sich ein Gang in den Kalkfelsen des Hausberges hinunter, und vertrauensvoll folgten die Jungfrauen dem voranschreitenden Engel auf seinen Wink. Bald standen sie in einer weiten, von Hunderten von Wachskerzen erleuchteten Grotte, und der Engel verschwand. Auf einer Seite war ein Altar an-

gebracht, da warfen sich nun die vor Freude weinenden Nonnen auf die Kniee, um Gott zu danken, der durch seine Engel denen aushilft, die ihn fürchten.

Nun schauten sie sich in ihrer Zufluchtsstätte näher um und sahen auf einer andern Seite derselben eine große Anzahl Betten, auf der dritten eine Reihe gedeckter Tische. Es ist alles da, Schüssel und Teller, Messer und Löffel, nur leider nichts zu essen, und es hungerte sie doch so unerträglich. Da berührt die würdige Klostermutter von ungefähr das Körbchen, so daß das silberne Glöckchen darin erklingt, und in demselben Augenblicke werden zwei Engel sichtbar, um nach ihrem Begehr zu fragen. Kaum haben sie die Bitte um Nahrung vernommen, so besetzen sie auch schon die Tische überreichlich mit guten Speisen und erquickenden Getränken. Ebenso thun sie auch an den folgenden Tagen.

Die rohen Kriegsknechte liegen nun schon sieben Tage vor den Klostermauern und warten voll Ungeduld auf die Öffnung des Thores. Da beschließen sie, das Kloster in Brand zu setzen, aber die Engel löschen alle Feuerbrände, die sie hineinschleudern. Nun versuchen sie, das Kloster zu ersteigen, aber alle ihre Anstrengungen sind umsonst. So müssen sie denn die erhoffte Beute fahren lassen und schimpflich die Belagerung aufgeben.

Und mit Dank gegen Gott nahmen die Nonnen wieder von ihrer alten, lieben Heimstätte Besitz.

88.

Der Freudenstein.

Von den Klippen, die das Schloß Herzberg tragen, führte eine Jahrhunderte hindurch — man weiß jetzt nicht mehr, welche — den Namen Freuden- oder Fräuleinstein.

Der Herzog Wilhelm von Celle, dem auch das Herzogtum Grubenhagen (Einbeck, Salzderhelden, Herzberg, Lauterberg, Osterode, Klausthal, Altenau, Andreasberg u. a.) zugefallen war, hatte sieben Söhne hinterlassen. Wurden die Lande unter sie geteilt, so erhielt jeder nicht gar viel, und die kleinen Herzogtümer hatten dann die Kosten von sieben Hofhaltungen und sieben Regierungen zu tragen. Da schlossen die Brüder in hochherziger Weise folgenden Vertrag. Um die bisher üblich gewesene Zersplitterung und die dadurch bedingte Verarmung des Landes zu verhüten, sollte nur einer von ihnen sich standesgemäß vermählen, und dieser durch das Los bestimmt werden; die übrigen wollten im Privatstande leben. Ganz Europa pries solche fürstliche Hochherzigkeit, und als dem Papste davon gesagt wurde, wollte er es zuerst nicht glauben.

Der älteste Bruder, Prinz Ernst, starb; so losten nur sechs Brüder. Fünf silberne und eine goldene Kugel lagen im Fürstenhute; Prinz Georg, der jüngste, zog die goldene. Er war bereits heimlich mit der Prinzessin Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt verlobt, und während das Los darüber entschied, welcher von den Brüdern der Stammvater der künftigen Regenten sein sollte, saß sie in banger Erwartung auf einem Felsen unterhalb der Burg. Als Georg nun die goldene Kugel in der Hand hielt, war er anfangs fast starr vor schreckhafter Freude, dann aber stürmte er aus dem Thore und begrüßte seine Braut bei dem Kalkblock als künftige Fürstin. Und davon bekam der Felsen den Namen Freuden- oder Fräuleinstein.

Einige erzählen, Herzog Georg habe erst bei dieser Begrüßung erfahren, daß die von ihm Erwählte eine Prinzessin und damit ihm ebenbürtig war.

89.

Das Männchen im Schloßberge.

Neben dem Herzberger Schloßberge stand ein großes Haus, darin wohnte nach dem Tode ihrer Eltern eine ältere Jungfrau ganz allein. Zu der kam oftmals ein Zwerg und bat um Essen, und mitleidigen Herzens speiste sie den Hungrigen jedesmal. Da lud er sie eines Tages, als er sich wieder bei ihr gesättigt hatte, ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Er führte sie in den Schloßberg hinein, durch einen langen, höhlenartigen Gang in einen Keller und aus diesem in eine Küche. Hier lag in einer Ecke ein großer Haufen Kohlen, und der Zwerg bat sie, sich eine Schürze voll davon mitzunehmen. Um den Zwerg nicht zu betrüben, that sie es und schüttete die Kohlen unter ihren Feuerherd. Als sie nun später Feuer anzünden wollte, hatten sich die Kohlen des Zwerges in Gold verwandelt.

Die Zwerghöhle im Schloßberge aber hat man später nicht auffinden können.



90.

Die unverweste Leiche.

In Herzberg wohnte einst ein Kaufmann, der einen schwungvollen Handel mit Stahl trieb. Einmal bekam er aus London für eine Tonne Stahl aus Versehen eine Tonne Gold zugeschickt, und als bald nachher Nachfrage geschah, verschwur er sich, er wollte nicht verwesen, wenn in der Tonne Gold gewesen wäre.

Und er ist wirklich nicht verwest. Nachdem er schon zwanzig bis dreißig Jahre in der Erde gelegen hatte, und sein Sarg schon ganz verfallen war, wurde er unversehrt wieder ausgegraben und in das Haus gebracht, in dem die Totenbahren stehen. Da wurde er mehrmals den Leuten vor das Haus gestellt, um sie zu erschrecken, und es ward so viel Unfug mit ihm getrieben, daß man beschloß, der Sache ein Ende zu machen, und ihn an das Museum zu Göttingen zu schicken. Da steht er nun, wenn man die Museumstreppe heraufkommt, gleich am Eingange.



91.

Der Ochsenpfuhl.

Von den Erdfällen bei dem Flecken Herzberg war einer der merkwürdigsten der jetzt ausgefüllte Ochsenpfuhl an der Ostseite des Schloßberges. Nur durch verborgene Grundquellen gespeist, übergab er sein Wasser einer dunklen Feldschlucht, in der es auf immer verschwand.

Den Namen des Erdfalls erklärt folgende Sage.

Vor Hunderten von Jahren lag an der Stelle des Ochsenpfuhls eine Wiese, auf der die Volksfeste gefeiert wurden. Einst tummelte sich dort am zweiten Ostertage die Jugend in munterem Spiel und Tanz. Da wurde die Lustbarkeit jäh gestört: ein ungeheuer großer schwarzer Ochse stürzte, von einer Schar Knaben verfolgt, auf den Festplatz. Alles stob in wilder Flucht auseinander, und jeder suchte das Zelt oder einen Zaun zu erreichen. Das

wütende Tier schien sich aber um die Menschen gar nicht zu kümmern; mit schrecklichem Gebrüll tobte es auf der Wiese umher, versuchte seine Hörner an den nächsten Baumstämmen und machte endlich mitten auf der Wiese Halt. Hier bohrte er seine Hörner tief in den Boden, warf, mit den Füßen scharrend, Erde und Gestein weit hinter sich und stieß dann wieder, vor Wut brüllend, die Hörner in die entstandene Höhlung. Plötzlich prallte der Ochse erschrocken zurück: vor ihm schoß aus dem aufgeworfenen Boden ein dicker Wasserstrahl meterhoch empor, und bald bildete sich rings um ihn eine klare Wasserfläche. Da trank der nun besänftigte Stier in langen Zügen und zog sich dann vor den steigenden Wassern langsam zurück, ließ sich nun auch geduldig fangen und hinwegführen.

Die Lustbarkeit des jungen Volkes war aber für immer gestört. Die vom Ochsen freigelegte Quelle sprang unaufhörlich in gleicher Mächtigkeit, und nach wenig Tagen glich die frühere Wiese einem See. Schon fürchteten die Anwohner auch für ihre Grundstücke, da hörte das Wasser auf rätselhafte Weise auf zu steigen; es hatte sich einen Abfluß gebahnt durch die erwähnte Felsschlucht am Fuße des Schloßberges.



92.

Die Steinkirche.

Westlich von der Einhornhöhle bei Scharzfeld liegt auf einer felsigen Höhe die Steinkirche, eine 50 Schritt lange und durchschnittlich 17 Schritt breite Grotte mit einer in den Felsen gehauenen Kanzel, einer Erhöhung für den Altar, einer einst verschließbaren Spitzbogennische für den Weihwasserkessel und einer Lichtöffnung in der Decke. Wie die zur Aufnahme des Gebälks in den Fels gehauenen Löcher beweisen, war der Rasenplatz vor der Höhle einst überbaut und bildete, wie auch die Lage der Kanzel zeigt, das Schiff der Kirche.

Nach dem Urteile Sachverständiger stammt die Steinkirche aus dem achten, spätestens aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts und ist somit das älteste Denkmal des Christentums in diesen Gegenden.

Die Sage führt ihre Anlage auf Bonifatius, den Apostel der Deutschen, zurück.

Einst, so erzählt sie, waren die heidnischen Sachsen der Umgegend auf diesem ihnen heiligen Felsen versammelt, um ihrem Gotte Wuotan blutige Opfer zu bringen. Da trat plötzlich der kühne Missionär mitten unter sie, redete in mächtig ergreifenden Worten von der Ohnmacht ihrer Götzen und der Allgewalt und Herrlichkeit des lebendigen Gottes und ergriff, um ihnen die Göttlichkeit seiner Sendung zu beweisen, eine hölzerne Axt und begann mit dieser den Felsen auszuhöhlen. Und siehe! das harte Gestein wich unter dem schwachen Werkzeuge wie weiches Wachs. Da fielen die trotzigen Sachsen auf ihre Kniee und ließen sich in der nahen Oder taufen.



93.

Venediger und der Förster aus Scharzfeld.

Einst ging der Förster von Scharzfeld am Johannistage durch den Wald, da traf er in einem jungen Bestande drei ihm völlig unbekannte Männer,

welche die Erde aufwühlten und dadurch großen Schaden anrichteten. Schon wollte er es ihnen mit derben Worten verweisen; aber als sie sich ruhig umkehrten, kamen sie ihm so ehrfurchtgebietend vor, daß er sie nur höflich darauf aufmerksam machte, es werde durch ihr Scharren und Graben manches junge Bäumchen vernichtet. Darauf erklärten sich die Venetianer — als solche wiesen sie sich aus — zu vollem Schadenersatze mit dem Bemerken bereit, daß sie an keiner andern Stelle als hier die Steine fänden, deren sie für ihre Zwecke bedürften. Durch ihre Höflichkeit und Liebenswürdigkeit gewannen sie den biedern Förster dermaßen für sich, daß er ihnen das Losscharren des Gesteins gestattete und in bestem Einvernehmen von ihnen schied.

So verging eine ganze Reihe von Jahren, und jedesmal am Johannistage traf der Förster die Fremden an jener Stelle und unterhielt sich freundlich mit ihnen. Einstmals aber suchte er sie vergeblich. Vielleicht, so dachte er, haben sie sich nur verspätet und kommen noch. Er beschloß deshalb, auf sie zu warten, und streckte sich unter einem Baume nieder. Ehe er sich's aber versah, war er eingeschlafen.

Als er wieder aufwachte, sah er sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend, und unmittelbar vor ihm lag ein wundervolles, stolzes Schloß. War er seiner Sinne nicht mächtig? oder spiegelte ihm ein Zauber ein Trugbild vor? Er betete ein Vaterunser, aber nichts änderte sich an dem Bilde. Während er noch grübelte und sann und das Rätsel nicht lösen konnte, öffnete sich die vergoldete Gitterthür des Schloßgartens, und ein reichgekleideter Mohr trat an den erstaunten Förster heran und lud ihn durch einen Wink ein, ihm zu folgen.

Etwas zaghaft schritt er dem Neger nach durch den herrlichen, mit kunstvollen Standbildern geschmückten Garten zu dem großartig schönen, in fremdartigem Stile erbauten Schlosse. Sie stiegen eine mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf und traten in das Innere ein. Da kleideten schön gewirkte Decken die Wände, und überall luden schwellende Polster zur Ruhe ein. Nun ließ der Mohr den von so viel Pracht halb betäubten Förster durch eine Flügelthür in einen großen Saal eintreten, und welche Überraschung! an den Wänden ringsum standen allerlei Jagd- und andre Tiere in Lebensgröße, in feinem Golde der Natur treu nachgebildet.

Während er sie noch staunend betrachtete, öffnete sich eine andre Thür, und es traten die drei Männer herein, welcher er heute vergeblich im Walde bei Scharzfeld erwartet hatte. Freundlich reichten sie ihm die Hand zum Willkommen, fragten ihn, ob es ihm hier gefiele, und welches Stück der Tiersammlung er zu haben wünschte: da bezeichnete er einen schönen Hirsch in Lebensgröße.

Dann ergriff einer der Venetianer das Wort und sprach zu ihm also: „Ihr wißt, wie wir drei lange Jahre hindurch in den Harz gekommen sind, um von dort Gestein von hohem Werte zu holen, das ihr unerfahrenen Deutschen aber nicht zu schätzen wißt. Jetzt haben wir des Reichtums genug, und wir werden niemals wieder dorthin kommen. Ihr seid uns stets mit soviel Nachsicht und Freundlichkeit begegnet, daß wir uns nicht vom Harze zurückziehen können, ohne uns von Euch mit herzlichem Danke zu verabschieden. Deshalb haben wir gewünscht, Euch einmal bei uns zu sehen und zu bewirten. Und nun folgt uns!“ Seinen Wirten folgend, gelangte der Förster in das Speisezimmer, in dem es von Gold und Silber glänzte. Die herrlichsten Speisen und feurige Weine berühmter Jahrgänge wurden aufgetragen, und unser Harzer ließ es sich bestens schmecken und wurde fröhlich mit seinen alten Bekannten.

Erst spät in der Nacht standen sie von der Tafel auf, und der Förster schlief unter den Seidendecken seines Bettes bald fest ein.

Als er wieder erwachte, lag er unter der schattigen Buche in seinem Forste, und nach dem Stande der Sonne zu schließen, konnte er nur wenige Stunden geschlafen haben. „Das war ein wunderlicher Traum!" sagte er zu sich und rieb sich die Augen. Aber wie? da stand ja der goldene Hirsch und blickte mit seinen Demantaugen den Förster an, als wenn er lebte. Eiligst rief er seine Leute herbei und brachte mit ihrer Hilfe das schwere Tier nach Hause. Viele kamen in nächster Zeit, den Wunderhirsch sich anzusehen, und als der Herzog davon hörte, beredete er den Förster, ihm denselben für seine Kunstkammer zu verkaufen. Wenn er nicht abhanden gekommen ist, muß er sich da noch heute befinden.

Von den drei Venedigern hat man nie wieder etwas gesehen oder gehört.



94.
Das Glockenhaus von Lauterberg.

Im Harze ist in manchen Orten (z. B. in Andreasberg und Lerbach) der Glockenturm nicht mit der Kirche verbunden, sondern steht für sich auf einem Berge. So war es ehemals auch in Lauterberg.

Als sie dort die erste Kirche erbauten, machten sie allerlei Versuche mit dem Glockenhäuschen, aber sie konnten keine Stelle ausfindig machen, von wo man das Geläut in allen Teilen des Fleckens hören konnte. Endlich brachten sie es auf den hohen Kummel, von dem man ganz Lauterberg zu übersehen vermag. Aber trotzdem entsprach auch dieser Platz keineswegs der Erwartung. Da es inzwischen Abend geworden war, so gab man die Versuche einstweilen auf.

Am andern Morgen aber stand das Glockenhaus auf dem Hausberge (auf dem ehemals die Burg Lutterberg gelegen war), und nun konnte man das Geläut in allen Häusern wundervoll hören. Unsichtbare Geisterhände hatten das Häuschen dorthin getragen.



95.
Der Ritter im Hörterthal.

Vom Thale der Sieber greift in den Knollen bei Lauterberg das schmale Hörterthal hinein. Von diesem wird folgende Sage erzählt.

Vor langen Jahren stand in dem einsamen Hörterthale eine einfache Waldhütte; darin wohnte ein junger Ritter, den namenloses Unglück aus seiner Heimat vertrieben hatte, mit seiner Gattin. Der Herr des Waldes, mit dem er bekannt geworden war, übertrug ihm die Aufsicht über die benachbarten Forsten, und in der stillen Thätigkeit als Förster suchte der frühere Ritter die heimatliche Burg und die ihm widerfahrenen Unbilden zu vergessen.

Seit einiger Zeit stellte er einem Kapitalhirsch nach, der sich seinem Schusse immer zu entziehen wußte. Doch jetzt hatte er mit vieler Mühe den Wechsel des stattlichen Tieres erkundet und legte sich am günstigen Orte mit seiner Armbrust auf die Lauer. Lange wartete er hier vergeblich, nun aber knackten die dürren Äste, und die Büsche rauschten: da schwirrte auch schon die Sehne,

und dem Pfeile nach sprang der Förster, um mit dem Hirschfänger dem zu Boden gestürzten Hirsche den Garaus zu machen. Aber welch tödlicher Schrecken ergriff ihn, als er an der Stelle, wo er die Jagdbeute suchte, seine Gattin bleich und unbeweglich am Boden liegen sah! Weit in die Büsche schleuderte er die Armbrust und eilte verzweifelnd zu der treuen Lebensgefährtin, um zu sehen, ob ihr denn nicht mehr zu helfen wäre. Da schlug sie die Augen auf, lächelnd und unversehrt. Sein Pfeil hatte nur eine große Eule durchbohrt, die, von ihren Schritten aufgescheucht, gerade im Augenblicke des Schusses an ihr vorübergeflattert war.

Dem Herrn für seine wunderbare Bewahrung dankend, kehrten sie Hand in Hand in ihr Häuschen zurück. Und da die Verhältnisse in der Heimat sich inzwischen geändert hatten, so konnte der Ritter seine Gattin, die so willig sein Ungemach mit ihm geteilt hatte, bald auf die väterliche Burg führen.



96.

Der Römerstein.

Am leichtesten täuscht der Römerstein, wenn man vom Wiesenbecker Teiche bei Lauterberg über die Hohethür zum Ravenskopfe hinaufsteigt; aber auch auf jeder andern Seite muß man schon recht nahe kommen, um zu erkennen, daß man keine Burgruine vor sich hat.

Es ist eine wunderbare Bildung schwarzer, zackiger Felsen auf einem von fruchtbaren Ackerfeldern umgebenen kegelförmigen nackten Hügel; und keine andre Felspartie im ganzen Harze hebt sich so scharf und doch so düster von seinem Hintergrunde ab, denn den Römerstein umziehen auf der dem Gebirge zugewandten Seite fast halbkreisförmig blendend weiße Alabasterfelsen.

Zwei Reiche stießen einst hier mit ihren Grenzen zusammen, das der Riesen und das der Zwerge. Diese wohnten in den Höhlen der Nachbarschaft, namentlich unter dem Sachsenstein; jene türmten aus Furcht vor den klügeren kleinen Nachbarn aus gewaltigen Felsblöcken die Grenzburg auf, deren Trümmer eben der Römerstein heißen. Da ließ der Zwergkönig zur Gegenwehr der Riesenfeste gegenüber jene unübersteigliche Wand von glattem Alabaster aufführen.

Einst durchschweifte ein blühender Riesenjüngling den benachbarten Harzwald, um einen Hirsch oder einen Eber zu erlegen. Da fand er unter einem Baume eine liebliche Jungfrau schlafend, Ruma, des Zwergkönigs jüngste Tochter. Staunend und sie bewundernd blieb er stehen, du schlug sie die Augen auf und floh im nächsten Augenblicke der väterlichen Wohnung zu. Doch Romar — so hieß der Jüngling — sprach ihr freundlich und ehrerbietig zu; so blieb sie stehen und fand bald Gefallen an der Unterredung mit ihm. Nun trafen sich die beiden, ohne zu wissen und zu ahnen, daß sie feindlichen Völkern angehörten, noch oft auf dem Grenzgebiete, um mit einander zu plaudern; und als Romar sie nach einiger Zeit zur Gemahlin begehrte, sagte die Jungfrau ihm gern ihre Hand zu, doch wies sie darauf hin, daß ihr Vater zur Zeit in den fernsten Gegenden seines Gebietes weile, und an seine Rückkehr vorerst nicht zu denken sei. Da er aber ihr, seinem Lieblingskinde, noch niemals einen Wunsch abgeschlagen habe, so sei sie seiner Zustimmung gewiß; und in dieser Hoffnung wurde sie Romars Gattin.

Nichts störte das Glück des jungen Paares, und die Jahre flossen ihnen rasch und unmerklich dahin. So saßen sie eines Tages traulich beisammen

und freuten sich des Spieles ihres munteren Knaben, den Ruma auf dem Schoße hielt, da stand plötzlich der Zwergkönig vor ihnen. Bleich war sein Antlitz, weiß wie die Gips- und Alabasterfelsen seiner Burgen erglänzten sein Bart und sein Hauptthaar; vom Scheitel war ihm eine Krone der reinsten Kristalle gleichsam emporgeschossen, und das lang herabfließende Gewand aus Asbest umschloß ein Gürtel aus Kalkspat. Zornig rollten seine kleinen Augen unter den buschigen, grauen Brauen, als er in dem Gemahl seiner Tochter einen Sohn des Riesenlandes erkannte; und ohne auf die redlich gemeinte Rede desselben, auf die flehentlichen Bitten der ihm früher so lieben Tochter zu hören, rief er durch ein Zeichen ganze Scharen dienstbereiter Zwerge herbei und befahl den einen, seine Tochter samt dem Knaben in seine Wohnung zu schleppen, den andern aber, den verhaßten Romar über die Grenze des Zwergreiches zu peitschen.

Zu Hause angekommen, forderte er dann wutentbrannt von seiner Tochter, daß sie sich für immer von ihrem Gatten lossage; und als sie sich standhaft weigerte, das Gelübde der Treue zu brechen, ergriff er das unschuldige Knäblein bei den Füßen und zerschmetterte es an der Felswand. Seine Tochter aber schloß er in eine finstere Höhle tief im Innern der Berge ein und ließ deren Eingang durch tückische Kobolde bewachen.

Unablässig arbeitete sie hier an ihrer Rettung und Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl. Da ihre Mutter eine Wassernixe gewesen war, so wohnte auch ihr die Kraft inne, sich in eine solche zu verwandeln. Als Quell versuchte sie nun, aus ihrem Gefängnisse, das von den vielen Thränen, die sie dort vergossen hat, noch heute das Weingartenloch heißt, auszubrechen und wieder an das Tageslicht zu gelangen, und eine ganze Reihe tiefer Erdfälle zeugt von ihren Anstrengungen, aber stets schleuderte sie der erbarmungslose Vater wieder in das Innere des Berges zurück. Nur zuweilen, in den Zeiten, in denen den Zwergkönig bei einer gewissen Stellung der Gestirne eine Art Starrsucht befiel, gelang es ihr, bis in den Nixteich (bei Nixei) vorzudringen und sich hier eines kurzen Wiedersehens mit ihrem Gemahl zu freuen.

Nach langen Jahren endlich wurden ihre Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Es war ihr nämlich gelungen, unterirdisch so weit vorzudringen, daß sie die Grenze des Zwergreichs weit überschritten hatte, und hier am Rotenberge trat sie nun dreist und ungehindert als mächtiger Quell zu Tage. Ruhme heißt zu ihrem Andenken der Fluß, den dieser speist. Zuweilen rötet sich noch jetzt sein Wasser von dem Blute des gemordeten Knaben; und in der Tiefe des Weingartenloches erkennt man die Nähe der Wassernixe an dem geheimnisvollen Rauschen unterirdischer Gewässer.

Nach Romar benannte das Volk die Riesenburg den Römerstein.



97.

Vom Werwolfsgürtel.

Ein Mann in der Gegend von Steina besaß einen Werwolfsgürtel. Wenn man den umthut, wird man ein Wolf. Einmal vergaß er beim Fortgehen, den Gürtel zu verschließen, und sein kleiner Sohn kam darüber und schnallte sich das Ding um. Da verwandelte er sich augenblicklich in einen Wolf. Er war anzusehen wie ein Haufen Erbsstroh und wälzte sich schwerfällig fort wie ein Tier. Als das die Leute sahen, die im Zimmer waren, liefen sie eiligst

fort und holten den Vater, und der kam gerade noch zu rechter Zeit, ehe der Junge Schaden angerichtet hatte. Denn als der Vater ihm den Riemen abgeschnallt hatte, sagte der Kleine, er hätte so fürchterlichen Hunger bekommen, daß er alles, was ihm in den Weg gekommen wäre, hätte zerreißen mögen.



98.
Venediger im Weingartenloch.

Der Kuhhirt von Osterhagen lag einmal, während seine Herde ruhig graste, hinter einem Eichenbusch. Da sah er zwei Fremde aus dem Weingartenloch kommen, die setzten sich auf einen Stein, zogen Flaschen und Gläser aus ihrem Ranzen und erquickten sich durch einen Trunk. Als sie ihn sahen, winkten sie ihm, zu ihnen zu kommen, und wenn er anfangs auch zögerte, so folgte er doch zuletzt ihrer wiederholten Einladung; er mußte sich nun zu ihnen setzen und mittrinken.

Nachher legte er sich wieder unter den Busch und schlief ein. Als er erwachte, schaute er sich verwundert um, denn er lag nicht mehr an seinem gewohnten Platze dem Weingartenloche gegenüber, sondern in einem kostbaren Bett in wunderschön ausgestattetem Zimmer. Auf dem Stuhle vor seinem Bett lag seine Kleidung, doch war es nicht sein abgetragenes Hirtengewand, nein, ganz neue Kleidungsstücke von feinem Stoff und Schnitt waren's, wie sie vornehme Leute zu tragen pflegen. Wohl oder übel mußte er sie anziehen. Da er nicht wußte, was das alles zu bedeuten hatte, so zog er nach einigem Überlegen an einem Glockenzug, der dort angebracht war; darauf erschien eine Dienerin und führte ihn unten in das Haus. Er trat da in einen großen Kaufmannsladen, und hinter dem Tische saßen die beiden Fremden, mit denen er am Harze getrunken hatte.

Sie redeten ihn nicht an, aber einer von ihnen stand auf und zeigte ihm die Stadt. Auch in dem großen Kaufmannshause führte er ihn dreimal umher. Und nun fing er endlich auch an zu sprechen und fragte ihn, ob es ihm hier gefiele, oder ob er lieber wieder in seine Heimat zurückkehren möchte. Der Hirt bejahte die letzte Frage; da sagte ihm der Kaufmann, dann dürfte er sich ein Andenken aus dem Hause mitnehmen, und riet ihm, sich entweder einen goldenen Hirsch oder einen goldenen Hasen auszuwählen. „So will ich mir einen Hasen wünschen, denn der kann wohl am besten laufen“, erwiderte scherzend der Hirt. Der Kaufmann schenkte ihm auch noch einen Stein und sagte ihm dabei, wenn er mit diesem vor das Weingartenloch käme, so würde es sich vor ihm aufthun.

Inzwischen war es Abend geworden, und er legte sich wieder in das kostbare Bett. Als er erwachte, lag er aber wieder hinter seinem Eichenbusche und war mit seinem Hirtengewande bekleidet. Den Hasen und den Stein fand er indes neben sich.

Als er nach Osterhagen kam, sagte man ihm, daß man an dem Abend, an dem er verschwunden sei, die Kühe in der ganzen Gegend hätte zusammensuchen müssen. Nachdem er dann den goldenen Hasen für 2000 Thaler an einen Juden verkauft hatte, wollte er auch einmal sehen, was wohl aus dem Weingartenloche zu holen wäre. Da er aber nicht gern allein gehen mochte, so schlug er den Stein in zwei Stücke und gab das eine einem treuen

Kameraden, der ihn zu begleiten bereit war. In der Höhle kamen sie auseinander, und da jener seinen Stein weggeworfen hatte, so ist er niemals wieder an das Tageslicht gekommen. Der Hirt aber brachte große Schätze edlen Erzes mit nach Hause.

99.

Die Lutherfalle.

Jedem Besucher der herrlichen Ruine des Klosters Walkenried wird auch die sog. Lutherfalle gezeigt, eine sehr enge Zelle, zu welcher man vom Kreuzgange aus auf einer Steintreppe gelangt. Der Boden der Zelle bildet eine Fallthür, und diese war ehemals so eingerichtet, daß jeder, der darauftrat, in eine darunter befindliche Grube stürzte.

Nun erzählt die Sage: Nachdem das Kloster Walkenried schon von den aufrührerischen Bauern zerstört war, kam Luther auch einmal nach Walkenried, um das selbst als Ruine noch herrliche Kloster sich anzusehen. Da beabsichtigte man, ihn auch in jene Zelle treten zu lassen und ihn auf diese Weise umzubringen. Doch noch im letzten Augenblicke sprang ein schwarzes Hündchen, das niemand kannte, vor ihm her, betrat die Fallthür und stürzte hinab. Da kehrte Luther um und pries die Gnade Gottes, die ihn aus den Fallstricken böser Menschen errettet hatte. —

(Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, will ich gleich hier bemerken, daß Luther nie in Walkenried gewesen ist.)



100.

Die Auswanderung der Walkenrieder Zwerge.

Zwischen Walkenried und Neuhof wohnte einst ein ganzes Zwergvolk. Wie dieses von dort auswanderte, erzählt folgende Sage.

Ein Bauer bemerkte, daß in jeder Nacht Diebe unter seinen Feldfrüchten aufräumten. Er lauerte nun den Spitzbuben auf, konnte aber keinen entdecken. Da riet ihm eine kluge Frau, bei hereinbrechender Dunkelheit an seinen Erbsenfeldern auf- und abzugehen und mit einem dünnen Stabe über den Erbsen durch die Luft zu schlagen. Kaum hatte er einige solcher Lufthiebe geführt, so standen die Diebe vor ihm; es waren Zwerge, denen er die Nebelkappen, die sie unsichtbar machten, abgeschlagen hatte. Zitternd fielen die Männlein vor ihm nieder, bekannten, daß ihr Volk es sei, welches die Felder plündere, und baten um Erbarmen, da nur die äußerste Not sie zum Diebstahle getrieben habe.

Der Bauer aber führte die Zwerge einstweilen als Gefangene in sein Haus. Die Nachricht von dieser Entdeckung der Diebe brachte die ganze Gegend in Bewegung, und man forderte allgemein, daß streng gegen die gefährlichen Diebe vorgegangen werde. Da erschienen Abgeordnete des Zwergvolkes, die meldeten, dieses sei bereit, für immer die Gegend zu verlassen, wenn man die Gefangenen freigeben wollte. Das war nun den Bewohnern der Gegend schon recht, aber sie wollten die Zwerge nicht mit ihren Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wiederum wollte bei seinem Abzuge nicht

gesehen werden. Nach längeren Verhandlungen kam man dahin überein, daß die Zwerge ungesehen über eine schmale Brücke bei Neuhof abziehen und in ein dort aufgestelltes Gefäß einen bestimmten Vermögensteil als Abzugszoll werfen sollten.

So geschah es auch. Aber einige Neugierige hatten sich vorher unter der Brücke versteckt, um den Abzug der Zwerge wenigstens zu hören. Sie hörten stundenlang das Getrappel der kleinen Menschen, wie wenn eine große Schafherde über die Brücke ging.



101.

Die Hufeisen an der Kirchthür.

Einst fand in der guten Stadt Elrich am Harze ein großes Turnier statt. Doch nicht mit Lanze und Schwert, wie sonst, ward hier gekämpft, sondern mit silbernen „Willkommen“ und andren kostbaren Humpen. Als „Dank“ für den Sieger im Trinken lag eine schwere goldene Kette auf der Tafel.

Stundenlang währte der Kampf, und ein wackerer Kämpe nach dem andern erlag der Gewalt des Weins und wurde unter dem Hohngelächter der übrigen auf den harten Fußboden gelegt. Jetzt waren es nur noch vier Edle, die den Preis sich streitig machten. Aber drei von ihnen lehnten mühsam an der Wand und rühmten mit lallender Zunge, daß sie die schweren Willkommen noch halten könnten. Nur Graf Ernst von Klettenberg stand noch fest auf seinen Füßen und war seiner Zunge noch Herr. Frohlockend nahm er die Kette vom Tische und hing sie sich um den Hals.

Als er indes nun vor die Thür trat, um sich dem versammelten Volk als Sieger zu zeigen, da wurden seine Schritte doch unsicher und wankend. Er befahl, sein Roß vorzuführen, und unfähig, sich in den Sattel zu schwingen, wurde er von vier Knappen hinaufgehoben. Unter dem Geschrei der zuschauenden Menge trat er den Heimritt nach seiner Burg an.

Als er durch die Vorstadt kam, erscholl ihm aus der offenstehenden Thür der St. Nikolaikirche der Gesang der Vesper entgegen, und er lenkt sein Roß dem Gotteshause zu und reitet — ohne des Frevels inne zu werden, den er in seiner Weinlaune begeht — mitten durch die zur Sonntagsfeier versammelte Gemeinde bis vor den Altar. Der Gesang ist verstummt, aller Blicke hangen entsetzt an dem Kirchenschänder, schon springen entschlossene Männer von ihren Sitzen auf, und wildes Geschrei erhebt sich, da betritt sein Roß die Stufen des Altars, und in demselben Augenblick fallen ihm die Hufeisen ab, und es sinkt mit seinem trunkenen Reiter zu Boden.

Zum Gedächtnis und zur Warnung wurden die vier Hufeisen an die Kirchthür genagelt, und da haben sie Jahrhunderte lang gehangen, bis die Kirche altersschwach einstürzte.



102.

Das Nadelöhr bei Ilfeld.

Bei der Ilfelder Papiermühle, linker Hand an der Straße nach Nordhausen, liegt an einem hohen Berge ein großer, aber nicht sehr hoher Stein,

den ein Riese vor alters aus seinem Schuh hierher geschüttelt hat, weil er ihm unbequem auf seiner Fußwanderung wurde.

Dieser Stein hat in der Mitte eine enge, schmale Höhle, welche man das Nadelöhr nennt. Durch diesen Spalt mußten ehemals alle Knechte, die — um Holz aus dem Harze abzufahren — zum erstenmale hier vorüberkamen, dreimal hindurchkriechen. Für jeden, der nun einigermaßen beleibt ist, hat das nicht geringe Schwierigkeit. Das Unangenehmste aber bei diesem Zunftbrauch der Fuhrleute war, daß der Durchkriechende sowohl beim Hineinkriechen wie beim Ausschlüpfen von seinen Kameraden tüchtig mit den Peitschenstielen gehauen wurde. Wer es darum irgend vermochte, kaufte sich durch ein gutes Stück Geld los, das dann zu gemeinsamem Schmause verwandt wurde.

Die Obrigkeit verbot diesen Spaß wiederholt bei Strafe, denn da viele Knechte sich scheuten, in den Harz zu fahren, so fürchtete man davon eine Schädigung des Holzhandels. Dennoch hielt sich der Brauch noch lange, denn wenn ein Knecht für einen ordentlichen Kerl gelten wollte, so durfte er sich auf jenes Verbot nicht berufen.



103.

Wie einer Felsen wegblasen wollte.

Es war einmal ein berühmter Professor der Mathematik, dessen Vorlesungen aber von den Herren Studenten nur schwach besucht wurden. Da machte er eines Tages durch einen Anschlag am schwarzen Brette bekannt, er wollte die Felsen bei Ilfeld, welche man das Nadelöhr nennt, sämtlich hinwegblasen, und lud unter genauer Angabe von Tag und Stunde jedermann dazu ein. Kaum einer der Studierenden blieb nun daheim, denn jeder wollte das Wunder anschauen.

Als nun die ganze Hochschule erwartungsvoll beisammen war, trat der kluge Professor gegen das Nadelöhr heran, und es ward eine so lautlose Stille, daß ein jeder der Zuschauer hören konnte, wie kräftig jener gegen den Felsen blies. Aber der wollte weder wanken und weichen. Da wandte sich der Professor an die Studierenden und sagte: „Daß ich die Steine hinwegblasen *wollte*, haben die Herren nun gesehen; daß ich's aber *könne*, habe ich in meinem Anschlage nicht behauptet". Und nun setzte er ihnen auseinander, welche Kniffe und Künste nötig wären, um solche Felsen von der Stelle zu rücken und zu heben, und ermahnte sie, seine Vorlesungen fleißiger zu besuchen.



104.

Ilfeld.

Auf dem Vielstein nordöstlich vom heutigen Flecken Ilfeld wohnte vor neunhundert Jahren ein böser Graf namens Elger oder Ilger. Es war ihm ein Leichtes, von seiner festen Burg aus den in den Harz führenden Engpaß zu überwachen, den man die Ilfeldische Pforte nennt, und er plünderte und mordete jeden, der dieses Weges zog. Eines Tages — es war im Jahre 1103 — zog auch der Graf Kuno von Beichlingen, der Sohn Ottos von Nordheim, durch diese Gegend. Da überfiel ihn Elger in Gemeinschaft mit seinem Freunde Christian von Rotenburg und schlug ihn tot.

Aber kaum war der Mord geschehen, da ward es in den Thälern und auf den Höhen des Harzwaldes lebendig. Die Erdmännlein und die Berggeister stiegen aus ihren Höhlen und Klüften herauf und wälzten das ganze Ilfelder Thor voll Felsen. Da trat die Behre aus ihren Ufern und begrub Elgers Besitztum mit ihren Wellen; alle Wege und Ausgänge versperrten sich, und nur in einem Felsen hatte sich ein enges Loch gebildet (das „Nadelöhr"), durch welches der Mörder mit genauer Not hindurchkriechen und die andere Seite des Thales gewinnen konnte. Da gelobte er, wenn er gerettet würde, an dem Orte, wo er den Beichlinger erschlagen hatte, zur Sühne eine ewige Lampe zu stiften. Alsbald öffnete sich vor ihm das Thal, die Felsen schoben sich zur Seite, und der Fluß kehrte in seine Ufer zurück.

Wie man meint, stand diese der heiligen Jungfrau geweihte ewige Lampe, bei der die Reisenden ihre Andacht verrichten sollten, bevor sie in das wilde Gebirge eintraten, auf dem Riewenhaiwet oder Reuehügel, einer künstlichen Erdaufschüttung südlich von Niedersachswerfen. Von dort konnte das Licht weithin gesehen werden.



105.

Die Niedersachswerfener Glocke.

Die Kirche in Niedersachswerfen (im Kreise Ilfeld) besaß eine Glocke, die hatte seit Menschengedenken einen Riß; — nun ist sie, vor etwa zehn Jahren, umgegossen. Diese Glocke hat eine wunderbare Geschichte.

Etwa ein Kilometer von Niedersachswerfen entfernt, erhebt sich links neben der Straße der Kirchberg. Daß hier einmal vor alters eine Kirche gestanden hat, ist gewiß, denn die Trümmer derselben sind noch, von Gras überwachsen, vorhanden. Wie sie aber zerstört oder sonst zu Grunde gegangen ist, weiß niemand.

Am Kirchberge hütete einst ein Mädchen aus Niedersachswerfen die Schweine. Da hielt sich eins derselben von der Herde abseits und wühlte in dem Schutthaufen bei den Trümmern der Kirche herum. Die Hirtin ließ es ruhig gewähren. Als aber die Zeit zum Heimtreiben der Herde kam, und jenes Schwein noch immer nicht abließ zu wühlen, ging sie hin, um es zu holen. Da erblickte sie in der Vertiefung, die das Schwein gewühlt hatte, etwas Glänzendes, und als sie näher zusah und den losen Schutt etwas entfernte, erkannte sie es zu ihrem Erstaunen als eine Glocke. Hoch erfreut über diesen Fund, löste sie ihr Schürzenband und schleifte an diesem, wenn auch mit nicht geringer Anstrengung, die Glocke nach Niedersachswerfen. Hier wurde die uralte Glocke trotz des Risses, den sie beim Zusammensturz der wüsten Kirche erhalten hatte, auf den Turm gewunden und noch Jahrhunderte hindurch benutzt.



106.

Dr. Luther in Nordhausen.

Als Doktor Luther einmal der Stadt Nordhausen einen Besuch abstatten wollte, traf es sich, daß er gerade an seinem Geburtstage dort ankam. Nahe vor der Stadt holte er mit seinem Gefährt einen Nordhäuser Schuhmacher ein und forderte ihn nach seiner Gewohnheit auf, sich zu ihm zu setzen. In dem

Gespräche über religiöse Dinge, das er mit ihm nun begann, zeigte der schlichte Bürger eine solch klare Erkenntnis und ein so warmes Herz für die Sache des Evangeliums, daß der Reformator sich schier verwunderte. Noch mehr aber staunte der Schuhmacher über die Worte des Fremden, die ihm wie himmlische Offenbarungen klangen.



Als sie in die Stadt einfuhren, fragte der Schuhmacher den Doktor, ob er schon Herberge zur Nacht habe. „Noch nicht!“ antwortete dieser. „Wolltet ihr denn wohl bei mir vorlieb nehmen?“ bat da der Meister; „es ist heute Martinsabend, da erwartet mich meine Frau mit Gänsebraten, Kohl und Fischen.“ Luther sagte zu und stieg beim Schuster ab. In der Stube setzten sie ihr Gespräch fort, und der Meister geriet in immer größeres Staunen. Da ging er in die Küche und sagte zu seiner Frau: „Wir haben einen hochgelahrten Gast, dem müssen wir auch Wein vorsetzen.“ „Ja“, antwortete diese, „ich getraue mich nur nicht zur Apotheke; denn da sitzen die Herren vom Rate, und wenn ich nun komme, um Wein zu holen, so werden sie sagen: Was will die Schusterfrau mit Wein? Wüßte ich nur den Namen unsers Gastes, so könnte ich doch sagen, daß der Wein für ihn ist.“ Inzwischen war auch Luther herangetreten, denn er hatte das Gespräch vernommen, und sagte: „Ich will Ihr gern sagen, wie ich heiße, liebe Frau. Ich bin der Doktor Martin Luther.“ Da stieß die Frau einen Freudenschrei aus, rannte zur Apotheke und rief: „Gebt mir Wein, der Dr. Luther ist bei uns.“

Das hörten die Ratsherren und sagten: „Was schwatzt dieses Weib! Wie käme Doktor Luther zu dem Schuster!“ Als die Frau aber bei ihrer Behauptuug blieb, gingen sie mit ihr; und schon an der Thür trat ihnen Luther entgegen und begrüßte sie. Da war große Freude in der ganzen Stadt, von allen Türmen erklangen die Glocken, und das Volk versammelte sich vor dem Hause des Schusters und sang das Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Noch jetzt singen die Gesangvereine Nordhausens dieses Lutherlied am Martinstage auf dem Marktplatze, und dann wird mit allen Glocken geläutet. In den Häusern aber ist hoher Festtag, und wer es irgend möglich machen kann, bringt zu Abend Karpfen, Gänsebraten mit Kohl und dazu Wein auf den Tisch.

107.
Der Ritter von der Schnabelburg.



Über dem Barfüßerthore in Nordhausen ist, in Stein gehauen, das Wappen der Stadt angebracht, und dies besteht, wie man auch am Rathause sehen kann, aus einem Schilde mit einem Adler und einem geschlossenen Helm mit Büffelhörnern. Die beiden Steine, aus denen dasselbe zusammengesetzt ist, haben sich etwas verrückt, und während der Helm auf dem oberen noch gut erhalten ist, ist der Stein mit dem Schilde verwittert und schwer zu erkennen.

Die Sage erzählt nun, der Helm solle den Kopf eines Ritters von der Schnabelburg vorstellen, der früher auf dem Schnabel, der südöstlichen Spitze des Kohnsteins (dem hannoverschen Zoll gegenüber), gehaust hat. Der war nämlich ein Raubritter und lag immer mit den Nordhäusern in Fehde, trieb ihnen die Herden weg oder plagte sie auf andre Weise. Da sie mit Gewalt gegen ihn nichts ausrichten konnten, beschlossen sie endlich, zur List ihre Zuflucht zu nehmen. Sie stellten sich nämlich, als wollten sie ihm die Schnabelburg, da sie der Stadt so nahe läge, abkaufen, und forderten ihn deshalb auf, nach Nordhausen zu kommen, um mit ihnen zu unterhandeln. Das that er denn auch und brachte zu seiner Sicherheit viele Leute mit. Als er aber auf dem Rathause war, überfiel eine Schar bewaffneter Bürger die fast unbesetzte Schnabelburg und steckte sie in Brand.

Kaum sah man vom Rathause aus die Flamme hell aufschlagen, so führten die Ratsherren den Ritter hinaus auf die Galerie und zeigten ihm seine brennende Burg. Da wurde er wütend, sprang hinab, schwang sich auf sein Roß und wollte sich durch die Haufen der Bürger, die nun von allen Seiten auf ihn eindrangen, Bahn brechen. Bis an das Barfüßerthor kam er auch, da aber überwältigten sie ihn, schlugen ihm den Kopf ab und steckten diesen auf einer Stange am Thore auf.

Zum Gedächtnis dieser That hat man nachher den Kopf in Stein ausgehauen; dies ist sein Helm. Der Schild darunter aber soll des Ritters Wappen sein, wie man auch noch an einem Nebensteine seine Hand erkennen will, die ihm gleichfalls abgehauen wurde. Man erzählt auch, der Bürger,

der ihm den Kopf abgeschlagen habe, sei ein Stellmacher gewesen, und daher komme es, daß in Nordhausen, so lange es freie Reichsstadt war, die Stellmacher für unehrlich galten und vor dem Hagen wohnen mußten.

Wenn der Tag wiederkehrt, an dem der Ritter meuchlings erschlagen ist, zeigt sich dieser zwischen elf und zwölf Uhr auf einem Schimmel am Kohnstein und am Schnabel.

108.

Wie das Seeloch bei Hochstedt entstand.

Im Clettenbergschen liegt beim Dorfe Hochstedt, etwa der Flachmühle gegenüber, das Seeloch, ein mit Wasser gefüllter Erdfall.

Vor alters war an dieser Stelle ein Grasplatz, auf dem die Pferde gehütet wurden. Einst war hier eine ganze Anzahl Pferdejungen mit ihren weidenden Pferden beisammen. Da zog einer von ihnen ein Stück Weißbrot hervor. Sogleich baten ihn alle seine Kameraden höchst begehrlich, ihnen davon etwas abzugeben. Er wollte aber nicht und sagte, er hätte das Brot zur Stillung seines eigenen Hungers nötig.

Da wurden die Jungen unwillig und erbittert, fluchten ihren Herren, daß diese ihnen nicht auch Weißbrot, sondern schwarzes Hausbackenbrot mitgegeben hatten, warfen dann dieses ihr Brot freventlich auf die Erde, traten es mit Füßen und schlugen mit ihren Peitschen. Doch wie erschraken sie, als unter ihren Hieben und Fußtritten Blut aus dem Brote quoll! Es kam ihnen zum Bewußtsein, daß ein Strafgericht im Anzuge sei, aber sie wußten nicht, was sie anfangen, wohin sie sich wenden sollten.

Unterdes hatte sich der unschuldige Knabe auf die Warnung eines alten, unbekannten Mannes auf eins seiner Pferde geworfen und war der gefährlichen Stelle entflohen. Dabei schlossen sich ihm seine sämtlichen Pferde an. Auch die Bösewichter wollten ihm folgen, konnten aber nicht vom Platze kommen.

Kaum war jener gerettet, so versank der ganze Platz mit den bösen Buben und ihren Pferden unter großem Krachen, und keine Spur von ihnen kam in dem See, der sich hier bildete, jemals zum Vorschein. Doch wachsen seitdem Wasserpflanzen darin, deren Blüten wie Hufeisen aussehen.



109.

Die Kirche auf dem Ohmberge.

An die Kirchen untergegangener Dörfer und an verlassene Kapellen knüpfen sich mancherlei Sagen. Ich erzähle aber hier nur eine von ihnen.

Auf dem Ohmberge, nicht weit von der „wilden Kirche“, war einmal ein Mann beschäftigt, Holz zu fällen. Zu Mittag brachte ihm seine Frau das Essen und setzte sich, während er aß — das Geschirr wollte sie gleich wieder mitnehmen — neben ihn auf den Rasen. Während sie nun mit ihrem Manne gemütlich plauderte, erklangen plötzlich die Töne eines Glöckchens in der Nähe, und zwar so schön und zauberisch, daß die Frau aufsprang und durch das Dickicht dem Klange entgegen lief. Als sie da, wo der Ohmberg der wilden

Kirche gegenüber steil zum Thale abfällt, aus dem Gebüsche trat, erblickte sie zu ihrer großen Überraschung eine hohe, schöne Kirche vor sich. Die Scheiben der gotischen Fenster erglühten in den herrlichsten Farben; die unaufhörlich schwingende Glocke glänzte silberweiß. Aus der weit geöffneten Kirchthür erscholl Orgelton und feierlicher Gesang!

Mit hochklopfendem Herzen schleicht die Frau, welche weiß, daß hier und auf dem ganzen Ohmgebirge keine solche Kirche steht, leise heran und schaut durch die Thür hinein. Da flammen viele hundert Kerzen, auf dem Altar steht ein greiser Bischof mit ehrwürdigem Antlitz, vor ihm auf den Knieen liegen viele seltsam gekleidete Gestalten. Der Bischof singt, und die Versammelten antworten in melodischen Weisen.

Eine Weile schaute die Frau, ihren Augen nicht trauend, das Wunderbare an, dann lief sie zu ihrem Manne zurück und bedeutete ihm, da der Schrecken ihre Zunge gelähmt hatte, durch Zeichen, daß er mit ihr kommen möchte. Aber als sie zusammen an jenen Ort gelangten, war die Kirche wieder verschwunden.



110.

Die Rosenkirche zu Elende.

Das auf einem hohen Berge unfern des Städtchens Bleicherode gelegene Schloß Lohra, nach dem sich ein Grafengeschlecht schrieb, soll seinen Namen von einer vorgeblichen sächsischen Göttin Lora haben. Der heilige Bonifatius — so fährt die Sage fort — zerstörte ihren Altar, der in einem heiligen Haine stand, und die in dessen Nähe erbaute „Ruhensburg“ und gründete eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle in dem heutigen Elende. Wie diese ein berühmter Wallfahrtsort wurde, erzählt folgende Sage.

In einer stürmischen Winternacht war ein Fuhrmann, der eine schwere Ladung Wein aus dem Süden geholt hatte, auf der alten Straße, welche Heiligenstadt und Nordhausen verband, in großer Not und Gefahr. Der scharfe Nordwind trieb ihm den eisigen Schnee ins Gesicht, so daß er sich nur schwer zurechtfinden konnte, und seine starken Gäule wurden matter und matter und vermochten sich kaum noch durch die hohen Schneewehen durchzuarbeiten, die ihm den Weg versperrten. Vergeblich spähte er nach einem Lichte aus, das ihm als Führer dienen könnte, vergebens lauschte er nach Menschen, die ihm helfen könnten.

Wohl trieb er seine Pferde zu immer größerer Eile und Anstrengung an, aber plötzlich sanken Wagen und Gespann in eine Vertiefung, die der Schnee trügerisch verdeckt hatte. Da rief er laut um Hilfe; aber es blieb rings alles stumm wie vorher. Nun hieb er noch einmal kräftig auf die Pferde und spornte sie durch ermunternden Zuruf an; und sie legten sich auch mit dem letzten Aufgebot der Kraft in das Geschirr, aber der Wagen rührte sich nicht.

Da wandte er sich mit einem Hilfeschrei an die heilige Jungfrau, und horch! es rauschte in den dürren Zweigen, und aus den Büschen trat eine weibliche Gestalt von überirdischer Schönheit, von Himmelsglorie umflossen, und schritt holdselig lächelnd auf das Gespann zu und zog es mit einem einzigen Griffe ihrer Hand aus der Tiefe auf den sicheren Weg. Erschrocken und voller Bewunderung betrachtete der Fuhrmann die himmlische Jungfrau, doch nahm er sich den Mut, ihr für ihre Hilfe stammelnd zu danken. Dabei be-

dauerte er, daß er kein Gefäß zur Hand habe; er würde ihr sonst gern einen Trunk von seinem Weine anbieten. Da berührte die Jungfrau einen wilden Rosenstrauch, der am Wege stand, und sofort trieb er grüne Blätter und Mengen von Rosen von wunderbarer Schönheit und lieblichem Dufte. Davon brach sie eine Anzahl, formte daraus ein Gefäß und überreichte dies dem Fuhrmann. Als dieser dasselbe aber mit Wein gefüllt hatte, war sie verschwunden.

Die Pferde zogen die schwere Last jetzt mit großer Leichtigkeit durch den Schnee. Aber vor der Kirche zum Elende machten sie Halt und waren nicht von der Stelle zu bringen. Da betrat der Fuhrmann das Gotteshaus, um dem Herrn für jene wunderbare und gnädige Errettung zu danken, und als er dabei das dort aufgestellte Bild der heiligen Jungfrau betrachtete, erkannte er in ihr seine Helferin und setzte ihr zu Ehren das aus Rosen angefertigte Gefäß auf dem Altar nieder.

Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich weit durch die angrenzenden Gaue, und bald strömten von allen Seiten die Wallfahrer zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche zu Elende. Von den Gaben, die ihr in Menge zuflossen, konnte u. a. im Jahre 1419 ein größeres Gotteshaus gebaut werden. Dasselbe war unter dem Dache mit 172 großen und 2 kleinen in Stein gehauenen Rosen geziert, und man nannte sie darum die Rosenkirche. Erst die Reformation machte auch hier den Wallfahrten ein Ende.



111.

Der Ritt auf der Burgmauer.

In einer blutigen Fehde war der letzte Graf von Lohra gefallen und hatte als einzige Erbin seine Tochter Adelheid zurückgelassen. An der Leiche des heißgeliebten Vaters faßte diese den Entschluß, unvermählt zu bleiben und ihr ganzes Leben seinem Andenken und der Trauer um ihn zu widmen. Täglich besuchte sie das Steinkreuz, das sie an der Stelle errichtet hatte, wo ihr Vater gefallen war. Bei all ihrem tiefen Schmerz behielt sie indes ein offenes Auge für das Elend und die Not ihrer Unterthanen und sie that alles, was in ihren Kräften stand, dasselbe mit warmem Herzen und mildthätiger Hand zu lindern.

Dennoch entbehrten diese bald die starke Hand des Mannes. Die umwohnenden Grafen und Herren machten sich nämlich das schwache Weiberregiment zu nutze und fielen von allen Seiten raubend und plündernd in die schöne Grafschaft ein. Da zogen die armen Einwohner in ihrer Bedrängnis auf die Burg und baten die Gräfin, die sie von Herzen liebten, ihnen einen Herrn zu geben, der sie gegen die Feinde zu schützen im stande sei. Lange weigerte sie sich; als die Unterthanen aber nicht abließen, zu bitten, willigte sie ein. Doch wollte sie nur den zum Gemahl nehmen, der dreimal die Ringmauer ihrer Burg Lohra umritten habe. Da jene ganz aus Glas bestehend und sehr lang war, so glaubte sie wohl, daß niemand sich zu diesem gefährlichen Wagstück verstehen würde.

Doch kaum war jene Bedingung bekannt geworden, so strömten von allen Seiten Grafen und edle Herren herbei, bereit, ihr Leben an die Gewinnung so kostbaren Preises zu setzen. Es wurde ihnen gestattet, den Pferden die Hufeisen abzunehmen; aber trotzdem stürzte einer nach dem andern von der glatten Bahn hinunter in den Burggraben und brach den Hals. Nur zweien

gelang der kühne Ritt, einem Grafen aus Thüringen und dem Grafen von Clettenberg. Diese beiden griffen nun zu den Waffen, und in hartem Streite büßte jener sein Leben ein. So wurde der Clettenberger der Gemahl der Gräfin Adelheid und vereinigte auf diese Weise die beiden Grafschaften miteinander.

112.

Der Garten der Gräfin Laura.

Im Dorfe Wenden an der Hainleite wollte ein Bauer Hochzeit machen, und um seinen Gästen einen feinen Braten vorsetzen zu können, beschloß er, sich ein Reh zu erjagen. Aber soviel Mühe er sich auch gab, er wurde keines Rehes ansichtig und wollte unmutig die Jagd aufgeben. Da endlich lächelte ihm das Glück: er erblickte ein Reh und setzte ihm nach. Doch war ihm nicht möglich, zum Schusse zu kommen, obwohl er dem flüchtigen Tiere unausgesetzt über Berg und Thal folgte. Plötzlich verschwand es vor seinen Augen in einer Felsspalte. Kurz entschlossen, trat auch der Bauer in diese ein. Da begrüßte ihn freundlich ein Zwerg und forderte ihn auf, ihm zu seiner Herrin, der Gräfin Laura, zu folgen, die in einem schönen Schlosse inmitten eines Gartens wohne. Staunend folgte der Bauer dem Zwerge in diesen Wundergarten. Jenseit der Felsspalte, durch die er eingetreten war, lag überall Eis und Schnee, und hier glänzten und dufteten die köstlichsten Blumen und prangten an Bäumen des Südens die herrlichsten Früchte? In wunderbaren und kunstvollen Verschlingungen wanden sich die Wege zwischen den frischgrünen Baumgruppen und farbenprächtigen Blumenbeeten hin, so daß kein Fremder sich zurechtzufinden vermochte. Und so groß war der Garten, daß die beiden erst nach mehrstündiger Wanderung an das Schloß gelangten. Mit golddurchwirkten Gewändern angethan, trat gerade die Gräfin heraus. Wohlgefällig schaute sie den frischen, schmucken Bräutigam an und schenkte ihm für seine Hochzeitstafel eine Menge gar schöner Früchte. „Wenn du einmal in Not geraten solltest“, sagte sie ihm beim Abschiede, „so darfst du wiederkommen, doch darfst du keinem Menschen verraten, daß du mich und meinen Garten gesehen hast.“

Froh des schönen Geschenkes dankte der Bauerbursch und wurde nun von dem Zwerge wieder bis in die Felsspalte zurückgeleitet. Den eigentlichen Wert des Geschenkes erkannte er aber erst, als er zu Hause seine Taschen leerte: alle Früchte hatten sich in lauteres Gold verwandelt.

Lange Jahre zehrte er von diesem Reichtum. Vergaß er darob vielleicht der Arbeit? Es muß wohl so sein, denn er geriet in Not und Elend. Da machte er sich, der Einladung der mildthätigen Gräfin gedenkend, auf nach ihrem Schlosse. Aber er konnte die Felsspalte nimmer finden, denn er hatte seiner Frau das Geheimnis ausgeplaudert.



113.

Die steinerne Jungfrau bei Lohra.

Ein Herr von Schlotheim hatte eine Tochter, die um ihrer Schönheit und Tugend willen weithin gerühmt wurde. Viele reichbegüterte Grafen und Ritter

warben um sie, doch nahm sie sich zum künftigen Gemahl deren keinen, sondern mit Zustimmung ihrer Eltern einen Herrn von Ebeleben, den Gespielen und Freund ihrer Kindheit. Schon war der Tag der Hochzeit festgesetzt, da griff eine ruchlose Hand vernichtend in ihr Geschick ein.

Unter den abgewiesenen Freiern war auch der Graf von Lohra. Der konnte es nicht verwinden, daß ihm, der über weite Landstrecken gebot, ein schlichter Edelherr vorgezogen war. Zudem war er dem von Ebeleben von jeher nicht hold gewesen. Wie ein Wegelagerer stellte er ihr seit Wochen in aller Heimlichkeit nach. Heute war ihm der Zufall günstig. Das Fräulein hatte einen Besuch auf dem Straußberge gemacht und war jetzt auf dem Rückwege zur väterlichen Burg. Da brach er mit seinen Mannen aus dem Versteck hervor, riß die Jungfrau von ihrem Pferde, warf sie vor sich über den Sattel und sprengte mit ihr in den Wald, seiner Burg Lohra zu. Sie bat und flehte, aber der herzlose Räuber lachte nur höhnend, sie suchte sich dem Drucke seiner Faust zu entwinden, aber all ihr Sträuben war ihm gegenüber ohnmächtig. Da wandte sie sich in ihrer Herzensangst an die selige Jungfrau Maria, die gebenedeiete Mutter des Heilandes, und flehte zu ihr um Erbarmen und Errettung. Und sieh! da durchzitterte den Wald plötzlich ein wunderbarer, rosiger Schimmer, der Rappe stutzte und bäumte sich im nächsten Augenblicke hoch auf, den Grafen durchrieselte kalter Schauer, seine Arme lösten sich, und die Jungfrau glitt hinunter auf den Boden.

Als die Nacht schwand, und die Ihrigen suchend an diese Stelle kamen, da fanden sie statt ihrer ein steinernes Kreuz, das man bis auf den heutigen Tag die steinerne Jungfrau nennt.



114.

Das Nachbarloch.

Nicht fern von dem Wege, der von Groß- und Klein-Berndten in das Helbethal hinuntersteigt, öffnet sich das Felsgestein der Hainleite in weiten, zackigen Spalten und bildet hier unter dicht belaubten Buchenbäumen eine von rankenden Schlingpflanzen übersponnene und von vertrocknetem Laube halb verschüttete Höhle, welche das Nachbarloch genannt wird.

Vor Jahrhunderten führte sie tief in den Berg hinein und bestand aus zahlreichen Räumen. Damals wohnte hier friedlich und niemanden belästigend ein großes Zwergvolk, das vom Harzgebirge, seiner Heimat, vertrieben war und hier Zuflucht gefunden hatte.

Zu jener Zeit tobte rings in den Landen der entsetzliche dreißigjährige Krieg, und auch die Bewohner der Umgegend hatten unter Plünderung, Beraubung und Mißhandlung schwer zu leiden gehabt. Als nun wieder eine feindliche Schar im Anmarsche war, beschlossen sie, ihr Dorf preiszugeben und mit Weib und Kind und der geringen Habe, die ihnen noch geblieben war, in den Wald zu flüchten und hier ein Versteck zu suchen. Da machte einer den Vorschlag, das Zwergvolk, das namentlich gegen Frauen und Kinder sich stets freundlich erwiesen hatte, um Aufnahme in das Nachbarloch zu bitten, und da alle zustimmten, so begaben sie sich sofort auf den Weg. Am Waldessaume machten sie vorerst mit ihren mit Kisten und Kasten beladenen Zweiräderkarren Halt und sandten die schönste Frau des Dorfes als Fürsprecherin an die Zwerge ab.

Diese mußten die Absicht der Bauern bereits kennen, denn als Frau Regine sich etwas beklommen dem Eingange zum unterirdischen Reiche näherte, erwartete sie, freundlich grüßend, bereits ein Zwerg und führte sie, mit seinen kurzen Beinchen vor ihr hintrippelnd, immer tiefer in das Höhlengewirr hinein. Sobald er das Losungswort flüsterte, öffneten sich die verborgenen Thüren, und der Zwerg zog Frau Regine am Schürzenbande von einer Thür zur andern. Sie kamen durch hoch gewölbte Hallen, in denen unermeßliche Vorräte an Speisen aufgestapelt, oder Büchsen mit Leckereien, wie die Zwerge sie lieben, aufgestellt waren, oder verschlossene eiserne Truhen an den Wänden umherstanden.

Endlich sprang eine große eiserne Thür auf, und sie betraten einen geräumigen Saal, den tausend und abertausend Ampeln, die mit lieblich duftendem Öl gefüllt waren, tagshell erleuchteten. Decke und Wände bestanden aus Rubinen, Smaragden und andern edlen Kristallen und warfen ihr strahlendes Licht in allen Farben des Regenbogens glänzend zurück. Seidene Teppiche, kunstvoll gestickt und gewirkt und von einer Farbenfrische, als wären sie mit den schönsten Blumen des Frühlings bestreut, bedeckten den Boden. Auf weichen Polstern, nicht weniger herrlich, saßen die Obersten und Vornehmsten des Völkleins, und beim Eintritt des Riesenweibes unterbrachen sie ihr dem Summen eines Bienenschwarmes gleichendes Gespräch und Gewisper, und von den freundlichen Blicken der guten Männlein ermutigt, erzählte Frau Regine in beweglichen Worten, so daß jenen die Thränen in die Äuglein traten, von den Kriegsdrangsalen und bat unerschrocken und zuversichtlich um Aufnahme der Gemeinde in die Schutz gewährende Höhle. Als sie geendigt hatte, hielten die Häupter des Zwergvolks eine kurze Beratung, dann erhob sich der Vornehmste von ihnen und sagte mit würdevoller Verneigung: „Wir wollen dir deine Bitte gern gewähren, wenn deine Brüder und Schwestern bereit sind, sich in unsere Ordnung zu fügen und nie zu vergessen, daß sie unsere Gäste sind.“

Mit hellem Jubel wurde Frau Regine von den Ihrigen begrüßt, als sie ihnen diese tröstliche Antwort der Höhlenbewohner mitteilte, und mit schallender Musik zogen sie in die Höhle hinein. Hier hatten die geschäftigen, flinken Zwerge bereits Tafeln aufgeschlagen und mit Speise und Trank besetzt, und unter freundlichem Willkommen wiesen sie jedem seinen Platz an.

Der Krieg dauerte noch manches Jahr, und noch immer wohnten die Bauern bei den Zwergen und wurden von ihnen reichlich mit leckeren Speisen und süßem Trank versorgt. Um ihnen eine Freude zu machen, spielten die musikverständigen unter den Gästen oft die lustigsten ihrer Weisen auf, und es war ein Vergnügen, die kleinen Leutchen nach dem Takte derselben zierlich umhertrippeln zu sehen. Die beiden so verschiedenartigen Gemeinden befreundeten sich bald so eng, daß nicht wenige der Gäste sich entschlossen, zeitlebens in der Höhle zu bleiben. Die andern aber ergriff mehr und mehr das Heimweh nach Gottes freier Welt, und als der Krieg seine Endschaft erreicht hatte, nahmen sie mit innigem Danke Abschied von ihren guten Wirten. Aber nicht unbeschenkt wollten diese sie ziehen lassen, und da war nicht einer, der nicht reich mit Gold- und Silberstangen und edlem Gestein, mit heilsamen Kräutern und schmerzstillendem Balsam beladen, seiner alten Wohnung zuzog.

Die Freundschaft mit dem Zwergvolke blieb bestehen. Als aber die letzten Menschen, die in der Höhle zurückgeblieben, gestorben waren, da zogen die Zwerge trauernd hinweg und suchten sich eine neue Heimat in andrer Gegend.

115.
Die steinerne Jungfrau bei Harzungen.



Nicht weit vom Dorfe Harzungen stand ehemals ein Steinbild, welches eine Jungfrau mit einem Körbchen in der Hand und einer Semmel im Arm darstellte. Davon erzählt die Sage folgendes:

In dem jetzt wüsten Dorfe Schierenberg auf der Hainleite hatte vor alters das Kloster Gerode einen stattlichen Hof. Der Vogt, welcher diesen bewirtschaftete, besaß eine Tochter, welche wegen ihrer Sittsamkeit und Anmut der Liebling des ganzen Dorfes war. Ihr schönster Schmuck aber war ihr mildthätiger Sinn, ihre Liebe zu den Armen und Elenden. Wenn Krankheit und Not in eine Hütte einkehrte, so fand auch sie sich ein mit ihrer Hilfe; und wo Trauer und Kummer ihren Einzug hielten, da suchte sie die Thränen mit herzlichen Worten des Trostes und Beileids zu trocknen. Insbesondere aber war sie den Kindern zugethan, und niemals entließ sie ein darbendes Bettelkind ungesättigt oder unbeschenkt.

Eines Tages ging sie nach dem Dorfe Harzungen auf der andern Seite des Helbethales, um Einkäufe für den Haushalt zu machen. Als sie ihr Geschäft beendet hatte, gedachte sie eines kranken Nachbarkindes und kaufte ihm, da der Rest ihres Geldes nicht weiter reichte, eine Reihe Semmeln. Diese im Arme und den Korb in der Hand, trat sie mit munteren Schritten den Heimweg durch das Thal an. Schon hatte sie den Rand desselben beinahe erstiegen, da sprangen plötzlich mehrere Räuber, die sie schon von weitem erspäht hatten, aus dem Tannendickicht und forderten von ihr Geld und Habe. Aber das mutige Mädchen weigerte sich, ihnen zu willfahren, und als die Räuber Gewalt gebrauchen wollten, setzte sie sich zur Wehre. Doch

mit ihren schwachen Kräften war sie den wüsten Gesellen nicht gewachsen, und bald sank sie blutüberströmt ins Gras.

An dieser Stelle ließ ihr Vater unter Hilfe der mit ihm trauernden Dorfbewohner das Steinbild errichten, von dem wir oben berichtet haben.



116.

Die Helbequelle.

Das Helbethal war einst wasserreicher als heute. Noch vor hundert Jahren befand sich im sog. Feuergrunde ein kleiner Teich, aus dem die Rinder- und Schafherden getränkt wurden. Und noch vor wenigen Jahrzehnten floß ein Quell im oberen Helbethal, der jetzt kaum hinreicht, der Lohraischen Schafherde das Trinkwasser zu liefern, so reichlich, daß die Einwohner von Holzthalleben in Zeiten der Dürre ihren ganzen Wasserbedarf aus ihm entnehmen konnten. Aber wenn im Frühlinge größere Schneemassen unter Regengüssen schmelzen, dann füllt sich das sonst trockene Helbethal mit Wassermassen, so daß schwere Baumstämme mit fortgeführt und oftmals die anliegenden Mühlen gefährdet werden.

Einst war, so erzählt der Volksmund, das ganze Helbethal ständig mit Wasser gefüllt, und zahlreiche Schiffe belebten den klaren Wasserspiegel und vermittelten den Verkehr zwischen der Helbeburg und dem Dorfe Harzungen einer- und der Stadt Brücken anderseits. Wie das Gewässer allmählich seichter wurde und dann plötzlich völlig versiegte, das erzählt folgende Sage.

In Brücken hatte die Schafherde vormals auch die wenig ergiebige Feldflur als Weide benutzen dürfen. Um diese Flur aber ertragsfähiger zu machen, wurden dem Gemeindeschäfer nur noch die Abhänge des Helbethales überwiesen. Dieses Weidegebiet war aber zu klein, und der Schäfer sann oft darüber nach, wie er seiner hungernden Herde helfen könnte. Einst stand er auf dem sog. Vogelherde und schaute hinunter auf den rasch dahineilenden Fluß und das bunte Leben und Treiben auf demselben; da kam ihm der Gedanke, wenn das Helbethal trocken gelegt werden könnte, dann hätte seine Herde eine Weide so schön, wie er sie sich nur wünschen möchte.

Ohne jemanden etwas davon zu sagen, machte er sich daran, die Quelle am Feuerkopfe mit Erde und Steinen zu verstopfen. Doch der Sprudel war so kräftig und das hervordringende Wasser so mächtig, daß er nach wochenlanger Arbeit noch keinen Erfolg sah. Er fuhr damit freilich Tag um Tag unausgesetzt fort, aber seine Absicht hätte er doch niemals erreicht, wenn ihm nicht eine unerwartete Hilfe zu teil geworden wäre. An einem schönen Maitage erschien nämlich auf dem Helbeflusse ein buntbewimpeltes Schiff, darin saß eine wunderbar schöne Prinzessin. Diese betrachtete mit Wohlgefallen den schmucken Schäferburschen, der am Abhange so emsig und ganz allein beschäftigt war, und halb neugierig, halb teilnehmend ließ sie ihn fragen, um was er sich so emsig bemühe. Kaum hörte sie, er suche den Quell zu stopfen, so stieg sie ans Land, entkleidete sich ihres seidenen Gewandes und stopfte dieses in die Öffnung hinein. In demselben Augenblicke versiegte der Quell, das Wasser im Thale verlief sich, und dem Schäfer und seiner Herde war geholfen.

117.

Otto der Rote im Kyffhäuser und zu Quedlinburg.

Kaiser Otto mit dem roten Barte geriet mit den Geistlichen in Streit, und da machten ihm die Reichsgeschäfte bald keine Sorgen mehr. Man sagte dem Volke, er sei plötzlich gestorben, und veranstaltete ein feierliches Begräbnis; doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete in einem Gefängnis. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kyffhäuser zur Wohnstatt erkor.

Nun zogen einst Musikanten durch das Thal am Kyffhäuser und spielten vor allen Häusern; doch nirgends empfingen sie eine Gabe, so daß sie sich den ganzen Tag vergebens gemüht hatten. Da sprachen sie am Abend: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen bringen: vielleicht schenkt er uns etwas.“ Und sie spielten vor dem Berge das schönste ihrer Stücke auf; und als sie fertig waren, kam des Kaisers Kastellan und überreichte jedem einen grünen Zweig. Die Musikanten aber warfen ihre Zweige fort und lachten. „Wenn wir nicht mehr hätten verdienen wollen“, sprachen sie, „solch kaiserliche Gnade hätten wir auch sonst schon finden können.“

Nur einer steckte sich den Zweig an den Hut und sagte: „So habe ich doch ein Andenken an den Kaiser Otto.“ Und als sie abends spät in die Herberge kamen, war der Zweig auf dem Hute des Musikanten zu vollem Golde geworden, und der arme Musikant war nun für sein Leben ein reicher Mann.

Als die andern das sahen, eilten sie zum Berge zurück und suchten im Mondschein nach ihren Zweigen; doch die Zweige waren verschwunden. Am folgenden Morgen spielten sie wieder vor dem Kyffhäuser und spielten drei ganze Tage hindurch; doch der Kastellan des Kaisers brachte ihnen nichts zum Dank. —

Ein armer Schäfer hatte gehört, wie der Musikant durch das Geschenk des Kaisers so reich geworden war, und er trieb nun immer auf den Kyffhäuser und dachte: „Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiser Otto führt: da er ein so liebreicher, wohlthätiger Herr ist, so würde ich ihm meine Armut klagen, und er würde sich gewiß meiner annehmen.“

Und wie er einst auch wieder so bei sich dachte, bemerkte er vor seinen Füßen eine Fallthür, die er nie zuvor gesehen hatte. Er öffnete sie und stieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten, hochgewölbten Saal: Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen roten Bart an einem großen steinernen Tische, und um ihn herum saßen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Schüchtern blieb der Hirt am Fuße der Treppe stehen; doch der Kaiser winkte ihm freundlich und sprach: „Ich weiß schon, weshalb du kommst. Hier nimm dir so viel du brauchst, und wenn du heim kommst, grüß dein Weib und deine Kinder von mir.“ Und damit wies er auf einen Haufen glühender Kohlen, der in einem Winkel lag.

Der Hirt beugte sich ängstlich über die Kohlen, doch er wagte nicht, sie anzurühren. „Greif nur zu! es brennt nicht! Doch nimm nicht zu wenig!“ „Ja zu wenig!“ dachte der Hirt, „wenn nur was zu nehmen wäre! Um Kohlen zu verschenken und arme Leute auszulachen, braucht man kein Kaiser zu sein.“ Doch weil er sich fürchtete zu widersprechen, füllte er seine Hirtentasche mit Kohlen, verneigte sich tief vor dem Kaiser und seinen Rittern und Knappen und stieg die Treppe wieder hinauf. Und als er oben die Kohlen aus der Tasche schütten wollte, war diese voll gediegenen Goldes, und der

Schäfer war so reich wie der Musikant; doch die Fallthür konnte er nie wieder finden. —

Ein andrer Schäfer verlor am Johannisabend seine Herde, die er auf den Kyffhäuser geführt hatte. Er lief durch das Gebüsch und hohe Gras, sie zu suchen, und dabei streifte er, ohne es wissen, mit den Füßen die Wunderblume ab, und sie blieb in seiner Schuhschnalle hängen. Wer diese Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an sich trägt, der kann die Geister sehen: und wie es nun im Thale elf schlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges, und er sah, wie sich der Berg aufthat und der Kaiser Otto mit vielen Rittern herausstieg. Sie waren gar stattlich anzuschauen und begannen auf dem Berge Kegel zu schieben, und als sie eine Weile geschoben hatten, schmaräkelten*) sie. Der Schäfer blieb verwundert stehen und schaute zu. Da schlug es zwölf, und sie stiegen in den Berg zurück, und dieser schloß sich wieder. Der Schäfer nahm zum Wahrzeichen den König der Kegel und steckte ihn in seine Hirtentasche. Er ging weiter nach seinen Schafen, fand sie auch bald und erzählte nun am Morgen den andern Hirten, was er in der Nacht gesehen hatte. Die aber lachten ihn aus; da holte er den Kegel aus der Tasche, und als er ihn ansah, war der ganz von Gold. —

Nachdem der Kaiser Otto wohl manche Hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ging er zur Ruh ins Grab, und an seine Stelle zog der Kaiser Friedrich in den Kyffhäuser. — Nach andern aber soll der Kaiser Otto aus dem Kyffhäuser in das Quedlinburger Schloß gezogen sein und noch jetzt in den tiefen Kellern desselben sitzen. Die Magd des Küsters wurde einst von einem Geiste hinabgeführt und sah den Kaiser; der war ganz von Gold und regte sich nicht. Nach einer alten Wahrsagung soll das Quedlinburger Schloß einst abbrennen: dann wird man den Kaiser unter den Trümmern finden und das Schloß mit dem Golde, in das sein Leib sich verwandelt hat, neu und schöner aufbauen; sein Geist aber wird dann Ruhe finden.



118.

Kaiser Rotbart im Kyffhäuser.

Von diesem Kaiser erzählen viele Sagen. Er soll nicht gestorben sein, sondern im Berge Kyffhäuser schlafend am runden Steintische sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und mit den Augen zwinkernd. Schon zweimal ist sein Bart um den Tisch gewachsen; wenn er ihn zum drittenmal umschlingt, dann wird der Kaiser erwachen, aus dem Berge hinausschreiten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. Dann ergrünt dieser von neuem, und damit bricht eine bessere Zeit an.

Alle hundert Jahre erwacht er einmal, um nach seinen Raben zu schauen. Einst fragte er einen Schäfer, der ihn wachend antraf: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als jener diese Frage bejahte, rief er bekümmert aus: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen.“

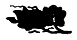
Ein Bauer, der 1669 aus dem Dorfe Reblingen Korn nach Nordhausen auf den Markt fahren wollte, wurde von einem Zwerge veranlaßt, dieses nach dem Kyffhäuser zu bringen. Als er die Säcke ausgeschüttet hatte, durfte er

*) Beim Schmaräkeln wirft man die Kugeln in die Höhe, so daß sie beim Niederfallen die Kegel umschlagen.



sie sich mit Gold wieder füllen. Bei dieser Gelegenheit sah er den Kaiser; doch saß er schlafend und unbeweglich.

Nach andrer Erzählung erhielt der Bauer sein Korn nur zu dem damals sehr hohen Marktpreise bezahlt. Das Geld hatte allerhand Gepräge, auch ein halber Seckel mit dem Bilde des Kaisers Tiberius war darunter.



119.

Die Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Im Dörfchen Tilleda gab einst ein armer, aber allzeit fröhlicher Mann seinen achten Kindtaufsschmaus. Als Getränk konnte er den Paten und Gästen nur schlechten Landwein vorsetzen. Aber dennoch hielt ihr Durst länger an als sein Vorrat, und sie verlangten noch mehr. Da sagte er scherzend zu seiner sechzehnjährigen Tochter: „Geh in den Keller und hole Wein, aber bring

besseren!" „In welchen Keller denn?" fragte jene. „Nun, in den großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser", antwortete der Vater.

Von diesem Keller hatte freilich das Mädchen noch nie gehört. Aber gehorsam nahm sie einen Eimer aus der Küche und stieg den Berg hinan. Sie hatte erst die halbe Höhe erreicht, da stand sie schon vor dem etwas verfallenen Eingange zu einem Keller. Daneben saß eine hochbejahrte Schaffnerin in altertümlicher Tracht, ein großes Schlüsselbund an der Seite. Da das Mädchen vor Erstaunen kein Wort hervorzubringen vermochte, so fragte die Alte freundlich: „Du willst gewiß Wein holen aus dem Ritterkeller?" „Ja", antwortete schüchtern das Mädchen, „aber ich habe kein Geld." „Das macht nichts", sagte die Schaffnerin, „komm nur mit, du sollst besseren Wein haben, als dein Vater je gekostet hat."

Während sie nun miteinander in dem halbverschütteten Gange weiter gingen, mußte das Mädchen erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussähe; und als sie geendet hatte, sagte die Alte: „Ja, mein Kind, so jung und schmuck, wie du bist, war ich auch einst. Da holten mich in einer Nacht die Ritter aus dem Hause, das jetzt deinem Vater gehört, und schleppten mich in einem unterirdischen Gange hierher. Kurz vorher hatten sie am hellen Mittage die vier schönen Jungfrauen geraubt, die man noch jetzt zuweilen auf prächtig aufgeschirrten Pferden umherreiten und dann plötzlich verschwinden sieht. Mich machten sie zur Schaffnerin, und das bin ich noch heute."

Jetzt standen sie vor der inneren Kellerthür, und die Alte suchte einen großen Schlüssel aus ihrem klirrenden Bunde heraus und schloß auf. Wie staunte das Mädchen über die große Menge der Stückfässer, die zu beiden Seiten des gar geräumigen Kellers lagen! Die Schaffnerin klopfte an die Fässer, und manche waren noch ganz, andre nur halb voll. Endlich hatte sie das Faß gefunden, das den Festwein enthielt. Sie füllte daraus den Eimer bis an den Rand und sagte zu dem Mädchen: „So, daran wird dein Vater sich erlaben. Sag aber niemand als ihm, woher der Wein kommt. Dann darfst du immer wieder kommen, so oft ihr in eurem Hause ein Fest feiert. Laßt euch aber beileibe nicht beikommen, von dem Wein, den du hier erhältst, zu verkaufen. Umsonst empfangt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn auch geben!"

Der Wein mundete den Gästen vortrefflich. Solch edler Tropfen war noch nie über ihre Lippen gekommen, und sie hätten gar zu gern gewußt, woher Ilsabe ihn geholt hatte. Aber sie sowohl wie ihr Vater hielten reinen Mund. Und so oft ein Familienfest bevorstand, stieg sie mit ihrem Eimer wieder hinauf zu der freundlichen Kellermeisterin und brachte stets edles Gewächs zurück, wie es nirgend weit und breit zu kaufen war.

Auch der Schenkwirt, der ihnen gegenüber wohnte, hatte einmal von dem Wein gekostet. „Den wollte ich mit zehnfachem Wasser verdünnen", sagte er zu sich selbst, „und doch noch teuer verkaufen." Er legte sich auf die Lauer, und als Ilsabe zum viertenmale mit ihrem Eimer den Weg zum Kyffhäuser einschlug, da folgte er ihr von ferne, und im Gebüsch versteckt, sah er sie mit gefülltem Gefäße aus dem verfallenen Thor treten.

Am nächsten Abend machte auch er sich auf, doch nicht mit einem kleinen Eimer, sondern mit seinem größten leeren Fasse, das er auf einem Karren vor sich herschob. Damit wollte er dann jede Nacht fortfahren, bis er den Burgkeller völlig geleert hätte. Er gelangte auch glücklich an die Stelle, wo das Mädchen am Abend zuvor herausgetreten war. Aber hier erfaßte ihn plötzlich heulend eine Windsbraut und schleuderte ihn samt Tonne und Karren von einer Felsenwand auf die andre, bis er in eine Totengruft hinunterstürzte.

Da sah er einen schwarz behangenen Sarg hereintragen; dem folgten seine Frau und vier Nachbarinnen. Vor Schrecken verlor er die Besinnung.

Als er wieder erwachte und sich in der matterleuchteten Gruft voller Grauen umsah, schlug gerade über seinem Kopfe die ihm wohlbekannte Turmuhr seines Heimatdorfes die Mitternacht. Nun wußte er, daß er sich in der Gruft unter der Kirche von Tilleda befand.

Da kam ein Mönch auf ihn zugeschritten, faßte ihn und trug ihn eine lange Treppe hinauf. Hier drückte jener ihm etwas Geld in die Hand und legte ihn auf den Erdboden.

Als sich der Wirt wieder etwas erholte, fand er sich am Fuße des Kyffhäusers. Mühsam kroch er nach Hause und legte sich krank ins Bett. Er verließ es nicht wieder, denn nach drei Tagen war er tot. Das Geldgeschenk des Mönches reichte gerade zu seiner Beerdigung.



120.

Der Bergmann beim Kaiser Friedrich.

Am dritten Ostertage eines unbekannten Jahres stieg ein Bergmann, der fromm und still für sich lebte und mit niemanden verkehrte, ganz allein den Kyffhäuser hinauf. Als er oben ankam, sah er an dem hohen Wartturme, an dem man schon aus weiter Ferne diesen Berg erkennt, einen steinalten Mönch sitzen mit langem, weißem Barte, der ihm bis auf die Kniee reichte. Da er zögerte, näher zu treten, schlug der Mönch das dicke Buch zu, in dem er gelesen hatte, stand auf und sagte zu dem Bergmann: „Tritt näher, ich will dich zum Kaiser Friedrich führen, den du gern einmal sehen möchtest. Er wartet schon seit einer Stunde auf uns, und der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“

Wenn der Bergmann solchen Gedanken auch wohl gehabt hatte, so überlief ihn doch jetzt eine Gänsehaut von Kopf bis zu Fuß. Aber der Mönch sprach ihm tröstlich Mut ein und warnte ihn nur, ein Wort zu sprechen oder auch nur einen Laut hören zu lassen. So ging er denn freudig auf den Vorschlag ein. Sie stellten sich nun auf dem freien Platze auf, den die halbverfallene Mauer fast kreisförmig umgiebt; der Mönch zog nun um sie einen großen Kreis, schrieb wunderbare Zeichen in den Sand und las in fremder Sprache, die der Bergmann nicht verstand, aus dem dicken Buche lange Gebete mit lauter Stimme vor. Dann rief er dreimal: „Thu dich auf!“ und schlug dabei die Erde mit seinem Krummstabe.

Da erklang's in der Tiefe wie das Donnern eines aus der Ferne herannahenden Gewitters, die Erde erzitterte unter ihren Füßen, der Mönch faßte stützend des Bergmanns Hand, und das mit dem Stabe umschriebene Stück Erde, auf dem sie standen, senkte sich langsam mit ihnen in die Tiefe. Hier traten sie herunter, und die Scheibe hob sich wieder und schloß die Öffnung.

Sie standen in einem weiten Gewölbe. Mit festem Tritte durchschritt es der Mönch und wandte sich einem weiter in das Innere des Berges führenden Gange zu; mit zitternden Knieen folgte der Bergmann ihm nach. Nachdem sie noch mehrere andre Gänge durschritten hatten, in die auf wunderbare Weise etwas Tageslicht fiel, wurde es allmählich ganz dunkel. Doch schimmerte ihnen bald eine ewige Lampe entgegen. Beim Scheine derselben erkannte der Bergmann, daß sie sich jetzt in einem geräumigen Kreuzgange befanden. Hier

zündete der Mönch für jeden eine Fackel an, und bald nachher standen sie plötzlich vor einem großen eisernen Kirchenthore, das mit vielen Riegeln und kunstvollen Schlössern verwahrt war.

Hier sprach der Mönch ein Gebet und hielt dann die Springwurzel an das Schloß, und auf sein „Thu dich auf!“ sprangen mit Donnerkrachen alle Schlösser und Riegel auf, die Thorflügel flogen auseinander, und sie blickten in eine kreisrunde Kapelle, deren Boden spiegelglatt war und wie Eis glänzte. „Sieh“, flüsterte der Mönch dem Bergmann zu, „wer nicht keusch und züchtig gelebt hat, der bricht hier beide Beine und gelangt niemals zu den Seinigen zurück.“ Von der Decke hingen große Zacken von funkelnden Kristallen und Diamanten und zwischen ihnen noch größere Zacken rotschimmernden Goldes hervor; dies alles und die spiegelnden Seitenwände flimmerten und blitzten im Scheine der Fackeln gar zauberhaft schön. Auf einer Seite der Kapelle stand ein Altar von gediegenem Golde, auf der andern ein goldenes Taufbecken mit silbernem Fuß.

Der Mönch führte den Bergmann gerade in die Mitte der Kapelle, gab ihm in jede Hand eine Fackel und bedeutete ihm durch Zeichen, hier stehen zu bleiben. Er selbst ging mit leisen Schritten auf eine silberne Thür zu, klopfte dreimal mit seinem Stabe daran, und geräuschlos sprang die Thür weit auf. Hier war der Bergmann am Ziele angekommen, denn gerade der Thür gegenüber saß auf goldenem Stuhle der Kaiser Friedrich, wie er einst auf Erden wandelte; und er war auch jetzt noch nicht gestorben, denn er zog beständig die Augenbrauen zusammen und nickte mit dem Kopfe, auf dem die goldene Krone funkelte. Sein langer roter Bart reichte ihm durch den Steintisch, durch den er hindurch gewachsen war, bis auf die Füße.

Im Anschauen des großen Herrschers versunken, stand der Bergmann, ohne sich zu nähern, ehrerbietig von ferne. Nun kam der Mönch von der Thür zurück, nahm jenen an die Hand und zog ihn schweigend mit sich fort. Da schloß sich die silberne Pforte lautlos wieder von selbst, und am Ende des Ganges schlug das eiserne Thor mit furchtbarem Krachen, daß es weithin durch die Hallen und Gänge dröhnte, unmittelbar hinter ihnen zu. Als sie in das Gewölbe gelangten, von dem sie ausgegangen waren, senkte sich die vom Stabe umschriebene Erdscheibe langsam vor ihnen nieder, sie traten auf und wurden sanft in die Höhe gehoben. Beim Abschiede gab der Mönch seinem Begleiter zwei kleine Stangen von einem unbekannten Metall, die er für ihn aus der Kapelle mitgebracht hatte. Die Nachkommen des Bergmanns sollen sie noch heute besitzen, und niemand weiß, was es ist.



121.

Der verschüttete Hirt.

Einst weidete ein Hirt aus Sittendorf seine Herde auf dem Kyffhäuser. In den weichen Rasen hingestreckt, schaute er lange träumend in den blauen Himmel hinauf. Da fielen ihm auch die Augen zu, und es war ihm, als stände ein graues Männlein neben ihm mit einer schönen Blume in der Hand und spräche zu ihm: „Du weißt doch, daß in den unterirdischen Gemächern des Kyffhäusers unermeßliche Schätze lagern. Ein Teil derselben ist dir bestimmt. Schau dir diese Blume an! Findest du eine solche, so werden sich alle Thüren vor dir aufthun.“

Als er erwachte, war der Graurock verschwunden. Er überließ die Hut seiner Herde seinem treuen Hunde und machte sich ohne Säumen daran, jene Blume zu suchen. Schon hatte er fast das ganze kleine Gebirge vergeblich durchstreift, da glänzte ihm — er konnte sich nicht irren — die Wunderblume entgegen. Erfreut eilte er mit ihr der Burgruine zu, und er erblickte hier sofort hinter dichtem Gestrüpp und Brombeerranken eine eiserne Thür, die er früher niemals dort wahrgenommen hatte.

Kaum hatte er sie mit seiner Blume berührt, so sprang sie auf, und die Blume in der Hand, durchschritt er weite Gänge und Räume, bis er durch die letzte aufspringende Thür einen großen, hellerleuchteten Saal betrat. Wie schlug ihm das Herz vor Staunen und Freude! wohin er blickte, nichts als Haufen edlen, glänzenden Metalls. Er füllte seine Taschen, so viel sie zu fassen vermochten. Nun war er ein reicher Mann, und im Gedanken daran brach er in hellen Jubel aus. Da — o Schrecken! — schlug knarrend die Thür zu, der er sich gerade zuwenden wollte, und er hörte, wie sich dröhnend und krachend auch alle andern Thüren schlossen, durch die er gekommen war.

So war der Unbesonnene gefangen. Aber er hofft noch immer, daß sich einst sein Kerker wieder öffnen werde; und mancher Sittendorfer, der in den Ruinen umhergeklettert ist, hat ihn seufzen hören.



122.

Die goldenen Flachsknoten.

Vor langen Jahren ging einmal ein ganzer Schwarm Knaben miteinander auf den Kyffhäuser, um Haselnüsse zu pflücken. Als sie ihre Taschen und Leinenbeutel gefüllt hatten, durchstöberten sie auch die Burgruine und entdeckten dabei eine Wendeltreppe, die keiner von ihnen früher wahrgenommen hatte. Neugierig stiegen sie dieselbe hinauf und gelangten oben in ein kleines Gemach mit achteckigen roten und blauen Fenstern. Das mußte vormals die Spinnstube der Burgfrau gewesen sein, denn in einer Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein großer Haufen Flachsknoten. Nach Knabenart füllte sich jeder damit seinen Hut, und auf dem Rückwege warfen sie sich scherzend mit den Knoten und streuten sie auf den Weg.

Als sie nach Kelbra kamen, wurde es Abend; und der ärmste der Knaben trat gerade in die Stubenthür, als seine Eltern das Tischgebet sprechen wollten. Rasch nahm er seinen Hut ab, um mit ihnen die Hände zu falten. Da fiel klingelnd etwas Glänzendes auf den Boden und rollte durch die Stube, und noch einmal, und jetzt eine ganze Anzahl glänzender Kügelchen. Die Mutter sprang eiligst herzu, die andern halfen suchen, und man las neun goldene Flachsknoten auf.

Das unerwartete Geschenk kam den armen Eltern sehr zu statten, denn nun konnten sie den Knaben ein Handwerk lernen lassen, was ihnen bislang nicht möglich gewesen war.

Wie ein Lauffeuer ging die Geschichte von dem wunderbaren Funde durch das Dorf. Alle Nachbarinnen eilten herbei und staunten die goldenen Knoten an, und daheim durchsuchten sie die Hüte ihrer Jungen, doch vergeblich. Am andern Morgen aber in aller Frühe, denn jeder wollte den andern zuvor-

kommen, stürmte ganz Kelbra hinaus nach dem Kyffhäuser. Doch niemand fand die Flachsknoten, niemand konnte auch nur die bunten Glasfenster und die Wendeltreppe auffinden.



123.

Die Wunderblume auf dem Kyffhäuser.

Ein Schäfer aus Sittendorf weidete einst seine Herde am Kyffhäuser. Er war ein junger, frischer Bursch, fühlte sich jedoch heute recht unglücklich, denn er war schon lange mit einem sittsamen Mädchen seines Heimatdorfes verlobt, aber sie waren beide gleich arm, und soviel er sinnen mochte, er fand nicht, wann sie ihren Haushalt begründen könnten.

Doch je näher er dem Gipfel des Berges kam, desto mehr verlor sich seine Traurigkeit; er wußte selbst nicht, warum. Da erblickte er eine Blume zu seinen Füßen, so schön, wie er noch nie eine gesehen hatte, und er pflückte sie und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Verlobten mitzunehmen.

Als jetzt sein Auge auf die ihm wohlbekannte Ruine fiel, erblickte er zu seinem Erstaunen ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur wenig verschüttet war. Er trat hinein und fand den ganzen Boden mit kleinen, glänzenden Steinen bestreut. Davon sammelte er so viel, als er in seinen Taschen unterbringen konnte. Als er sich jetzt dem Ausgange wieder zuwandte, rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Erschrocken beeilte er sich, den Ausgang zu gewinnen, und kaum sah er die Sonne und seine Herde wieder, so schlug die Thür, die er vorher nicht beachtet hatte, krachend hinter ihm zu.

Da dachte er an die schöne Blume und riß eilig den Hut vom Kopfe, um nach ihr zu sehen. Wie schade! er hatte sie beim Stolpern verloren und konnte nicht wieder zurück. Plötzlich stand ein Zwerg vor ihm, der fragte ihn: „Wo hast du die Wunderblume, die du vorhin fandest?“ „Verloren“, antwortete traurig der Schäfer. „Konntest du sie denn nicht besser verwahren!“ erwiderte jener, „gerade dir war sie bestimmt, und sie ist mehr wert als die ganze Rotenburg.“

Als er am Abend seine Braut besuchte, erzählte er ihr von der wunderbaren Blume, und sie waren über den Verlust derselben beide recht traurig. Da erinnerte er sich wieder der Steine in seinen Taschen und warf seiner Braut scherzend eine Handvoll in den Schoß. Und sieh! es waren lauter vollwichtige Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Häuschen und einen Acker und waren in einem Monat Mann und Frau.

Die Wunderblume aber hat mancher vergeblich gesucht. Da die unterirdischen Schätze oft „rücken“, so blüht sie dem Glücklichen, dem sie bestimmt ist, nicht bloß auf dem Kyffhäuser, sondern auch auf dem Questenberge und selbst auf der Nordseite des Harzes.



124.

Der Ziegenhirt am Kyffhäuser.

Ein Ziegenhirt aus Sittendorf, der am Kyffhäuser weidete, pflegte abends seine vorher zerstreute Herde in einem von altem Gemäuer umschlossenen Raume

zu sammeln, um Musterung über sie zu halten. Nun war ihm schon mehrmals aufgefallen, daß eine seiner Ziegen jedesmal bei dieser Musterung verschwand und sich erst nachher wieder bei der Herde einstellte. Eines Abends beobachtete er sie genau und sah sie in eine enge Spalte des Gemäuers schlüpfen, die er früher nicht beachtet hatte. Er überließ die Ziegen der Hut der Hunde und zwängte sich gleichfalls durch die Spalte. Da fand er die Ziege in einer Höhlung, wie sie eifrig die Haferkörner auflas, die einzeln durch die Decke herabrieselten. Kopfschüttelnd betrachtete er diese und vermochte sich den Haferregen nicht zu erklären. Da hörte er über sich ein Wiehern und Stampfen: der Hafer fiel also aus einer Pferdekrippe.

Staunend überlegte er, wie die Rosse in die völlig unbewohnte Ruine kommen mochten. Da stand ein Knappe vor ihm und winkte ihm schweigend, ihm zu folgen. Er führte ihn einige Stufen aufwärts über einen ummauerten Hof in eine rings von hohen Felswänden umschlossene Grotte, die von überhängendem Gezweig so dicht überdacht war, daß nur ein Dämmerlicht hereinfiel. Dieser kühle, schattige Raum hatte eine große Ausdehnung und schloß auch einen schön geebneten Rasenplatz ein, auf dem zwölf ernste Ritter sich mit dem Kegelspiel unterhielten. Schweigend bedeutete ihm der Zwerg, jenen die Kegel aufzurichten.

Anfangs that er das mit schlotternden Knieen, und nur halbverstohlen wagte er einen Blick auf die langbärtigen Ritter und ihre aufgeschlitzten Wämser zu werfen. Allmählich aber verlor sich seine Beklommenheit, und bald griff er sogar nach der Kanne, die der Zwerg neben ihn hingesetzt hatte, und aus welcher ihm der Wein lieblich entgegenduftete, und that einen kräftigen Zug.

Die Ritter schienen des Spiels gar nicht müde zu werden, und er mußte sich bei seiner Arbeit tummeln. Aber ein Zug aus der nie versiegenden Kanne belebte ihn immer von neuem. Endlich aber übermannte ihn doch der Schlaf, und er sank mit einem Kegel in der Hand auf den Rasen.

Als er wieder erwachte, waren die Kegelherren verschwunden, und er lag auf dem Platze, wo er seine Ziegen zu versammeln pflegte. Aber wo mochten diese geblieben sein und seine sonst so zuverlässigen Hunde? Und wie war das Gras in den wenigen Stunden so hoch aufgeschossen! Und standen da nicht Bäume und Sträucher, die vorher nicht dagewesen waren? Kopfschüttelnd rieb er sich die Augen und machte sich auf, seine Herde wieder aufzusuchen. Er durchstreifte alle Wege und Stege, die er mit seinen Ziegen zu durchirren gewohnt war, aber er entdeckte von ihnen keine Spur. Sollten die Hunde sie nach Sittendorf geführt haben? Eiligst machte er sich dahin auf.

Von den Leuten, die ihm vor dem Dorfe begegneten, kannte er niemanden. Auch waren sie ganz anders gekleidet und sprachen ganz anders als seine Bekannten. Wenn er sie nach seinen Ziegen fragte, so staunten sie ihn an und faßten sich an das Kinn. Da that er endlich unwillkürlich dasselbe und fand zu seinem Erstaunen, daß sein Bart um mindestens einen Fuß gewachsen war. Sollte denn die ganze Welt verzaubert sein? oder war er es? Er wandte sich zurück; das war doch der Kyffhäuser, von dem er herunter gestiegen war, und das waren doch die ihm bekannten Häuser und Gärten von Sittendorf. Auch hörte er, daß Knaben einem danach fragenden Wanderer diesen Namen nannten.

Wie im Traume schritt er durch das Dorf und stand nun vor seinem Häuschen. Wie zerfallen sah es aus! Und was wollten denn der fremde Hirtenknabe in zerrissenem Kittel und der abgezehrte Hund, der ihn zähne-

fletschend anknurrte, als er ihn anrief, vor seiner Thür? Er trat durch die Öffnung, an der jetzt die Thür fehlte, hinein, fand aber alles im Innern so wüst und leer, daß er einem Taumelnden gleich zur Hinterpforte wieder hinauswankte. Er rief Weib und Kind bei Namen, aber keine Stimme gab Antwort.

Bald umringte ihn eine ganze Schar Menschen, die den wildfremden Mann mit dem langen eisgrauen Barte anstaunten wie eine Erscheinung aus andrer Welt. Sie fragten ihn, was er hier wolle, und wen er suche. Was sollte er antworten? In seinem eigenen Hause nach sich selbst zu fragen, erschien ihm zu sonderbar. So nannte er denn auf gut Glück den ersten besten Namen, der ihm einfiel. „Kurt Steffen!“ rief er. Die meisten sahen sich schweigend an; nur eine bejahrte Frau antwortete: „Der wohnt schon seit zwölf Jahren unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht mehr kommen.“ „Velten Meier!“ „Gott hab' ihn selig!“ antwortete ein altes Mütterchen, das auf Krücken herangehumpelt war, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren im Grabe.“

Nun erkannte der Ziegenhirt nach und nach seine alt gewordenen Nachbarinnen, und zusammenschaudernd gab er es auf zu fragen. Da drängte sich ein junges, rasches Weib durch die Gasse, das hatte einen einjährigen Knaben auf dem Arm und ein vierjähriges Mädchen an der Hand. Alle drei aber, so fuhr es dem Hirten durch den Sinn, sahen seiner Frau wie aus den Augen geschnitten ähnlich. „Wie heißt ihr?“ fragte er hastig. „Marie“, antwortete sie. „Und wie heißt euer Vater?“ „Peter Klaus; Gott habe ihn selig! Es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn auf dem Kyffhäuser Tag und Nacht suchten, als die Herde ohne ihn zurückkam. Ich war damals sieben Jahre alt.“

Da konnte sich der Ziegenhirt nicht länger halten. „Ich bin Peter Klaus!“ rief er mit Thränen im Auge, und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, dann aber rief eine Stimme und noch eine: „Ja, es ist Peter Klaus! Willkommen, Nachbar! Nach zwanzig Jahren willkommen!“



125.

Kaiser Friedrich beschenkt einen Schäfer.

Ein Schäfer, der auf dem Kyffhäuser seine Herde weidete, hatte davon gehört, daß Kaiser Friedrich darinnen wohnte. Deshalb nahm er eines Tages seine Sackpfeife zur Hand, spielte darauf ein Stück, so gut er es konnte, und rief dann überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!“ Da trat plötzlich der Kaiser zu ihm heraus und sprach gar leutselig zu ihm: „Gott grüß dich, Männlein! Wem zu Ehren hast du gepfiffen?“ „Dem Kaiser Friedrich“, antwortete der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „Hast du das gethan, so komm mit mir, er soll dir darum lohnen.“ Da antwortete der Hirt: „Ich darf nicht von den Schafen gehen.“ Der Kaiser aber sagte: „Folge mir nur nach, den Schafen soll kein Schaden geschehen.“

Nun folgte ihm der Schäfer nach, und der Kaiser nahm ihn bei der Hand und führte ihn nahe bei der Herde zu einem Loche in den Berg hinein. Eine eiserne Thür am Ende des Ganges that sich von selbst vor ihnen auf, und nun traten sie in einen großen, schönen Saal, darin waren viel Herren und tapfere Diener, die dem Schäfer Ehre erzeigten.

Nach einiger Zeit fragte ihn der Kaiser freundlich, welchen Lohn er dafür begehre, daß er ihm gepfiffen habe. „Keinen“, antwortete der Hirt. Aber der Kaiser sagte: „Geh hin und nimm von meinem güldenen Handfaß den einen Fuß zum Lohn.“ Das that der Hirt und wollte sich nun dankend verabschieden. Aber der Kaiser hielt ihn noch zurück und zeigte ihm viel seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen, und gebot ihm, den Leuten zu sagen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Hierauf ließ ihn der Kaiser wieder hinausgeleiten.

Am andern Tage ging der Schäfer mit jenem Fuße zu einem Goldschmied, der erkannte ihn als echtes Gold und zahlte gut dafür.



126.

Wie Kaiser Friedrich die Kunde von Deutschlands Schmach aufnimmt.

Zur Zeit, als der erste Bonaparte auf Frankreichs Throne saß und Deutschland in Fesseln geschlagen hatte, erschien eines Tages einem Schäfer, der am Kyffhäuser seine Herde hütete, die Kaisertochter und führte ihn tief hinab in die Felsenwölbung. Dort sah er den alten Kaiser am Tische sitzen und er zitterte vor Schrecken. Aber die Prinzessin sprach ihm Mut zu und reichte ihm ein Geschenk, so daß ihm wieder leichter um das Herz wurde. Und nun mußte er auf Verlangen der Kaisertochter erzählen, wie es draußen in der Welt herging.

Als er sagte, daß das deutsche Land überschwemmt sei von französischen Heerhaufen, daß ein Bruder des Kaisers jenes Volkes in dieser Gegend herrsche, und daß das arme Vaterland in großer Not und Bedrängnis sich befinde, da zuckte es wie ein Blitzstrahl über Friedrichs Gesicht, seine Augen öffneten sich und sprühten Flammen, seine Rechte griff nach dem breiten Kaiserschwerte, das vor ihm auf dem Tische lag; — aber langsam sank sie wieder zurück, die Augen schlossen sich, und seine Lippen sprachen leise: Mein armes Land!

Nun führte die Prinzessin den Schäfer wieder aus dem Berge; und als er an das Tageslicht kam, dankte er Gott. Für das Geschenk kaufte er sich ein Häuschen; darin lebte er als ein gar stiller Mann.



127.

Kaiser Friedrichs Erlösung.

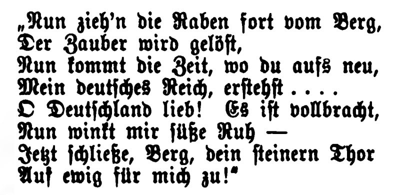
Als vor noch nicht zwei Menschenaltern auf einer kleinen Felseninsel mitten im stürmischen Weltmeer ein berühmter Kaiser verschied, der uns viel Schmach und Herzeleid angethan hat, da wollten seine Anhänger an seinen Tod nicht glauben und meinten ihn bald in Ägypten, bald in Jerusalem oder in der Türkei gesehen zu haben.

Die Harzer wissen es besser. Am selben Tage, wo jener Mann, der mit der Hölle im Bunde einst so viele blutige Siege erfochten hatte, ruhmlos auf dem Felseneiland starb, sahen zwei Männer aus der Goldenen Au einen Mann mit gelblich bleichem Gesicht, in einen grauen Mantel gehüllt, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, den Kyffhäuserberg hinauf zu dem verfallenen

Turme schreiten und darin verschwinden. „Mein Gott, das war Bonaparte!" rief der eine aus. Da hörte man schon aus der Tiefe Schwertergeklirr und wildes Getöse. Der Berg erzitterte, und von der furchtbaren Dröhnung stürzte das Mauerwerk auf dem Kyffhäuser und in der Kapelle zusammen.

Kaiser Rotbart hat gesiegt über den Korsen und ist nun erlöst, und an seiner Stelle sitzt nun der Kaiser der Neufranken mit seinem schwarzen Haupthaar, sinnend und träumend an dem Marmortisch. Doch giebt's für ihn keine Erlösung.

So erzählten zur Zeit, als Hoffmann und Spieker ihre Bücher schrieben, die Einwohner von Tilleda, Kelbra und Wallhausen. Wir preisen uns glücklich, eine schönere und vollkommnere Erlösung des Kaisers Friedrich in der glorreichen Wiederaufrichtung des deutschen Reichs durch den greisen Heldenkaiser Wilhelm I. erlebt zu haben.



„Nun zieh'n die Raben fort vom Berg,
Der Zauber wird gelöst,
Nun kommt die Zeit, wo du aufs neu,
Mein deutsches Reich, erstehst . . . .
O Deutschland lieb! Es ist vollbracht,
Nun winkt mir süße Ruh —
Jetzt schließe, Berg, dein steinern Thor
Auf ewig für mich zu!" (Seidl.)



128.

Die Haselnüsse am Schloßkopf.

Wenn man sich vom Dorfe Breitungen (bei Roßla) eine Viertelstunde nach Südwesten wendet, so gelangt man an den von urbarem Lande umgebenen „Schloßkopf". Auf dem Gipfel desselben liegen, ganz im grünen Buschwerk vergraben, die spärlichen Überreste der Thierburg. Von den Sagen, die sich daran knüpfen, will ich nur eine erzählen.

An einem Sonntag-Nachmittag ging der Leinweberlehrling Heinrich Grimme mit mehreren Knaben in gleichem Alter auf den Schloßkopf, um dort Nüsse zu pflücken. Als sie oben ankamen, fiel ihnen sofort ein Haselstrauch in die Augen, der die übrigen überragte wie ein Riese die Zwerge. Seine Schüsse waren so dick wie ein Mannsarm, und er hing von oben bis unten ganz voller Nüsse. Da dauerte es nicht lange, so hatten sie alle ihre Taschen gefüllt.

Als sie sich nun zum Weggehen anschickten, da sahen sie am Berge eine offen stehende Thür, und voller Neugierde gingen sie hinein. Gleich vorn im Raum fanden sie einen Hackeklotz, auf dem lag ein Beil. Das ergriff Heinrich, um damit einen Hieb zu thun. Aber die andern sagten: „Ei, laß doch! es ist ja ganz stumpf." Da warf er das Beil wieder hin. Nun fanden sie am Boden eine dicke eiserne Kette, die war so schwer, daß niemand sie aufheben konnte. Da ließen sie „das alte Eisen" liegen und gingen immer weiter in den Berg hinein. Plötzlich stockte ihr Fuß, denn sie erblickten vor sich einen

großen Hund. Von Schrecken gejagt, stürzten sie, der eine noch rascher als der andre, den Weg zurück, den sie gekommen waren, und krachend schlug die Thür hinter ihnen zu. In diesem Augenblicke läutete es gerade Mittag im Dorfe, und — verschwunden waren Thür und Haselstrauch. Aber die Nüsse hatten sie richtig in der Tasche, und sie schmeckten ihnen daheim recht gut.



129.
Der Glockenguß zu Stolberg.



Am Hardtwalde bei Steigerthal (im Kreise Ilfeld) steht ein alter Stein, in den eine Glocke und eine Keule eingehauen sind. Was mag er bedeuten?

In Stolberg am Harz wohnte einst ein gar geschickter Glockengießer, und weit und breit erklang von manchem Turme ein lieblich Geläute zur Ehre Gottes, das aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Nun bestellte auch die Stadt Stolberg bei ihm eine Glocke, und voller Freude darüber, daß er seinem

Heimatsorte ein Werk seiner Hände hinterlassen konnte, machte er sich an die Vorbereitung zum Guß, um eine Glocke herzustellen, die alle andern, die er geschaffen hatte, weit übertreffen sollte. Aber diesesmal wollte ihm der Guß, so viel er auch sann und versuchte, durchaus nicht nach Wunsch gelingen.

Verdrießlich unterbrach er seine Arbeit und machte sich auf, um seinen Vater, der ein berühmter Glockengießer in Nordhausen war, um Rat zu fragen. Seinem Gesellen aber befahl er, auf den Tag seiner Rückkehr, den er ihm bezeichnete, alles zur Wiederaufnahme des Gusses bereit zu halten. Damit war der Geselle nun bald fertig, und er sann und zerbrach sich den Kopf, warum dem Meister, mit dem er schon so manche schöne Glocke gegossen hatte, diesesmal die Arbeit nicht gelungen war. Nach langem Grübeln glaubte er den Grund erkannt zu haben, und nun arbeitete er rastlos Tag und Nacht, um den Meister freudig zu überraschen, und siehe, der Guß gelang vortrefflich.

Doch jetzt mischte sich in seine Freude und Genugthuung auch die Besorgnis, ob der Meister seine Eigenmächtigkeit gutheißen werde, und er beschloß, ihm entgegen zu gehen und ihn zu besänftigen. Er traf ihn am Hardtwalde bei Steigerthal, wie er sich da niedergelassen hatte, um sich von dem anstrengenden Marsche zu erholen. Verwundert schaute der Meister auf, als er den Jüngling wider Verabredung ihm entgegenkommen sah, und erkundigte sich nicht ohne Besorgnis, wie es zu Hause stände. Da konnte dieser das Geheimnis nicht länger bewahren, und er erzählte dem Meister, wie alles gekommen war, und daß die Glocke nun fertig und wohlgelungen zu Hause stehe. Je weiter er sprach, desto dicker schwollen dem sonst so milden Meister die Zornesadern, die Scham, von seinem Gesellen übertroffen zu sein, wurde zur grimmen Wut darüber, und ohne zu wissen, was er that, sprang er auf, ergriff seinen Knotenstock und versetzte dem Jünglinge einen so gewaltigen Hieb über das Verzeihung bittend gesenkte Haupt, daß er lautlos zusammenbrach.

Als er den unglücklichen Gesellen blutüberströmt und brechenden Blickes am Boden liegen sah, da erwachte er aus seinem Zornestaumel, das Entsetzen ob der gräßlichen That, die seine Hand verübt hatte, packte den starken Mann, und von Gewissensangst gejagt, eilte er von dannen. Doch bald kehrte er wieder um und lief denselben Weg wieder zurück: vielleicht war der Unglückliche noch zu retten, der Blutstrom noch zu stillen. Vergebliche Hoffnung! er lag schon starr und kalt, mit gebrochenem Auge da.

Nun irrte er wieder die ganze Nacht unstät und flüchtig im Walde umher. Als aber der Morgen anbrach, wurde er ruhiger in seinem Gemüte, denn er wußte nun, was er zu thun hatte. Er ging nach Stolberg und stellte sich dem Gerichte, und da er selbst alles, ohne zu beschönigen, eingestand, so bedurfte es keiner langen Untersuchung, er wurde zum Tode verurteilt und nach der Hinrichtung an der Stelle eingescharrt, wo er zum Mörder geworden war. Der erschlagene Jüngling aber wurde auf dem Kirchhofe des jetzt wüsten Dorfes Grumbach begraben.

130.

Der silberne Nagel bei Stolberg.

Am Wege von Stolberg nach der Josephshöhe, wie man den Auerberg jetzt zu nennen pflegt, steht ein Wegweiser, der nach der alten, verschütteten Grube „Silberner Nagel“ zeigt. Wie diese aufgenommen wurde und wieder in Verfall geriet, erzählt folgende Sage.

Vor mehreren Jahrhunderten, als noch Stolberg den Bergstädten beigezählt wurde, wohnte am Markte daselbst, im später Kerstschen Hause, ein Steiger, der eifrig und unermüdlich nach Silber führenden Erzgängen suchte. Doch war all sein Mühen bislang vergeblich gewesen. Da durchstreifte er eines Tages wieder, das Gestein untersuchend, kreuz und quer die Berge und kam dabei auch in die oben bezeichnete Gegend. Hier erschien ihm plötzlich eine weiße Jungfer; die fragte ihn freundlich, wonach er forsche und suche. Traurig klagte er ihr, daß der Bergbau um Stolberg dem Erliegen nahe und all sein Suchen und Schürfen nach neuen edlen Gängen erfolglos sei. Da sagte sie zu ihm: Ich will dir einen Erzgang zeigen, so reich, wie ihn noch niemand hier gefunden hat; doch mußt du mir versprechen, mich zur Frau zu nehmen und dadurch zu erlösen, und niemals mich daran zu erinnern, daß ich ein Berggeist gewesen bin. Freudig gab er ihr dieses Versprechen, und nun schritt sie leichtfüßig vor ihm her, bis sie unter den Auerberg kamen, und hier schlug sie einen 6 Zoll langen silbernen Nagel in den Boden und befahl dem Steiger, an dieser Stelle zu schürfen. Und als dieser am folgenden Tage hier einschlug, da that sich seinen entzückten Augen ein edler Silbergang in einer Mächtigkeit von 7—8 Fuß auf.

Der früher so arme Steiger hatte von dieser Entdeckung Ehre und guten Verdienst. Auch lebte er mit seiner Frau gar glücklich und zufrieden. Trotzdem aber kam es eines Tages zu einem kleinen Zwist zwischen ihnen, und in seiner Erregung ließ er sich dazu hinreißen, seiner guten Frau vorzuhalten, daß sie ohne ihn nichts sei, da er sie erst erlöst habe. Da sah sie ihn traurig an, eilte dann fort aus seinem Hause und stürzte sich, ehe er es verhindern konnte, in den neuen Schacht. Und wie mit einem Schlage war der reiche Erzgang, den man abzubauen angefangen hatte, in totes Gestein verwandelt, und nach langen, kostspieligen Versuchsbauten mußte man die Grube auflassen.

Doch nach einiger Zeit schien der Zorn des Bergweibleins besänftigt; sie zeigte sich wieder den Bergleuten in durchsichtiger Gestalt. Auf die Kunde davon beschlossen fremde Gewerken, die Grube wieder aufzunehmen, und belegten sie mit Bergleuten aus Stolberg. Als diese in die Tiefe gelangten, hörten sie eine wundervolle Musik, und als sie derselben nachgingen, sahen sie zwei weißgekleidete Weiber tanzen und bei ihnen auch eine Mannsperson. Sobald sich diese beachtet sahen, tanzten sie einer Ecke zu und verschwanden da vor ihren Augen. Doch hatten sie die Bergleute nicht ohne Grund an diese Stelle gelockt: in der Ecke zeigte sich wieder der Erzgang in seiner früheren Mächtigkeit. Hocherfreut eilten sie zu dem gräflichen Bergmeister und statteten ihm Bericht ab. Da sagte dieser: „Ihr werdet doch nicht solche Thoren sein, für Fremde diese reichen Erze zu langen! Laßt sie stehen für Stolberg!“ Gehorsam verschütteten sie die Erzspuren, so daß die Gewerken sich nach vieler Zubuße zurückziehen mußten. Doch als man nun den Schutt hinwegräumte, um das Erz für die Landesherrschaft zu gewinnen, da war nichts, gar nichts mehr davon zu sehen. Seitdem liegt die Grube „Silberner Nagel“ tot und verlassen. Erst wenn sich auf dem Schlosse gleichzeitig ein 7 m hoher Rosenstock und ein weißer Sperling finden werden, soll die Grube ihre Schätze von neuem erschließen. Ob wir das wohl erleben?



131.

Die Jungfer auf der Güntersburg.

Auf dem steilen Kohlenberge beim Städtchen Güntersberge liegt die Trümmerstätte der Güntersburg. Hier zeigt sich oft in stiller Nacht eine weiße Jungfer mit einem Schlüsselbunde am Gürtel. Hin und wieder läßt sie sich auch wohl einmal am Tage sehen.

So hütete einst ein junger Hirt seine Herde auf der angrenzenden Wiese. Da kam die Jungfer, in ein weißes, duftiges Gewand gehüllt, und pflückte sich Blumen zu einem Strauße. Als sie deren genug hatte, näherte sie sich ihm, blickte ihn freundlich an und ließ eine schöne Blume vor ihm niederfallen. Schnell bückte sich der Jüngling, hob die Blume auf und steckte sie dankend an seinen Hut. Dann wandte sich die Jungfer der Burgstätte zu, winkte aber dem Hirten, ihr zu folgen.

Auf der Spitze des Berges traten sie in einen unterirdischen Gang ein, eine Pforte öffnete sich, und der Jüngling glaubte sich in eine Märchenwelt versetzt. Vor ihm lagen weite, hell erleuchtete Gewölbe und Grotten; die Wände derselben blitzten wie der klare Gebirgsbach im Sonnenschein; funkelnde Steine glänzten mit rotem, blauem und grünem Schimmer ihm entgegen, Gewinde von Blumen, die sein Auge nie zuvor geschaut hatte, und aus denen statt des Duftes sanfte Töne drangen, überzogen die Wände; in kunstvoll geformten Gefäßen lag schimmerndes Metall und leuchtendes Gestein; — er wagte kaum zu atmen. „Nimm, was du begehrst“, sprach die Jungfer, „aber wähle weise!“

Da griff der Hirt frohlockend nach dem Golde und den Edelsteinen und füllte sich hastig die Taschen. Und als nichts mehr hineinging, riß er sich den Hut vom Kopfe und häufte ihn bis zum Rande. Dabei fiel die schöne Blume auf den Boden, aber er hatte des in seiner Geldgier nicht acht. Dann stürmte er dem Ausgange zu. „Vergiß das Beste nicht!“ rief ihm die Jungfer nach. Aber ohne ein Wort des Dankes, ohne auch nur einen Blick rückwärts zu werfen, eilte er den Berg hinab und machte erst auf der Wiese bei seiner Herde Halt. Aber als er nun seinen Hut ausschüttete und seine Taschen leerte, fand er nichts darin als wertloses Gestein.



132.

Das Questenfest.

Im Dorfe Questenberg am Südharze, welches seinen Namen nach dem in Ruinen liegenden Schlosse Questenberg führt, wird alljährlich am dritten Pfingsttage das sog. Questenfest gefeiert.

Schon wochenlang beschäftigt man sich mit der Vorbereitung desselben. Vor allem wird Umschau nach einer Eiche gehalten, welche sich zum „Questenbaum“ eignet. Am Himmelfahrtsfeste oder am Sonntage vor Pfingsten ziehen dann die jungen Burschen in den gräflichen Forst Rückfeld, um jene Eiche zu fällen. Ist dies geschehen, so wird sie aller Zweige und Zacken sorgfältig entledigt, dann sauber entborkt und nun von sechzehn Männern und Burschen auf den Questenberg getragen. Die Zahl der Träger darf niemals geringer oder größer sein; sie dürfen Hebebäume und Stützen anwenden, unter keinen Umständen aber sich eines Wagens oder der Hülfe von Zugtieren bedienen.

Doch wurde nur in älterer Zeit jedes Jahr ein neuer Questenbaum gehauen; später geschah dieses alle sieben Jahre, und seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts schlägt man zur Schonung des Waldes nur dann einen neuen, wenn der alte morsch zu werden droht. (In den andern Jahren zahlt die gräfliche Rentenkammer zu Roßla eine Geldentschädigung.)

Am dritten Pfingsttage — das Herkommen fordert: vor Sonnenaufgang — kommt ein Mann aus dem benachbarten Dorfe Rotha und meldet sich im Questenberger Pfarrhause mit den Worten:

„Wir sind die Männer von Rothe
Und bringen die Käse mit dem Brote."

Für das Brot und die vier Käse, welche er bringt, muß der Pfarrer ihn bewirten. Auch stellt er ihm eine Bescheinigung aus, daß er die Abgabe rechtzeitig und in hergebrachter Weise entrichtet hat. Erscheint nämlich der Rothaer Bote zu spät oder gar nicht, so haben die Questenberger das Recht, den Rothaern die beste Kuh von der Weide zu nehmen; nur müssen sie dieselbe an Ort und Stelle schlachten und verzehren. Damit der Bote nicht aus Schabernack unterwegs aufgehalten wird, begleiten ihn meistens einige andre Einwohner von Rotha. Dies Botenamt wechselt der Reihe nach; früher kam es stets dem jüngsten Ehemanne zu.

In den Jahren, in denen ein neuer Questenbaum gefällt wird, kann aus dem Verkaufe der Äste, sowie der Stützen, Hebe- und Tragebäume, welche wie jener im Rückfelde gehauen werden dürfen, das sog. Questenbier beschafft werden. Als jenes noch alle Jahre geschah, erhielt der Pfarrer regelmäßig davon fünf bis sechs Maß als Geschenk. Doch mußte er es dem überbringenden Burschen persönlich abnehmen.

Das eigentliche Fest beginnt mit einer kirchlichen Feier. Vor Anfang derselben stellt sich die ganze Mannschaft des Dorfes, mit Ober- und Untergewehr bewaffnet und mit einer helmartigen Kopfbedeckung geschmückt, zwischen Kirche und Pfarrhaus in zwei Reihen parademäßig auf, der Pfarrer schreitet durch sie hin zur Kirche, und alle folgen ihm dahin. In dem Gottesdienste weist der Pastor auf den sagenhaften Ursprung und die Bedeutung des Festes hin.

Dann marschiert die junge Mannschaft, von der ganzen Gemeinde und von oft in großer Zahl herzugeströmten Gästen von nah und fern begleitet, mit Musik und Trommelschlag und flatternden Fahnen auf den weißen Felsen des südlich vom Dorfe belegenen Questenberges, auf dem der Questenbaum steht. Ein junger Bursch besteigt diesen und schmückt ihn mit einem wagenradgroßen Kranze von frischen Maien (d. i. Birkenreisern) mit „Quästen" an den Seiten, und andere Burschen hängen an die beiden abgestutzten Seitenzweige kleinere, reich mit Bändern verzierte Kränze. Dann durchschießen die ältesten Burschen das Kranzrad dreimal, und alle umtanzen jubelnd den Baum.

Nun geht der Zug zurück zum Dorfe, in dessen Mitte vor der Schenke aus grünen Maien ein Laubzelt errichtet ist, und das Fest findet in fröhlichem Tanze seine Fortsetzung.

Über die Entstehung des Questenfestes erzählt die Sage folgendes:

Vor sechshundert Jahren wohnte auf der Burg Questenberg, welche damals Finsterberg hieß, ein Ritter namens Knaut. Im Besitze eines lieblichen Töchterchens trübte nichts sein und seiner Gattin Glück. Da trug es sich an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1300 zu, daß das Kind, als es sich

in der Nähe der Burg die ersten Blumen pflückte, von seiner Wärterin unbeachtet, im Walde verirrte. Voller Freude sprang es von einer schönen Blume zur andern; nun hatte es beide Hände und die Schürze voll und wollte, was es gefunden hatte, jubelnd der Mutter bringen; da sah es sich in einer ihm gänzlich unbekannten Gegend des meilenweiten finstern Waldes und wußte nicht, wohin es sich wenden sollte.

Unterdes hatte wohl die Wärterin die Abwesenheit des Kindes bemerkt und nach ihm sich mit immer wachsender Angst umgesehen, aber um dem wohlverdienten Tadel aus dem Wege zu gehen, machte sie davon keine Meldung. Schon war die Sonne im Scheiden begriffen, und ihre letzten Strahlen vergoldeten noch eben die höchsten Gipfel der Berge. Nach seiner Gewohnheit war der Burgherr hinausgetreten, um mit seiner Tochter zusammen vom höchsten Punkte des Schloßberges aus den Untergang der Sonne zu betrachten. Da sie ihm nicht, wie sonst, entgegensprang, so fragte er ängstlich die Wärterin nach ihr und erfuhr nun zu seinem Schrecken, daß sie schon seit Stunden verschwunden war. Sofort sandte er alle seine Leute in den Wald hinaus, sie zu suchen. Aber die Sonne sank tiefer hinter die Berge hinab, und keiner kehrte mit dem Kinde zurück, und die Aufregung und Angst in der Burg stieg immer höher. Konnte das Kind nicht schon in einen Abgrund gestürzt, nicht schon eine Beute der Wölfe geworden sein! Erst tief in der Nacht kehrten die Burgleute still zurück; sie hatten rufend den Wald nach allen Seiten weithin durchstreift, aber keine Spur von Jutta entdeckt.

Als kaum der nächste Tag graute, bot der Ritter die Bewohner der sieben benachbarten Ortschaften, die seiner Gerichtsbarkeit unterstanden, zum Suchen auf. Aber es schien, als wäre Jutta vom Erdboden verschwunden. Schon sank die Sonne zum zweitenmale hernieder, da endlich fand ein Köhler aus „Finsterberg“ (Questenberg) das wie durch ein Wunder Gottes wohlbehaltene Kind auf einer Waldwiese in der Gegend von Rotha. Ohne Sorgen um seine Rückkehr hatte es hier, im Schatten einer Eiche sitzend, aus den gesammelten Blumen einen großen Kranz gewunden, zwei Quäste (Sträuße von Pfingstblumen) daran befestigt und dann auf einen Stecken gehängt.

Der Freudenruf des Köhlers pflanzte sich weithin durch die Waldung von Mund zu Mund fort, von allen Seiten eilten die Suchenden herbei und schlossen sich dem immer größer werdenden Zuge des Köhlers an. Boten eilten diesem voraus, und mit Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott begrüßten die glücklichen Eltern das verlorene und nun wiedergefundene Kind.

Den Köhler, der dieses gefunden und gerettet hatte, belohnte der Ritter damit, daß er ihm erlaubte, Zeit seines Lebens in den Questenbergschen Waldungen alles Holz zum Kohlenbrennen unentgeltlich zu hauen. Den sieben Gemeinden, die so treulich nach dem Kinde gesucht hatten, schenkte er die sog. Landgemeinde, eine große, zwischen ihren Dörfern gelegene Fläche, zu gemeinsamer Benutzung, der Gemeinde Rotha außerdem die Wiese, auf der das Kind gefunden war, — sie hieß seitdem die Fräuleinwiese. Doch wurde dieser Gemeinde als Strafe dafür, daß sie nicht selbst das Kind entdeckt hatte, jene Abgabe von einem Brot und vier Käsen auferlegt.

Den Questenbergern gab der Ritter am andern Tage ein Fest mit Musik und Freibier und bestimmte, daß dieses Fest alljährlich in der oben beschriebenen Weise gefeiert und die Kosten desselben aus dem Erlöse der Waldungen bestritten werden sollten.

133.
Die Wunderblume.

Unter den Trümmern der Burg Questenberg liegen große Schätze begraben, und mancher Familie Reichtum soll von dort stammen.

Einst fand ein Mann aus Sangerhausen, der nach dem Dorfe Questenberg wollte, auf dem Anger im Thale eine schöne Blume. Er pflückte sie ab und nahm sie mit. Als er in das Dorf kam, dachte er bei sich: „Du bist schon so oft in Questenberg gewesen und noch niemals auf der alten Burg. Heute hast du Zeit; sollst also einmal hinaufsteigen.“ Oben angekommen, erblickte er eine eiserne Thür in dem alten Gemäuer; die sprang vor ihm auf, als er hinzutrat, und vor ihm lag ein großer Keller mit ganzen Haufen von Gold und Silber. „Da lohnt sich doch der Aufstieg!“ sprach er zu sich und packte sich alle Taschen voll, und als nichts mehr hineingehen wollte, füllte er sich auch noch den Hut bis an den Rand mit Goldmünzen und trug ihn mit beiden Händen. „Vergiß das Beste nicht!“ rief ihm da eine Stimme zu. Verwundert schaute er sich um. Was konnte gemeint sein? Hatte er doch vom Besten, vom Golde, genommen! Und vorsichtig ging er mit seiner Last der Thür zu. Kaum hatte er einen Fuß hinausgesetzt, so schlug die Thür krachend zu, und da er den andern Fuß nicht so rasch nachziehen konnte, so wurde dieser arg gequetscht. Die Wunde heilte zwar wieder, aber er mußte sein Leben lang hinken.

Hätte er die Wunderblume nicht im Keller liegen lassen, so hätte er von den Schätzen noch öfter holen können.



134.
Der versunkene Schatz.

Im dreißigjährigen Kriege flüchteten die Einwohner der Dörfer in der Goldenen Au in den Harzwald und auch auf die Questenburg und verbargen ihr Geld im Gemäuer. Aber viele konnten es später nicht wiederfinden, weil es die Berggeister als ihr ursprüngliches Eigentum wieder an sich genommen hatten.

Eines Sonntags wanderte ein Questenberger im Sonntagskleid zur Burg hinauf, und als er die Trümmer durchschritt, erblickte er auf einmal den Eingang zu einem Gewölbe, das er noch nie bemerkt hatte. Obwohl es ihm graute, und er ein Spiel des Teufels vermutete, so bewog ihn doch seine Neugierde sowohl, als auch die Vermutung, daß hier vielleicht ein Schatz zu heben sei, in den dunkeln Raum einzutreten. Der Weg führte ihn abwärts immer tiefer in den Berg hinein; endlich erblickte er eine lichte Gestalt, welche mit der Hand auf einen großen Braukessel voll von blanken Goldstücken zeigte und die Worte sprach: „Nimm dir ein Goldstück, aber nur eins, und komm alle Tage wieder und hole dir eins, aber nur eins!“ Der Questenberger gehorchte und ging; holte alle Tage sein Goldstück und kam wochen- und monatelang jeden Tag.

So hatte er schon viele Goldstücke gesammelt, da zog beim Anblick des schönen Goldes die Habgier in sein Herz, und er entschloß sich, von nun an täglich zwei Goldstücke zu nehmen. Er that es, und siehe, es geschah ihm nichts, und alles blieb, wie zuvor. Nun wurde er dreister und meinte, er

brauche seiner Habsucht gar keine Zügel mehr anzulegen. Am andern Morgen nahm er alle seine Säcke mit hinauf und stand schon vor dem ersten Hahnenruf in dem Gewölbe. Noch fand er den Kessel mit seinem blinkenden Inhalte auf der wohlbekannten Stelle; aber als er seine Hände ausstreckte, um einen Sack zu füllen, da hemmte ein gewaltiges Krachen seinen Arm. Von Schreck betäubt, taumelt er zurück und sieht kaum noch, wie der Kessel in unabsehbare Tiefen hinabsinkt und blaue Flammen über ihm zusammenschlagen. Ohnmächtig und regungslos stürzt er zusammen. Aber als er erwacht, da liegt er neben dem Turme auf dem Rasen; die brennenden Strahlen der Morgensonne haben ihn geweckt. Niemals wieder verlangte er danach, die Burg zu betreten und nach dem versunkenen Schatze zu spähen.

Es sollen nun zwar nach ihm noch andere Schatzgräber gekommen sein, von denen man sagt, sie hätten die Öffnungen im Turmgewölbe durchbrochen. Schon hatten sie mit Fausts „Höllenzwang" den Schatz vermocht, sich zu zeigen, als einer von ihnen anfing zu sprechen. Da ertönte eine Stimme: „Weichet zurück! Nicht euch wird dieser Schatz hier aufgehoben, sondern der Graf von Stolberg soll ihn haben, welcher mit Augen von zweierlei Form und Farbe geboren wird." Hierauf verschwand der Schatz wieder, und alle sind seitdem des Suchens müde geworden.



135.

Des edlen Moringers Wallfahrt.

Nicht fern von Sangerhausen liegen über dem Dorfe Morungen die Ruinen der gleichnamigen Burg. Nach dieser benannte und schrieb sich ein (dem niederen Adel angehörendes) Dienstmannengeschlecht, dessen ältestes bekanntes Glied der Ritter Heinrich von Morungen ist, der bedeutendste Minnesänger vor Walther von der Vogelweide.

Von diesem „edlen Moringer" erzählt die Sage folgendes:

Der edle Ritter faßte einst in einer Nacht, die er in Frieden und Ruhe in seiner Burg zubrachte, den Entschluß, weit hinzuziehen „in Sankt Thomas Land", und er verabschiedete sich von seiner Frau, befahl ihr Leute und Gut und sagte ihr, daß sie sieben Jahre seiner harren sollte. Frühmorgens stand er auf, kleidete sich an und beauftragte seinen Kämmerer, sieben Jahre lang, bis zu seiner Wiederkehr, seiner Frau als Vormund zur Seite zu stehen. Aber der Kämmerer antwortete: „Frauen tragen langes Haar und kurzen Sinn; fürwahr, nicht länger als sieben Tage mag ich eurer Frauen Pfleger sein." Da ging der edle Moringer zu dem jungen Herrn von Neufen und trug ihm dieselbe Bitte vor; und der sagte es ihm zu und gelobte seine Treue.

Also zog der edle Moringer fern dahin, und ein Jahr verstrich um das andre. Als das siebente seinem Ende entgegenging, lag er eines Tages schlafend im Garten. Da träumte ihm, ein Engel riefe ihm: „Erwache, Moringer, es ist Zeit! Denn kommst du heute nicht heim, so nimmt der junge von Neufen dein Weib." Als er erwachte, raufte er sich vor Leid seinen grauen Bart und klagte Gott und dem heiligen Thomas flehentlich seine Not. Mit Gedanken schwerer Sorge entschlief er von neuem.

Als er nun erwachte und die Augen aufschlug, wußte er zuerst nicht, wo er war; dann aber sah er, daß er daheim vor seiner Mühle lag. Er dankte Gott und ging mit Trauer im Herzen in die Mühle. „Mutter", sagte er zu

der Müllerin, „was giebt's neues in der Burg? ich bin ein armer Pilgrim.“ „Viel Neues“, antwortete der Müller statt seiner Frau, „der von Neufen will sich bald mit des edlen Moringers Frau vermählen! Leider soll unser guter Herr tot sein.“

Da ging der edle Moringer an sein eigen Burgthor und klopfte kräftig an; und als der Burgwart heraustrat, gebot er ihm und sagte: „Geh und sag deiner Herrin, hier stände ein elender Pilgrim. Nun bin ich vom weiten Gehen so müde geworden, daß ich sie um ein Almosen bitte, um Gottes und Sankt Thomas willen und um der Seele willen des edlen Moringers.“ Als der Burgwart diese Botschaft ausrichtete, befahl die Frau, das Thor eilends aufzuthun und dem Pilger ein ganzes Jahr lang zu essen zu geben.

Der edle Moringer trat in seine Burg, und es war ihm so leid und schwer, daß ihn kein Mann begrüßte, und er setzte sich still auf eine Bank. Als aber die Abendstunde kam, sagte einer der Dienstmannen: „Sonst hatte mein Herr Moring die Sitte, daß kein fremder Pilger schlafen durfte, er sang denn zuvor ein Lied.“ Das hörte der junge Herr von Neufen und rief: „Singt uns, Herr Gast, ein Liedlein, ich will's euch reichlich lohnen.“ Da hub der edle Moringer an und sang ein Lied, das anfängt: „Eins langen Schweigens hatt' ich mich bedacht, so muß ich aber singen als eh“ u. s. w. Er sang darin, daß ihn der junge Herr an der alten Braut rächen und sie mit Ruten schlagen sollte; und daß er ehemals Herr gewesen und nun Knecht wäre, und daß man ihm auf der Hochzeit eine alte Schüssel vorgesetzt hätte.

Sobald die edle Frau das Liedlein hörte, mußte sie ihres toten Gemahls gedenken, und ihre klaren Augen trübten sich, und sie setzte selbst dem Pilgrim einen goldenen Becher hin und schenkte ihm darein des besten Weines. Moringer trank und zog von seiner Hand ein Ringlein von rotem Golde — damit war ihm seine liebe Frau vermählt worden —, that das in den Becher und gab diesen dem Mundschenk, daß er ihn der Herrin brächte.

„Das sendet euch der Pilger“, sagte der Schenk; „laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau!“ Und als sie trank und das Ringlein erblickte, rief sie laut: „Mein Herr ist hier, der edle Moringer!“ stand auf und fiel ihm zu Füßen: „Gott willkommen, liebster Herr, und lasset euer Trauern sein! Meine Ehr' und Treue hab' ich euch behalten; und hätt' ich sie gebrochen, so sollt ihr mich vermauern lassen.“

Wie aber erschrak der von Neufen! „Liebster Herr“, so bekannte er und fiel ihm zu den Knieen: „Treu' und Eid hab' ich gebrochen, darum schlagt mir ab mein Haupt!“ Doch der edle Moringer erwiderte: „Das soll nicht sein, Herr von Neufen! Vielmehr will ich euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben. Nehmt sie und laßt mir meine alte Braut!“ Des war der von Neufen herzlich froh und nahm die Tochter.



136.

Die Asseburger Becher.

In einer klaren, mondhellen Winternacht schlief in einem der Gemächer der Asseburg ruhig und friedlich die Herrin mit ihren Kindern. Da fühlte sie plötzlich ihre aus dem Bette herabhängende Hand sanft gedrückt, und ein glückseliges Lächeln flog über ihr Antlitz, denn ihr träumte, ihr Gemahl, der mit dem Kaiser nach Italien gezogen war, sei zurückgekehrt und reiche ihr die

Hand zum Willkommen. Doch jetzt wurde ihre Hand geschüttelt, und sie erwachte mit den Gedanken an ihren fernen Gemahl. Dabei schaute sie durch das Fenster in die mild strahlende Scheibe des freundlichen Vollmondes. Zurück in das Zimmer wandte sie den Blick erst, als ihr die Hand wieder, wie vorhin im Traume, gestreichelt wurde, und da sah sie zu ihrer Überraschung ein Bergmännlein vor ihrem Bette stehen. Das sah sie demütig bittend an und flehte: „O, gütige Herrin, ihr helft ja jedem Kranken und Notleidenden, wollet denn auch mit mir kommen und meinem schwer leidenden Weibe beistehen!"

Frau Helene, die gewohnt war, unter den Angehörigen ihres Schlosses als barmherzige Samariterin zu walten, warf eiligst ihre Kleider über, hüllte sich in einen Mantel und folgte dem Kleinen in die kalte Winternacht hinaus. Alle Thüren und Thore öffneten sich von selbst vor ihnen. Nicht fern von der Burg kamen sie an den Eingang einer Felsenhöhle, und in dieser betraten sie einen steil abwärts führenden Pfad durch die Felswände, der durch das flimmernde Gestein auf allen Seiten tageshell erleuchtet schien. Dann gelangten sie durch viele sich kreuzende und verschlingende Gänge in das Gemach, in dem das kranke Weib des Bergmännleins im Bette lag. Ehrerbietig machten die Weiblein, die das Schmerzenslager umstanden, der Burgherrin Platz. Tröstlich sprach diese der Leidenden zu, und die Kunst, die sie sich an so manchem Bette erworben hatte, reichte zu ihrer eigenen Freude aus, jener zu helfen.

Da drängten sich die winzigen und zierlichen Basen und Gevatterinnen herzu, küßten ihr die Hände und den Saum ihres Gewandes und dankten mit lautem Jubel. Das Weib des Zwerges aber überreichte ihr mit Thränen der Freude drei goldene Kugeln und drei kristallene Becher: „Verschmähe nicht", so bat sie, „diese Gabe, so gering sie dir auch erscheinen mag. Aber sie ist bestimmt, dir und deinem Hause für alle Zeiten das Glück zu erhalten. So lange nämlich eins dieser sechs Stücke im Besitze deiner Nachkommen bleibt, wird dein Stamm grünen und blühen und sich immer weiter ausbreiten, so lange werden deine Kinder und Kindeskinder hoch angesehen sein im Rate und Gefolge der Fürsten und geehrt und geliebt von jedermann. Werden aber die Kugeln verloren gehen, und wird der letzte Becher zerbrechen, dann wird auch der letzte deines Geschlechtes die Augen schließen, und von dem Reichtum und der Macht der Asseburger wird man nur noch in Büchern lesen. Verwahre sie darum gut und befiehl auch deinen Nachkommen, sie in Ehren zu halten." Dankend nahm die Burgfrau die Geschenke der Zwergin entgegen und hüllte sie sorgsam in ihr Tuch; und das Bergmännlein führte sie auf demselben Wege wieder in ihr Schlafzimmer zurück.

Als sie am andern Morgen erwachte, hielt sie dieses Erlebnis für einen Traum und vergegenwärtigte sich noch einmal alle Einzelheiten desselben. Da fiel ihr Blick auf den Tisch vor ihrem Bette; so war es also doch kein Traum gewesen! Da standen ja die drei Becher vor ihr, und in jedem lag eine goldene Kugel! Der Worte der Zwergin gedenkend, legte sie die Gaben in die Truhe, in der sie ihre Kostbarkeiten verwahrte. —

Der zweite Teil unserer Geschichte spielt einige Hundert Jahre später, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Segenswunsch des Bergweibleins hatte sich erfüllt, denn wenn auch die alte Stammburg längst in Trümmern lag, das Geschlecht der Asseburger war hochgeehrt bei hoch und niedrig und nannte, weitausgebreitet, zahlreiche Schlösser und Güter sein. Die goldenen Kugeln waren im Laufe der Zeit abhanden gekommen, denn nicht

alle Glieder des Geschlechts legten den Geschenken denselben Wert bei wie ihre Ahnfrau Helene. Die drei Becher aber waren im Besitze einer verwitweten Frau von der Asseburg, die auf dem Schlosse Wallhausen in der Goldenen Au wohnte und ihres Schatzes sorgsam hütete.

Sie besaß nur zwei Kinder, zwei erwachsene Söhne, welche zusammen auf dem Gute Brücken wohnten. Einst besuchten sie ihre Mutter an deren Geburtstage und brachten noch einen Freund, den Herrn von Werther, mit. In großer Gesellschaft wurde fröhlich der Abend gefeiert und dem Weine aus dem Keller der freigebigen Mutter tapfer zugesprochen. Als die Feststimmung auf ihrem Höhepunkte war, schlug der älteste Sohn vor, nun auch einmal das Wohl der Mutter aus den drei alten Familienbechern zu trinken, und er bat die Mutter, sie zu holen. Vergeblich sträubte diese sich dagegen und mahnte davon ab, denn ihr ahnte ein Unglück. Sie vermochte aber den Bitten und Einwänden des geliebten Sohnes nicht länger Widerstand zu leisten und holte seufzend die Becher herbei. Nur bat sie die Zecher dringend, sorgsam mit ihnen umzugehen, da das Glück des Hauses an sie geknüpft sei. Lachend ob ihrer Besorgnis füllte der ältere Junker die Becher mit perlendem Rheinwein, jeder der drei Freunde nahm einen zur Hand, und klingend stießen sie kräftig zusammen. Aber o weh! in den Klang so voll und rund wie Glockenton und in den Jubel der Freunde mischte sich ein schriller Klang: der Becher des älteren Junkers lag in Scherben am Boden. Starrer Schrecken ergriff die ganze Gesellschaft, und die Mutter sank, düsterer Ahnungen voll, halb ohnmächtig in ihren Sessel zurück. Wohl versuchte der Herr von Werther, den Bann, der auf allen Anwesenden lag, durch den Hinweis zu lösen, daß ja noch zwei Becher unversehrt seien und das Glück des Geschlechtes mithin noch immer gesichert sei, aber die fröhliche Stimmung wollte nicht zurückkehren, und auch die sonst redseligste Zungen blieben stumm. Ja, die Gesellschaft brach bald unter allerlei Vorwänden auf, so daß nur die drei Freunde und die Schloßherrin zurückblieben.

Da befahl auch der Herr von Werther seinem Knechte, anzuspannen, und die Brüder von der Asseburg erklärten, mit ihm nach Brücken zurückfahren zu wollen. Vergebens bat und beschwor sie die Mutter, diese Nacht bei ihr zu bleiben und erst am Morgen nach Brücken zu fahren. Aber der jüngere Sohn meinte, Unglück könne sie auch im Hause der Mutter treffen, und der ältere spottete, ob sie denn wegen eines einzigen zerbrochenen Bechers in den Winkel kriechen sollten. Der Mutter jede weitere Rede abschneidend, umarmten sie dieselbe, sprangen in ein paar Sätzen die Treppe hinab und saßen im nächsten Augenblicke im Wagen. Ein kurzer Zuruf, und dahin sausten die feurigen Tiere. Jetzt schon hatten sie den Flecken hinter sich; aber mußten sie nicht unwillkürlich an den zertrümmerten Becher denken, als nun die Rosse, wilder werdend, den Gehorsam versagten und, vom Wege ablenkend, quer über eine Wiese dem jähen Ufer des Helmeflusses zustürmten? Für ihr Leben kämpfend, legten sie sich mit aller Kraft in die Zügel, die Pferde wurden nur um so unbändiger, die Zügel rissen, der vom Regen aufgelockerte Uferrasen gab nach, und Rosse und Wagen sanken in den Fluß und wurden von dessen vom geschmolzenen Harzschnee furchtbar angeschwollenen Fluten begraben.

Am andern Morgen wurden der armen Mutter die Leichen der beiden Söhne, die der Fluß an andrer Stelle ans Ufer geworfen hatte, ins Haus getragen. Seitdem war die Lebenskraft der nun kinderlosen Witwe gebrochen, noch ein Jahr lebte sie in Kummer und Klage und sank dahin wie eine mehr

und mehr erlöschende Flamme. Dann bettete man auch sie an den Ort des ewigen Friedens. —

Die beiden andern Becher von starkem, gelblich grünem Glase sind noch heute unversehrt im Besitze des Geschlechts. Der eine wird auf Hinneburg in Westfalen, eine der ältesten Besitzungen der Familie, der andre, dreifach behütet, auf der Burg Falkenstein im Harze verwahrt und den Fremden gern gezeigt.



137.
Die Gebetssäulen vor Sangerhausen.

Auf dem Schützenplatze vor Sangerhausen steht unmittelbar vor dem Thore auf einem Steinsockel eine Gebetssäule und eine ganz ähnliche elfhundert Schritte westlich davon vor dem St. Julianen-Hospitale. Die Heiligenbilder und Inschriften, welche einst hineingemeißelt gewesen sind, hat der Zahn der Zeit längst weggenagt, nur auf der westlicheren Säule ist noch die Jahreszahl 1575 und darunter B. V. D. A. zu lesen.

Bernd von der Asseburg — so sind diese Buchstaben zu deuten — wohnte auf dem Schlosse Wallhausen und hatte auch in Sangerhausen (in der sog. Kemnate, der Ulrichskirche gegenüber) einen Freisitz. Sein Vater, der gleichfalls Bernd hieß und auf dem Falkenstein saß, hatte drei Kohlenbrennern aus dem Mansfeldischen die Forstorte Hoyerberg, Bartenberg und Siebenthal zum Abholzen verkauft, dabei aber deren Größe zu hoch angegeben. Als diese das erkannten und nach den Vermessungen, die sie vornehmen ließen, zu beweisen imstande waren, war jener bereits verstorben, und sie verklagten nun den Sohn auf Herauszahlung des zuviel erhaltenen Kaufgeldes. Bernds geschickter Anwalt wußte die Sache aber so zu wenden, daß jener durch einen Eid die Unrechtmäßigkeit der Forderung beweisen konnte.

Aber dieser Eid lag ihm seitdem schwer auf der Seele. Er reiste von einem seiner Schlösser auf das andre, von Wallhausen nach dem Falkenstein, von Beyernaumburg auf seinen Sangerhäuser Freisitz; aber er konnte nirgend Ruhe für sein Gemüt finden. Da beschloß er, eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu machen; und als er erst nach mehreren Jahren von dort zurückkehrte, war er ein ganz andrer, ein frommer Mann geworden. Um von dem Getriebe der Welt unberührt zu bleiben, zog er sich auf seinen stillen Freisitz in Sangerhausen zurück.

Hier führte er auch einen Entschluß aus, den er bereits in Jerusalem gefaßt hatte. Dort war er in gläubiger Andacht mehrmals den Schmerzensweg, den Weg, den unser Herr mit seinem Kreuze hat gehen müssen, barfuß und barhaupt gewandelt und hatte dabei die Länge desselben ausgemessen. Um diese Pilgerfahrt daheim gleichfalls fortsetzen zu können, wollte er vor Sangerhausen zwei Gebetssäulen genau in gleicher Entfernung errichten. Als er indes an die Ausführung gehen wollte, kamen ihm Zweifel, ob er sich nicht doch geirrt haben könnte, und er sandte zwei fromme Brüder auf seine Kosten nach Jerusalem, seine Maße doch einmal an Ort und Stelle zu prüfen. Sie bestätigten seine Angaben, und er stellte nunmehr die beiden Gebetssäulen auf, und wandelte dann bis an sein Ende jeden Tag diesen Weg, indem er dabei an den gedachte, der für uns sein Kreuz nach Golgatha getragen und an demselben für uns zum Fluche geworden ist. Er war ein Christ geworden in

der That und in der Wahrheit, denn sein Christentum gestaltete sein Leben völlig um: das zeigte sich insbesondere in seinem Verhalten gegen Arme und Notleidende. Während er diese früher aus Geiz mit Hunden und Peitschenhieben vom Hofe zu jagen pflegte, that er ihnen nun viel Gutes und hieß mit Recht der Freund der Armen.



138.
Die Gans im Kloster Kaldenborn.

Noch in diesem Jahrhundert konnte man 3 km südlich von Emseloh die Ruinen des einst reichen und hochberühmten Klosters Kaldenborn sehen. Doch allmählich wurden sie immer unbedeutender, denn die Einwohner von Riestedt benutzten sie als Steinbruch; und die letzten Reste sind bei Anlage der Halle-Kasseler Eisenbahn durch den Damm zugeschüttet. Wie die Sage erzählt, fand dieses Kloster seinen Untergang durch den Ungehorsam eines Mönches.

Dem Kloster war nämlich bei seiner Gründung — man weiß nicht mehr von wem — eine weiße Gans geschenkt, welche zwölf goldene Eier bebrütete, und es war ihm die Weissagung geworden, daß es bestehen und wachsen würde, bis ein Laie jenes Nest erblicke. So hielt man denn die brütende Gans seit Jahrhunderten im Innern des Klosters ängstlich verborgen, und einer der Mönche hatte Tag und Nacht darüber zu wachen, daß kein Uneingeweihter den Ort betrat oder auch nur zu Gesicht bekam, wo jenes vom ganzen Kloster hochverehrte Tier seinen Sitz hatte.

Eines Tages war niemand im Kloster anwesend, als der zum Wächter bestellte Mönch. Da hielten drei adlige Fräulein zu Rosse vor der Klosterpforte und begehrten Einlaß. Als der Wächter ihnen öffnete und sie nach ihrem Begehr fragte, baten sie ihn inständig, ihnen doch einmal die Gans mit den goldenen Eiern, von denen so viel Wunderbares erzählt werde, zu zeigen. Wie ihm zur Pflicht gemacht war, wies er sie ab. Da wurden sie noch neugieriger und zudringlicher und bestürmten den armen Klosterbruder derart mit Bitten und überschütteten ihn mit Freundlichkeit, daß er, zumal von ihrer lieblichen Erscheinung bestochen, seinen Widerstand aufgab. „Ich will euch zu dem Wunder führen", sagte er, „aber ihr müßt mir zuvor mit einem heiligen Eide geloben, daß ihr niemals einem Menschen verratet, daß ihr die Gans gesehen habt. Brächet ihr den Schwur, so würdet ihr damit Unheil über euch und mich bringen. Denn in demselben Augenblicke wird die Gans in eine schwarze Katze verwandelt, und die Eier werden schwarz, so daß ich vor meinen Klosterbrüdern als Verräter dastehe und von eurer Treulosigkeit den Tod habe; das Kloster aber wird verfallen, und ihr werdet von Stund an verwelken." Die Fräulein leisteten den Eid und bekamen dann die Gans zu sehen.

Von dem Tage an hatte der junge Mönch keine ruhige Stunde mehr. Er fürchtete die Plauderhaftigkeit der Mädchen und bereute immer von neuem, vor ihrem liebenswürdigen Überreden zum Verräter an seinem Kloster geworden zu sein. Fast stündlich sah er nach der Gans, und die fortwährende Angst und Sorge rieb ihn fast auf. So war etwa ein Jahr dahingeschlichen, da erwachte er in einer Nacht aus einem schreckhaften Traume. „Nun ist das Unglück hereingebrochen!" war sein erster und einziger Gedanke, und nur halb angekleidet, stürzte er, um nachzusehen, nach dem Orte hin, wo die Gans

brütete. Als er die Thür öffnete, da o weh! stürmte eine schwarze Katze an ihm vorüber, die Gans war verschwunden, und in dem Neste lagen schwarze Eier. Wie versteinert schaute er sie eine Zeitlang an. Dann aber schüttelte er gewaltsam die Beklemmung ab, denn es galt einen raschen Entschluß. Ohne an Essen und Trinken zu denken, ergriff er seinen Wanderstab und eilte aus dem Kloster hinaus, um unbekannt in fremdem Lande der ihm daheim drohenden schrecklichen Todesstrafe zu entgehen.

Die Eidbrüchige war das jüngste der Fräulein. Schon lange hatte ihr das Geheimnis auf den Lippen gebrannt, und am Tage zuvor hatte sie es ihrem Vater ausgeplaudert. Da ergriff den Greis, der sich der grausigen Folgen sofort bewußt war, solch Entsetzen, daß er sich von der Zinne seines Bergfrieds hinunterstürzte. Die drei blühenden Jungfrauen verwelkten von Stund an, und das Kloster verfiel. Nur die schwarze Katze hat man noch manchmal auf den Trümmern gesehen.



139.

Pickelhäring in Schraplau.

An der Südseite der Kirche in Schraplau steht ein Steinbild, welches einen Ritter darstellt, dem die rechte Hand fehlt. Das ist keiner von den Grafen von Mansfeld, deren viele als Besitzer des Schlosses Schraplau in dieser Kirche beigesetzt sind, sondern Pickelhäring, der Besitzer des Schlosses Schafstedt.

Er lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und war ein guter Freund des Grafen Pappenheim, der in jenem Kriege dem Kaiser als Feldzeugmeister gedient und sich nach dem Friedensschlusse auf seinem Schlosse Schraplau zur Ruhe gesetzt hatte. Und wenn es hier ein Fest zu feiern galt, durfte Pickelhäring nicht fehlen.

Auch zur Taufe seines Söhnchens lud ihn Pappenheim samt vielen Grafen und Rittern ein. Da ging es hoch her, und die tapferen Gäste thaten dem vorzüglichen Weinkeller des Taufvaters alle Ehre an. In fröhlichster Stimmung ging man von andrer Unterhaltung zuletzt zu Pfänderspielen über, und dabei wurde unter anderm dem Pickelhäring aufgegeben, den Grafen Pappenheim zu küssen. Er umschlang den Freund mit seinen gewaltigen Armen, aber seiner Sinne nicht mehr recht mächtig, biß er ihn in die Nase. Das nahm jener aber sehr übel und versetzte ihm eine kräftige Ohrfeige. Die Gäste sprangen dazwischen und verhinderten weitere Thätlichkeiten. Aber wutentbrannt verließ Pickelhäring sofort den Saal, und schüttelte, ehe er vom Hofe sprengte, drohend seine Faust zum Fenster hinauf und rief mit furchtbarem Schwur: „Pappenheim, diesen Schlag räche ich mit deinem Blute!“

Er that es wie ein Meuchelmörder, denn bei dem Gute Etzdorf schoß er seinen früheren Freund hinterrücks nieder. Doch stellte er sich sofort selbst dem Gerichte. Dieses überlegte lange und fällte endlich das Urteil: Pickelhäring soll das Land verlassen, oder die rechte Hand verlieren. Er wählte das letztere und ließ sich die Hand abhauen, mit der er seinen Freund ermordet hatte.

Als er später sein Ende nahen fühlte, bestimmte er, man sollte ihn in der Kirche zu Schraplau neben seinem alten Freunde, dem er in blindem Zorn

das Leben genommen hatte, begraben und ihm zum warnenden Beispiel für die Nachwelt einen Stein errichten, auf dem er mit abgehauener Rechten dargestellt wäre.

So geschah es; und noch heute ist das Bild erkennbar.



140.

Wie der salzige Mansfelder See entstanden ist.

Als unser Herr Christus noch auf Erden weilte, kam er auch einmal in die Grafschaft Mansfeld, um zu sehen, wie man ihn hier aufnehmen würde. Am ersten Tage gelangte er bis in das Dorf Röblingen, und da es schon dunkelte, so beschloß er, sich hier eine Nachtherberge zu suchen: er klopfte an die Thür eines stattlichen Hauses, dem man es ansah, daß wohlhabende Leute darin wohnten, und trug der Herrin desselben demütig sein Begehr vor. Aber die hartherzige und geizige Frau trieb ihn mit Scheltworten von dannen.

Da wandte er sich zum nächsten Hause, einer armseligen, kleinen Hütte, und trug auch hier seine Bitte vor. Und es ward ihm nicht nur die Thür sofort aufgethan, sondern die gute Frau, die hier wohnte, trug auch dem unbekannten Gaste das Beste auf, was sie in ihrer Armut zu bieten vermochte, und bereitete ihm darnach ein bequemes Nachtlager.

Am andern Morgen nahm der Fremdling dankend Abschied und sagte zu der Frau: „Weil du mich so freundlich beherbergt hast, so möge die erste Arbeit, die du heute verrichtest, viel hundertmal gesegnet sein!“ Sie freute sich der wohlmeinenden Worte, ohne diesen aber irgend welche Bedeutung beizulegen; auch war sie nicht gewohnt, bei einer Wohlthat, die sie erwies, zu überlegen, ob diese ihr auch Nutzen bringen könnte.

Es war ihre Absicht, heute Morgen ein Stück Leinwand, die sie selbst gesponnen und gewebt hatte, wohlhabenden Leuten zum Kauf anzubieten. Sie nahm die Rolle deshalb aus ihrer Truhe, um sie zunächst mit der Elle auszumessen, damit sie wüßte, wieviel sie dafür fordern könnte. Ohne das Stück dabei besonders zu beachten, maß sie soviel Ellen und noch einige mehr, wie jenes nach ihrer Schätzung etwa haben mußte. Erst als auch jetzt das Ende ihr noch immer nicht in die Hand kam, warf sie einen Blick auf die Rolle Leinwand, und nahm nun zu ihrem Erstaunen wahr, daß diese noch ebenso dick war wie zu Anfang. Sie maß noch eine Weile weiter, und das Stück wollte gar kein Ende nehmen. Nachdenklich hielt sie inne und konnte das Wunder nicht begreifen. Da fielen ihr die Abschiedsworte des Gastes ein, und sie erkannte nun, daß dieser kein gewöhnliches Menschenkind gewesen sein konnte. Worte innigen Dankes auf den Lippen und im Herzen maß sie nun ihre Rolle zu Ende und bekam soviel Leinwand, daß sie sie kaum im Hause unterzubringen vermochte. Nun war sie für die Zukunft aller Not und Sorge enthoben.

Mit einem Teile ihres Leinenvorrates begab sie sich sofort zu ihrer reichen Nachbarin, legte dieser die schöne Ware zum Kaufe vor und erzählte ihr dabei mit freudeerfülltem Herzen, mit welchem Segen sie auf das wunderkräftige Wort ihres Gastes überschüttet war. Da erkannte jene mit Neid und Ärger, wen sie von ihrer Schwelle gewiesen hatte, und beschloß, ihm nachzueilen und zurückzuholen. Gedacht, gethan. Als sie atemlos vor dem Dorfe ankam, sah sie den Wundermann in der Ferne langsam seines Weges ziehen. Sie ver-

doppelte ihre Schritte, winkte und rief und erregte dadurch auch wirklich die Aufmerksamkeit des Wanderers, denn er blieb, sie erwartend, stehen. Keuchend kam sie heran und bat ihn: „Verzeihe mir, Herr, daß ich dich gestern abwies vor meiner Thür; es thut mir jetzt aufrichtig leid. Und zum Beweise, daß du mir verzeihst, kehre mit mir wieder um und schenke auch meinem Hause die Ehre deines Besuches. Ich will dir dienen und aufwarten, so gut ich kann."

Und der Herr gab ihren Bitten nach, obwohl er wußte, daß nur Neid und Habsucht sie umgewandelt hatten und leiteten. Die Frau bewirtete nun den, den sie gestern mit Schimpf und Schande fortgetrieben hatte, heute in Erwartung einer großen Belohnung mit allen Ehren.

Als er am andern Morgen Abschied nehmen wollte, konnte sie es nicht abwarten, was der Herr ihr schenken oder verheißen würde, sondern sie trug ihm unbescheiden selbst die Bitte vor, er möchte doch ihr Thun gerade so segnen wie das ihrer Nachbarin. „Nun wohl", erwiderte er, „so möge denn dein nächstes Thun viel hundertmal gesegnet sein." Worte des Dankes auf den Lippen, Geldgier im Herzen, ließ sie ihn ziehen.

Was sie nun thun wollte, hatte sie sich bereits überlegt: sie wollte ihr Geld zählen, denn „Je größer Geld, je größer Glück!" Als kluge, berechnende Frau sah sie aber ein, daß zur Unterbringung eines so unermeßlichen Schatzes viele Gefäße erforderlich waren, und sie machte sich deshalb zunächst daran, alle ihre Körbe und Eimer, Töpfe und Tiegel, Fässer und Wannen, Koffer und Kasten auszuleeren und bereitzustellen. Wie sie nun Umschau haltend auf dem Hofe umherging, fiel ihr Blick auf ein mächtiges Faß, welches sie mit Lauge für die bevorstehende große Wäsche gefüllt hatte. Da sagte sie frohlockend: „Du kommst mir gerade recht. Bald sollst du einen Inhalt haben, wie ihn noch kein Faß gehabt hat."

Damit kippte sie das Faß um, daß die Lauge sich plätschernd und spritzend über den Hof ergoß. Aber welch ein Schrecken fuhr ihr durch die Glieder, als aus dem Plätschern ein Rauschen und Brausen, aus dem Wässerlein ein Wasser und aus dem Wasser ein immer höher anschwellender Strom wurde, dessen Fluten sich schäumend und alles mit sich fortreißend, thalwärts wälzten und binnen kurzem die ganze Niederung ausfüllten! So wurde aus der Lauge der salzige See.



141.

Der Steinberg am salzigen See.

Das Dorf Aseleben wird vom salzigen See durch einen Berg getrennt. Auf diesem hütete einst ein Schäfer seine Herde und setzte sich gerade zum Frühstücken zurecht. Da kam eine Frau den Berg heraufgestiegen; das war Frau Holle, die wollte auf der andern Seite wieder hinuntergehen und im See baden. Als sie am Schäfer vorüberkam, bat sie ihn freundlich um ein Stücklein seines Brotes. Aber höhnend antwortete er: „Mein Brot habe ich mir sauer verdient und esse es darum selber. Willst du essen, so arbeite wie ich!" Da berührte ihn Frau Holle mit ihrer Rute, und augenblicklich war er in Stein verwandelt. Sie berührte seine Hunde, die links und rechts neben ihm lagen, und sie erstarrten zu Stein. Dann berührte sie auch die Schafe, und die ganze Herde verwandelte sich, wie jene, in Stein.

Von den Hunderten solcher Steinblöcke groß und klein, mit denen der Berg nun gleichsam übersäet war, bekam dieser den Namen Steinberg, doch nannte man ihn auch zuweilen, gleichfalls in Erinnerung an jenes Ereignis, Schafberg. Viele dieser Blöcke, in die man schon vor Jahrhunderten viele eiserne Nägel eingeschlagen hatte, sind jetzt beseitigt, aber unter denen, die noch an Ort und Stelle geblieben sind, erkennt man deutlich denjenigen, der aus dem am Boden sitzenden Schäfer mit seinem über die Schulter gelehnten Hirtenstabe geworden ist.

142.

Das Himmelfahrtsbier.

In der Nähe der Mansfelder Seeen liegen die Dörfer Gödewitz, Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe. In diesen wird jährlich das sog. Himmelfahrtsbier gefeiert, ein Fest, bei dem man eine Tonne Bier trinkt und dann in einer zu diesem Zwecke erbauten Scheune, der neben der Kirche stehenden Himmelfahrtsscheune, tanzt. Die Kosten des Festes werden von den Einwohnern jedes Dorfes gemeinschaftlich getragen; nur die beiden zur Leitung des Festes erwählten Bierherren sind beitragsfrei. Jeder Fremde, der vorübergeht, wird zum Mittrinken eingeladen, und es darf kein Tropfen vom Biere übrigbleiben. In Gödewitz muß am Himmelfahrtsmorgen jedes Haus einen seiner Bewohner auf den sog. Bierhügel zum Biertrinken schicken, in den übrigen Ortschaften trinkt man das Bier im Dorfe selbst. Wollte eines dieser Dörfer diesen Brauch abstellen und aufgeben, so müßte es, wie man dort sagt, der Obrigkeit einen Bock mit goldenen Hörnern, zwei Fuder Semmeln und eine Tonne Mückenfett liefern.

Vor hundert Jahren trank man vor Beginn des Tanzes das Bier, und zwar genau sieben „Rinkeimer", am Gemeindebrunnen. Dabei wurde in Fienstedt, und auch wohl in den übrigen Ortschaften, regelmäßig eine Schrift folgenden Inhalts verlesen: Vor sechshundert Jahren kam einmal eine Königin namens Elisabeth am Himmelfahrtstage durch Fienstedt. Da gingen ihr die Einwohner entgegen, um sie zu begrüßen, und überreichten ihr sieben Rinkeimer Bier zum Geschenk. Darüber freute sich die Königin so, daß sie Fienstedt und den andern Gemeinden, die dasselbe gethan hatten, alle Steuern für ewige Zeiten unter der Bedingung erließ, daß jede Gemeinde der Königin zu Ehren alljährlich am Himmelfahrtstage sieben Rinkeimer Bier trinke. Daran knüpfte dann der Vorleser die Mahnung an die Gemeinde, das Fest nicht untergehen zu lassen; sie müßte sonst der Obrigkeit den Zehnten und dazu noch ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln entrichten. —

Auch in folgender Fassung ist die Sage bekannt: Einst verstieß ein Graf von Mansfeld seine Gemahlin; und da diese nicht wußte, wohin, so nahmen jene fünf Ortschaften sich ihrer an und gaben ihr Unterhalt, so gut sie konnten. Nach einiger Zeit erkannte der Graf die Unschuld der Verstoßenen und holte sie mit allen Ehren in sein Schloß zurück. Den fünf Gemeinden aber erzeigte er sich dadurch dankbar, daß er ihnen den Zehnten für immer erließ; doch verpflichtete er sie, alle Jahre am Himmelfahrtstage ein Fest zu feiern und dabei zu seinem Gedächtnis eine Tonne Bier zu trinken.

Am ausführlichsten erzählt folgende Sage die Veranlassung des Himmelfahrtsbieres. Zur Zeit der Kreuzzüge ließ sich, wie viele andre, auch ein Ritter in den Harzlanden zur Annahme des Kreuzes bereden. Seine Bürger und seine junge Frau Elisabeth überließ er der Obhut und dem Schutze seines Bruders, und machte sich auf die Fahrt, um den Türken das gelobte Land zu entreißen. Als ein Jahr verstrichen, ohne daß Kunde von ihm eingetroffen war, wurde der Bruder unfreundlich gegen seine Schwägerin, und als sich gar nach drei Jahren das Gerücht verbreitete, der Ritter wäre im Kampfe gegen die Türken gefallen, da jagte er sie hartherzig aus dem Schlosse.

Nur von ihrer treuen Amme Gertrud begleitet, wanderte Frau Elisabeth hinaus in das Elend. Nur langsam und mühsam kamen sie vorwärts, denn es war Winterszeit, und die Wege lagen tief verschneit. Als sie am Abend des dritten Tages ein Dorf erreichten, waren sie so ermattet und hinfällig, daß sie an eine Fortsetzung ihrer Flucht vorläufig nicht denken konnten. Da erbarmte sich ihrer ein alter Mann, der vor seiner Thür stand; er lud sie ein, sich bei ihm auszuruhen und satt zu essen. Wie dankbar folgten ihm die Armen in seine Hütte und wärmten sich an seinem Herde und labten sich an seinem Brote! Als Frau Elisabeth dann vertrauensvoll dem braven Landmann ihre traurige Geschichte erzählte, bat der Alte sie, bei ihm, wo niemand sie suche und vermute, zu bleiben und die Rückkehr ihres Gemahls abzuwarten. Mit Freuden nahm Elisabeth dies Anerbieten an und versprach ihrem uneigennützigen Wirt, bei ihrem Gemahl demnächst dafür zu sorgen, daß diesem Dorfe — es hieß Gorsleben, wie sie erfuhr — der Zehnte erlassen würde.

Der Bauer gab nun die beiden Frauen für seine Muhmen aus. Darüber schüttelten die übrigen Gorsleber Bauern nun freilich anfangs die Köpfe und fragten unter einander: Wie kommt der alte Hans zu einer so feinen und schönen Muhme? Als sie aber sahen, wie Elisabeth gleich ihrer Amme überall im Hause und im Garten trotz ihrer zarten Hände die Arbeit angriff, gewöhnten sie sich an den Gedanken und gewannen die beiden Frauen um ihres Fleißes und ihrer Sittsamkeit willen bald lieb. Auch in den benachbarten Dörfern, in denen Hans viele Verwandte besaß, gewannen sich die beiden fremden Frauen bald viele Freunde, und jedermann bestrebte sich, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen.

Auf den Winter, welcher Frau Elisabeth rascher verging, als sie gedacht hatte, folgte ein wunderbar schöner Frühling. In der Frühe des Himmelfahrtstages schlossen sich die beiden Frauen der ganzen Gemeinde an, als diese, groß und klein, nach altem Brauch auf einen benachbarten Berg stieg, um dort den Aufgang der Sonne zu betrachten. Jetzt wurde die Dämmerung lichter, und erwartungsvoll schauten die Frauen gen Osten; da hörten sie ein Geräusch wie das Gebrumm einer Mühle, die ersten Strahlen schossen herüber, und nun stieg die Sonne in ihrer ganzen Pracht und strahlenden Schöne hinter dem Berge empor. „Willkommen! willkommen!“ riefen sie, von diesem herrlichen Anblick hingerissen, ihr unwillkürlich entgegen. Da brauste und schnaubte es hinter ihnen, und als sie sich erschrocken umwandten, hielt Elisabeths Gemahl auf seinem Rappen vor ihnen. Das Übermaß der plötzlichen Freude ließ Elisabeth freilich ohnmächtig niedersinken, aber in den Armen des so lange schmerzlich beweinten Gatten erwachte sie bald wieder und erzählte diesem nun, der sich verwunderte, sie hier unter Bauern und in Bauernkleidern zu finden, wie trübe es ihr ergangen war, und führte ihn zu

den guten Leuten, die ihr in ihrer Not Obdach, Brot und Schutz gewährt hatten.

Gern erfüllt der Ritter die Bitte seiner Gemahlin, den Gorsleber Bauern und deren Nachbargemeinden den Zehnten zu erlassen. Zugleich aber bestimmte er, daß der Tag, an dem er seine Gattin wiedergefunden hatte, für immer ein Freudentag sein sollte. An jedem Himmelfahrtstage sollten jenen Gemeinden einige Tonnen Bier von Mansfeld geliefert werden, und zum Mittrinken auch die Fremden eingeladen werden, die ihr Weg vorüberführe. Vier Bierherren sollten auf Ordnung halten und für das Behagen der Gäste sorgen, und die ganze Gemeinde, jung und alt, sollte sich an diesem Tage, festlich geschmückt, in der bisherigen Zehntscheune, die nun keine Garbe mehr aufzunehmen hatte, zu fröhlichem Tanze versammeln. Unterließen aber ihre Nachkommen diese Feier, so müßten sie wieder den Zehnten entrichten und außerdem ein kohlschwarzes Rind mit vier weißen Füßen und einer weißen Bläße, einen schwarzen Bock mit vergoldeten Hörnern, ein vierspänniges Fuder Semmeln und eine Tonne Mückenfett liefern.

In dankbarer Erinnerung an das edle Paar, das die Äcker ihrer Gemarkung zehntfrei gemacht hat, feiern die Gorsleber mit ihren Nachbarn den Tag noch immer.

143.

Die Nixe im süßen See.

Unfern des süßen Mansfelder Seees liegt ein Dorf, in dem ehemals jeden Sonntag-Nachmittag und -Abend Musik und Tanz im Wirtshause stattfand. Dazu fanden sich herkömmlich auch die Burschen und Mädchen der benachbarten Dörfer zahlreich ein.

Seit einiger Zeit erschien dazu nun auch ein Mädchen, das niemand kannte, und von dem niemand wußte, woher es kam. Das war so wunderbar schön, so ganz anders als alle andren hübschen Mädchen, daß niemand, der es einmal gesehen hatte, seiner jemals in seinem ganzen Leben vergessen konnte. Besonders aber gefiel es einem jungen Schäfer, und er tanzte nur noch mit ihm und vernachlässigte um seinetwillen alle seine Jugendfreundinnen.

Eines Abends verließ auch er den Tanzsaal, als das Mädchen aufbrach, und fragte es draußen, ob er es nicht nach Hause begleiten dürfe. „Das will ich dir gern erlauben“, antwortete es freundlich, „wenn du mir versprichst, nicht auf halbem Wege umzukehren, sondern ganz mitzugehen.“ Als er mit Freuden zustimmte, nahm es ihn bei der Hand und führte ihn nach einer Seite hin, wo gar kein Dorf lag. Da wurde ihm etwas ängstlich zu Mute und er fragte, ob sie sich denn auch nicht etwa verirret hätten. „Nein, nein! antwortete es, komm nur getrost mit. Ich führe dich den rechten Weg.“

So schritten sie weiter in die dunkle Nacht hinein. Plötzlich sah der Schäfer das Wasser blinken, sie standen am Ufer des Seees. Nun brach das Mädchen einen Zweig von einem der Weidenbüsche, die dort umherstanden, und schlug damit dreimal auf das Wasser, und siehe da! die Wasser wichen links und rechts zur Seite, und es wurde eine hübsche, breite Treppe sichtbar, die bis auf den Grund des Seees hinunterreichte. Wohl zögerte der Schäfer, sie zu betreten, aber das Mädchen, das ihn noch immer an der Hand hielt, drängte schmeichelnd: „Folge mir doch! Du brauchst dich wirklich nicht zu fürchten!“ und er konnte nicht anders, er mußte ihr folgen.

Am Grunde des Seees angekommen, betraten sie die Straße eines allerliebsten Dörfchens, und in einem der sauberen, niedlichen Häuser wohnte der Führerin Mutter. „Ei, ei“, scherzte diese, „du bringst dir wohl einen Freier mit von der Erde! Meistens ist es nichts mit denen; sie können nicht ordentlich arbeiten und verlangen immer wieder nach oben zurück. Nun aber, dieser gefällt mir wohl, und wir wollen's mit ihm versuchen.“

Als die Alte am folgenden Tage zur Kirche gehen wollte, schüttete sie einen Scheffel Erbsen in den großen Haufen Asche auf dem Herde und sagte zum Schäfer: „So, die such' heraus, bis ich wiederkomme! Das soll deine erste Probe sein!“ Traurig stand dieser vor dem Herde und wagte nicht, die Arbeit zu beginnen, da er wußte, daß sie unausführbar war. Aber die Nixenjungfrau sagte: „Verliere nur nicht gleich den Mut! Ich will dir schon helfen.“ Damit öffnete sie einen Taubenschlag, und ein ganzer Schwarm Tauben machte sich sogleich über die Asche her und hatte binnen kurzem alle Erbsen wieder in den Scheffel gelesen.

Wie wunderte sich die Mutter, als sie aus der Kirche kam! Auch freute sie sich zugleich des brauchbaren künftigen Schwiegersohnes. Doch beschloß sie, seine Geschicklichkeit noch weiter zu prüfen. Am nächsten Tage befahl sie ihm, einen kleinen Teich mit einem Siebe auszuschöpfen, am dritten, einen Wald umzuhauen und die Bäume in Splitter und Wellen zu zerlegen; und jedesmal führte er die Arbeit mit Hilfe der Jungfrau zur vollsten Zufriedenheit der Alten aus. Sie gab deshalb ihre Einwilligung dazu, daß ihre Tochter ihn heiratete, und sie feierten mit vielen Gästen, lauter Bewohnern des Nixendorfes, eine fröhliche Hochzeit.

Zwei Jahre gingen wie im Fluge hin, und dem früheren Schäfer fehlte nichts zu äußerem Glück: er hatte eine gute, aufmerksame Frau und ein wunderniedliches Söhnchen. Trotzdem ergriff ihn allmählich die Sehnsucht nach seinem Dorfe und nach seinen Eltern und Geschwistern, und eines Tages brachte er es über das Herz, seine Frau um die Erlaubnis zu einem Besuche auf der Erde zu bitten. Wider Erwarten hatte diese nichts dagegen. „Wenn du mir versprichst, wiederzukommen“, sagte sie, „so will ich dich sogar begleiten und dich selbst zu deinen Eltern und Geschwistern führen.“

Am andern Tage stieg sie, ihr Kind auf dem Arme, mit ihm die Treppe hinauf. Wie jubelte ihm das Herz, als er wieder über sich den blauen Himmel, vor sich die heimatliche Landschaft, hier die Fluren, auf denen er seine Herde geweidet hatte, dort das Dorf und den Steig seines Elternhauses sah! Seine Ankunft mit Weib und Kind erregte große Freude bei seinen Verwandten und allgemeines Aufsehen im ganzen Orte. Als sie aber drei Tage dort gewesen waren, sagte seine Frau zu ihm: „Nun dürfen wir mit der Rückkehr nicht mehr zögern, sonst wird es dir unmöglich, dich von diesem Leben hier zu trennen. Wehmütig nahm er von seinen Angehörigen Abschied und folgte seiner Frau nach dem See. Doch als hier, wie damals, die Wasser sich teilten und die Treppe freilegten, da graute ihm vor dem Abgrunde, und er hielt seine Frau, die schon voranschritt, zurück und bat: „O laß uns hier bleiben, hier, wo die liebe Sonne uns leuchtet, und der blaue Himmel sich über uns wölbt! Wir können ja meinen alten Eltern helfen, ihren Acker zu bestellen. Wenn wir es denn auch nicht so gut haben wie dort unten.“

Da schüttelte die Nixe traurig den Kopf und erinnerte ihn an alle Liebe, die sie ihm erwiesen, an die Treue, die er ihr gelobt hatte, und sagte: „Ich kann nicht bei dir bleiben, wenn ich es auch gern wollte. Und müssen wir uns trennen, so müssen wir auch das Kind teilen! Möchtest du das? Sieh

nur, wie freundlich es dich anlacht!“ Damit hielt sie ihm das Kindchen hin, und dieses streckte lächelnd seine Ärmchen dem Vater entgegen. Und er herzte es unter Thränen, gab es der Mutter zurück und sagte: „Behalt ihn allein, unsern Liebling, und zieh ihn groß. Ich aber will täglich hierher zur Brücke kommen und ein Stündchen mich an eurer Liebe freuen. Doch wieder mit hinuntersteigen, das kann ich nicht; viel lieber will ich sterben.“

„Ich darf dich nicht wiedersehen“, erwiderte die Nixe; „wenn du jetzt hier zurückbleibst, so heißt das für uns Trennung auf ewig, und von unserm Kinde darf ich nur behalten, was mir gehört.“ Damit küßte sie ihn innig und lange und teilte dann das Kind in zwei Hälften und reichte sie ihm, damit er wähle. Er nahm die untere. Da warf sie die obere Hälfte in den See, und sofort wurde ein Fisch daraus, der munter umherschwamm. Während der Schäfer nach ihm hinsah, war die Nixe die Treppe hinabgestiegen, und das Wasser schlug wieder über ihr zusammen. Da begrub er die ihm gebliebene Hälfte des Kindes am Seeufer; daraus erwuchs eine Lilie, die neigte sich zum Wasserspiegel hernieder, und wenn der Schäfer in der Dämmerung oft an diese Stelle zurückkehrte, dann sah er jedesmal, wie jener Fisch bei der Lilie auf und nieder schwamm.



144.

Des Nixen Rache.

Einer von den Nixen, die im süßen See wohnen, schickte einmal sein Weib nach Halle, um dort Fleisch einzukaufen. Sie trat in einen Fleischerladen und bezeichnete dem Fleischer, ohne ein Wort zu sprechen, jedesmal das Stück Fleisch, von dem sie etwas zu haben wünschte. Darüber ärgerte sich zuletzt der Fleischer und gedachte ihr das durch einen kleinen Spaß, den jeder andre aber einen recht groben Fleischerpossen nennen muß, für künftige Fälle gründlich zu vertreiben. Sobald sie wieder mit dem Finger auf ein Stück Fleisch zeigte, schrie er nicht „weg!“ ehe er zuhieb, sondern erst in dem Augenblicke, als sein Beil schon niedersauste, und der halbe Zeigefinger der Nixenfrau flog in den Laden.

Als der Nix den blutigen Stumpf sah, ergrimmte er gegen den Fleischer und sann auf Rache. Bis zur Ausführung derselben verging freilich manches Jahr, denn der Fleischer hütete sich wohl, in die Nähe des Seees zu kommen. Mit der Zeit aber verlor er seine Besorgnis und dehnte seine Reisen durch das Land, auf denen er Schlachtvieh einkaufte, wieder weiter aus. So kam er eines Tages in die Nähe eines Dorfes nicht fern von den Seeen. Es hatte die Nacht zuvor geregnet, und die tiefen Wagengleise und Pferdetrappen auf dem grundlosen Landwege standen voll Wasser. Da hörte der Fleischer plötzlich seinen Hund, der zurückgeblieben war, um aus einer solchen Trappe zu trinken, kläglich winseln und heulen, denn er war wie auf die Stelle festgebannt. Jener kehrte nun wieder um und versuchte das Tier, das sich sehr ungeberdig stellte, mit Gewalt von der Stelle zu bringen; dabei glitschte er aber aus und fiel mit dem Gesicht gerade in die Trappe. Alle seine Bemühungen, sich wieder emporzuarbeiten, waren nutzlos, Wasser und Schlamm, die ihm in Mund und Nase drangen, benahmen ihm bald den Atem, und so mußte er hier elendiglich ersticken.

145.
Der heilige Bonifatius in der Ungarnschlacht.

Es sind nun bald eintausend Jahr her, da hatte Deutschland schwer von den Ungarn zu leiden Auch durch Thüringen und die südlichen Harzvorlande streifte dieses freche Räubervolk, sengte und mordete, plünderte und raubte und verschwand dann wie der Blitz auf seinen flinken Rossen. Vergeblich waren alle Versuche der Bewohner jener Gegenden gewesen, sich der Räuberhorden zu erwehren; so blieb ihnen, um ihr Eigentum zu schützen, nichts andres übrig, als den Ungarn tributpflichtig zu werden. Der Tribut bestand namentlich in der Lieferung gemästeter Schweine und heißt darum der Schweinezins.

Nun kam aber ein Jahr, in dem in der Unstrutaue eine Seuche unter den Schweinen wütete, so daß die Bewohner, auch wenn sie sich selbst die größte Entbehrung auferlegten, nicht imstande waren, jenen Zins in seiner vollen Höhe zu entrichten. Mit Bangen sah jedermann dem Tage der Zinslieferung entgegen. Und als die Abgesandten der Ungarn sich, wie alljährlich geschah, einfanden, um den Zins einzutreiben, da schauten sie ergrimmt auf die kleine Schweineherde, die man ihnen abliefern konnte, und sie schwuren drohend, mit Heeresmacht zu kommen, um den rückständigen Tribut einzuziehen.

Sie ließen auch nicht lange auf sich warten, und wie ein Lauffeuer flog die Schreckenskunde durch das Land: Eine starke Ungarnhorde hat bereits die Grenze überschritten und wütete, wie ehemals, schrecklich mit Mord und Brand. In ihrer Herzensangst überlegten die Anwohner der Unstrut, was sie thun könnten, sich vor dem Untergange zu retten, aber niemand wußte Rat. Da wandten sie sich an den, dessen allmächtiger Arm noch zu helfen vermag, wo wir schwachen Menschenkinder keinen Ausweg mehr sehen: den flammengeröteten Himmel vor Augen, lagen sie alle, alt und jung, die ganze Nacht betend und flehend auf ihren Knieen. „Seid unverzagt!“ hörten sie da eine überirdische Stimme ihnen zurufen, „zieht zuverlässig den Feinden entgegen; so wird der Herr, der in den Schwachen mächtig ist, euch den Sieg verleihen!“

Getröstet erhoben sie sich, die Männer griffen zu den Waffen, und das schwache Häuflein rückte kühn der Übermacht entgegen. Aber wie die wilden Wogen, die den Damm durchbrechen und nun alles, was ihnen in den Weg kommt, niederreißen, so stürmten die Geschwader des Räubervolkes von allen Seiten auf die kleine Schar ein. Binnen kurzem lagen viele erschlagen am Boden, und wenn die Überlebenden auch noch tapfer weiterkämpfend Stand hielten, so erschien all ihr Bemühen doch aussichtslos. Da im Augenblicke der höchsten Not erschien, ihnen und den Feinden sichtbar, plötzlich der heil. Bonifatius, von Himmelsglorie umflossen, und führte sie selbst mit ermunterndem Zuruf mitten in die erschrocken ausweichenden dichten Ungarscharen hinein. Und als ob ihre Kräfte sich verdoppelt hätten, so folgten ihm die Christen unter jubelndem Siegesgeschrei, und gleichsam betäubt von der ihnen unerklärlichen Erscheinung, wandten sich die Ungarn zu schimpflicher Flucht.

Seitdem haben sich die Ungarn in unseren Gegenden nie wieder blicken lassen.

146.
Mutterthränen in Perlen verwandelt.

In den Wassern der Unstrut hat eine Nixe ihre Wohnung. Meistens sieht man von ihr nur das Haupt mit den kleinen, wasserhellen Augen und



dem langen, triefenden Haar. Zuweilen aber ergeht sie sich am Ufer; dann hängt ihr das Haar bis auf die Fersen herab, und ihr Gewand, aus unbekannten, unterirdischen Stoffen gewebt, rauscht wie Seide. Manchesmal bleibt sie einige Augenblicke stehen und betrachtet lächelnd ihr eigenes Bild im ruhigen Wasserspiegel.

So böse und zornig sie gegen schlechte Menschen sein kann, so freundlich und gefällig ist sie gegen gute; sie erkennt sie sogleich als solche und lächelt sie mit ihren blinzenden Augen an.

Einst brachte eine arme Witwe ihren Flachs an die Unstrut, um ihn zu rösten. Da gedachte sie, bitterlich weinend, ihres einzigen Töchterleins, das vor kurzem in der Unstrut ertrunken und nicht aufzufinden war, und die Thränen rollten ihr unaufhörlich über die Wangen und fielen gleich durchsichtigen Perlen in das Wasser. „O mein liebes Kind“, jammerte sie, „im kalten Wasser liegst du begraben, und ich kann nicht einmal dein Grab mit

Blumen schmücken! Oder hat dich etwa die Nixe um deiner Schönheit willen in das Wasser gezogen, und du lebst noch in der Tiefe fern von deiner liebenden Mutter? Ach, könnte ich doch nur einmal dich sehen, du mein herzliebes Kind!"

Da verstummten plötzlich die plätschernden Wellen, in der Tiefe erklang ein leiser, lieblicher Gesang, und die Nixe tauchte auf und hielt in den Armen das verunglückte Kind. „Ach, gieb ihn mir zurück, meinen Liebling!" flehte die Mutter, „nimm alles, was ich habe, nimm mein Leben dafür!" Freundliche Teilnahme im Blicke, schwebte die Nixe leichtfüßig heran und legte das Kindlein der Mutter in den Arm, aber ach! es war starr und tot. Wehmütig betrachtete es die Mutter und sprach dann zu der Nixe: „Hast du mein Kind getötet? Doch nein, ich sehe es deinem Auge an: es ist ohne deine Schuld in das Wasser gefallen, und du hast es nicht retten können. Kann ich es denn nicht mehr lebend besitzen, so will ich es wenigstens feierlich begraben und mit schönen Blumen sein Grab schmücken?"

„Thue es!" antwortete die Nixe, „und damit du es um so besser kannst, so nimm diese goldene Schale mit edlen Perlen. Es sind deine Thränen, die ich aufgefangen und in Perlen verwandelt habe." Also sprach sie und verschwand in den Wellen des Flusses.



147.

Die versunkene Glocke von Erdeborn.

Die Gemeinde Erdeborn hatte für ihre Kirche eine neue Glocke gießen lassen, die sollte zum Pfingstfeste zum erstenmal geläutet werden. Heute, am Freitage vorher, war sie unterwegs, und bei dem herrlichen Frühjahrswetter — nach langen Regentagen war die Sonne nun wieder freundlich hervorgekommen — war die ganze Dorfbevölkerung, alt und jung, schon stundenlang bei der Kirche und am Dorfeingange versammelt, um die Glocke zu erwarten.

Weshalb mochte sie so lange ausbleiben? Sollte der Glockengießer nicht Wort gehalten haben? Doch nein, nur der schlechte Weg hatte schuld. In dem tief aufgeweichten Boden kam der Wagen mit seiner schweren Last trotz der kräftigen vier Pferde, mit denen er bespannt war, nur langsam vorwärts. Und jetzt steckte er gerade bis an die Achsen im Schlamme, und die Pferde, die selbst bis über die Hufe im Kote standen, legten sich vergeblich immer von neuem in die Stränge.

Da verging den beiden Fuhrleuten, Bauern aus Erdeborn, die Geduld, und fluchend hieben sie auf die armen, dampfenden Tiere ein, die doch gehorsam thaten, was in ihren Kräften war. Als wieder die Peitschenhiebe hageldicht heruntersausten, stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, ein altes Mütterchen vor den unbarmherzigen Fuhrleuten und redete sie aus zahnlosem Munde also an: „Schämt ihr euch denn nicht, so zu wettern und zu fluchen! Sollen denn gleich beim ersten Läuten nur Flüche aus den Glockentönen widerklingen! Und meint ihr denn, eure Peitschenhiebe machten die Pferde stärker? Gönnt doch den abgetriebenen Tieren eine kurze Erholung, und versucht es dann ohne Schläge und Fluchen; so wird es schon gehen." Aber es war, als hätte sie Öl ins Feuer gegossen, so toll geberdeten sich jetzt die Knechte, so unmenschlich gebrauchten sie jetzt gar die Peitschenstöcke, so lästerlich wurden ihre Flüche.

„Wollt ihr auf meine Worte nicht hören“, rief noch einmal die Alte, „so bringt ihr die Glocke nimmer in euer Dorf.“ Da holte einer der Fuhrleute aus, ihr einen Peitschenhieb zu versetzen. Aber die Peitsche sauste durch die leere Luft, das Mütterchen war spurlos verschwunden.

Und in demselben Augenblicke begann der Wagen tiefer einzusinken. Jetzt, o Schrecken! schlug der Schlamm schon über den Rädern zusammen, und die entsetzten Knechte fanden kaum noch Zeit, die Stränge zu durchschneiden und so wenigstens die Pferde zu retten. Sie jagten nach dem Dorfe zu, und die ganze Mannschaft eilte mit Schaufeln und Hacken herbei; aber so tief sie auch jetzt, und später bei trockenem Wetter, gruben, von der Glocke und dem Wagen sah man niemals etwas wieder.



148.

Till Eulenspiegel in Eisleben.

In Eisleben wohnte einmal ein Wirt, der stets mit seiner Tapferkeit großprahlte, aber noch niemals eine Probe seiner Mannheit abgelegt hatte. Bei dem kehrten eines Abends, als es schon stockfinster war, drei Kaufleute aus Sachsen ein, die nach der Naumburger Messe wollten. Da fragte sie der Wirt: „Woher kommt ihr noch so spät? Und was ist euch denn begegnet, daß ihr so verstört ausseht?“ Die Kaufleute antworteten: „Es wäre uns fast schlimm ergangen. Wir wurden unterwegs von einem Wolfe angefallen und haben uns lange mit ihm herumschlagen müssen, bis wir seiner Herr zu werden vermochten.“ „Was seid ihr doch für Memmen“, rief da der Wirt unter Hohngelächter, „daß ihr euer drei euch von einem einzigen Wolfe in Schrecken setzen lasset! Mir können zwei Wölfe zugleich kommen, so fürchte ich mich nicht und erschlage sie oder jage sie in die Flucht!“ Und mit ähnlichen Reden zog er die Kaufleute den ganzen Abend auf und verspottete sie vor seinen übrigen Gästen.

Unter diesen war unerkannt auch Till Eulenspiegel, der bekannte Schalk. Der gab sich den Kaufleuten, mit denen er auf derselben Kammer schlief, zu erkennen, als er hörte, wie sie beim Schlafengehen sich darüber berieten, auf welche Weise sie dem Wirte sein Großmaul stopfen könnten, und sagte zu ihnen: „Liebe Freunde, überlaßt das mir! Ich will's so gründlich besorgen, daß er nie wieder ein Wort vom Wolfe sagen wird.“ Des freuten sich die Kaufleute und versprachen ihm freie Zehrung und ein gutes Stück Geld. Die Sache sollte zur Ausführung kommen, wenn jene von der Messe zurückkehrten; dann wollte Eulenspiegel mit ihnen in derselben Herberge wieder zusammentreffen.

Als die Kaufleute am andern Morgen weiter reisten, rief ihnen der Wirt, dem der Kamm noch mehr geschwollen war, weil jene seine Reden nicht mit gleicher Münze zahlten, noch spöttisch nach: „Nehmt euch vor dem Wolfe in acht!“ Da antworteten die Kaufleute: „Habt Dank, Herr Wirt, für eure freundliche Warnung! Frißt er uns indes, so seht ihr uns nicht wieder. Sollte er aber vielleicht euch fressen, so treffen wir euch in der Herberge nicht mehr an.“

Auch Eulenspiegel stieg zu Pferde, zog aber seine Straße nicht weiter, sondern ritt in den Harz und legte hier Wolfsgruben an. Und das Glück war ihm günstig: er fing einen großen Wolf, den schlug er tot und ließ

ihn hartfrieren. Dann steckte er ihn in einen Sack und ritt mit ihm gen Eisleben.

Hier fand er die Kaufleute schon vor, und die freche Zunge des Wirtes war gerade wieder eifrig dabei, sie zu foppen und mit ihrem Wolfe zu verhöhnen. Till Eulenspiegel ließ ihn gewähren und begehrte bald zu Bett. Das war ihm wieder auf der Kammer der Kaufleute angewiesen. Als diese nun auch heraufkamen, sagte Eulenspiegel vergnügt: „Haltet euch wach und seid ganz stille; laßt auch das Licht brennen.“ Da auch die übrigen Gäste inzwischen aufgebrochen waren, so gingen der Wirt und sein Gesinde auch bald zu Bett. Da wartete Eulenspiegel noch ein Weilchen, schlich sich dann leise hinunter, öffnete geräuschlos die Hofthür und holte den Wolf herein, den er draußen, damit er nicht auftaute, sicher versteckt hatte. Er trug ihn in die Küche, stützte ihn mit Holzsplittern, damit er nicht umfiel, und steckte ihm einen Kinderschuh in den Rachen.

Ebenso leise kam er dann in seine Kammer zurück, beschwichtigte die Kaufleute, die ihn fragen wollten, durch einen Wink und rief durch die offene Thür laut in das Haus hinein: „Herr Wirt! Herr Wirt!“ Der Wirt, der gerade im Einschlafen begriffen gewesen war, rief verdrießlich zurück: „Was wollt ihr? Beißt euch etwa wieder ein Wolf?“ Da antworteten die Kaufleute: „Nein, diesesmal nicht! Aber lieber Herr Wirt, wir haben so entsetzlichen Durst. Schickt uns doch durch den Knecht oder die Magd noch etwas zu trinken!“ Der Wirt schrie voll Zorn: „O diese Sachsen! Denen ist der Tag zu kurz zum Zechen. Die müssen auch noch die Nacht zu Hilfe nehmen und ehrliche Menschen um ihren Schlaf bringen!“ Aber er rief doch der Magd zu, Getränke heraufzuholen.

Schlaftrunken ging diese in die Küche hinunter und machte sich zunächst daran, Licht anzuzünden. Aber kaum flammte das Hölzchen in dem glimmenden Zunder auf, so ließ sie mit einem lauten Schrei die Lampe fallen und lief auf den Hof hinaus; denn sie hatte das Untier neben sich gesehen und meinte nicht anders, als es hätte die Kinder bereits gefressen.

Abermals riefen nun die Gäste: „Herr Wirt, bekommen wir nichts zu trinken? Wir wissen uns ja vor Durst nicht mehr zu lassen.“ Da schickte der Wirt, der immer aufgebrachter wurde, den Knecht hinunter. Aber diesem erging es wie der Magd. Kaum erblickte er den Wolf mit dem Schuh im Rachen, so warf er alles aus der Hand und sprang in den Keller.

„Nun wird's gut, meine Freunde“, sagte Eulenspigel, „nun laßt uns einmal alle zusammen schreien.“ Und war der Wirt vorher schon zornig gewesen, so geriet er jetzt fast aus dem Häuschen, als die vier Kehlen sich fast überschrieen: „Herr Wirt! Herr Wirt! Was ist dies für eine Wirtschaft! Bringt ihr uns nicht bald etwas zu trinken, so kehren wir niemals wieder bei euch ein.“ Nun mußte er wohl oder übel, da Knecht und Magd verschwunden schienen, selbst aufstehen und Wein holen. Er that es scheltend und fluchend: „Die Sachsen hat Gott in seinem Zorn geschaffen!“

Die Gäste lauschten erwartungsvoll seinen Fußtritten. „Jetzt öffnet er die Küchenthür. Jetzt schlägt er Feuer. Jetzt —“ ein entsetzlicher Aufschrei, und die Treppe herauf stürmte der Wirt, riß die Thür zu dem Zimmer der Sachsen auf, blickte sich scheu noch einmal um, ob das Untier ihm nicht schon folgte, und schlug sie dann eiligst in die Klinke. „Liebe Freunde“, stammelte er mit schlotternden Knieen und totenbleich, „helft mir, helft! Ein greuliches Tier steht beim Herde, das hat mir schon die Kinder, die Magd und den Knecht gefressen. O, gewiß ist es ein Wolf!“

Gern thaten die vier Gäste ihm den Willen. Sie nahmen ihr Licht zur Hand und schritten dem furchtsamen Wirte voran die Treppe hinunter. Als Knecht und Magd den starken Trupp anrücken hörten, da faßten sie wieder Mut und kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor; auch Frau und Kinder, die nicht wußten, was das Geschrei zu bedeuten hatte, aber in ihrer Kammer sich fürchteten, kamen herzu. Eulenspiegel betrat allen voran den gefährlichen Raum. Da stand der Wolf noch und hielt noch immer den Kinderschuh im weit aufgesperrten Rachen. Eulenspiegel stieß ihn mit dem Fuße an, so daß er umfiel und, ohne ein Glied zu rühren, starr und steif liegen blieb. „Das ist ja nur ein toter Wolf! und davon, Herr Wirt, macht ihr solch Aufhebens und Geschrei? Wolltet ihr nicht allein zwei lebendige Wölfe im Felde erschlagen, und nun jagt schon ein toter Wolf euch und all euer Gesinde in die Winkel? Ei, ei, Herr Wirt, ihr seid nur tapfer in Worten!"

Da schämte sich der Wirt seiner Großprahlerei, hielt auch künftig seine Zunge etwas mehr im Zaume. Die Kaufleute aber bezahlten, was sie und Eulenspiegel schuldig waren, dankten diesem für den gelungenen Streich und ritten lachend von dannen.



149.

Der Ring der Frau Bucher.



Die Buchergasse in Eisleben hat ihren Namen von der reichen Handelsfamilie Bucher, denn dieser gehörte die Straße mit allen Häusern. Die Bucher besaßen aber auch viele der ergiebigsten Silber- und Kupfergruben der Grafschaft Mansfeld mit den dazu gehörenden Hüttenwerken und vermehrten ihren unermeßlichen Reichtum noch von Tage zu Tage. Und da alle ihre Unternehmungen anschlugen, so wurden sie allmählich übermütig, wie es so häufig zu geschehen pflegt, und glaubten zuletzt, es könne ihnen nimmer fehlen. Die hochmütigste aber von allen war die Gemahlin des Handelsherrn.

Dieser gab eines Tages am Ufer des süßen Sees ein großes Fest und Gastmahl, zu dem er nicht nur die andern reichen Handels- und Hüttenherren, sondern auch Grafen und Edelherren eingeladen hatte. Dabei entfaltete er in dem Silbergerät, das die Tafel zierte, in der Bewirtung seiner Gäste, in den mancherlei außerordentlichen Genüssen, die diesen geboten wurden, einen solchen Glanz und solche Pracht, daß selbst jene Gäste, die doch schon eher dergleichen gewohnt waren, darüber staunten und laut den Reichtum des Herrn Bucher priesen. Nur einer war unter den Gästen, der sich solches Rühmens enthielt.

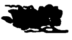
Das war ein alter, ehrwürdiger, von allen hochverehrter Priester. Der sagte, als eine kurze Pause ihm verstattete, zu Worte zu kommen: „Zürnet nicht, meine Herren, wenn ich in solche Reden nicht mit einstimme. Denn ich achte, statt den Reichtum unsers verehrten Wirtes, ziemet uns eher, Gottes Gnade zu rühmen, aus dessen Hand er ihn empfangen hat. Auch wollet bedenken, daß Geld und Gut allein nicht glücklich machen, und daß der größte Reichtum allmählich zerrinnen, ja plötzlich selbst genommen werden kann."

Beschämt ließen die Lobredner diesen Tadel des würdigen Alten über sich ergehen, denn sie fühlten die Wahrheit seiner Worte. Aber mit höhnischem Gelächter antwortete Frau Bucher: „Es wird doch niemand unter euch sein, ihr meine lieben Gäste, der sich durch die thörichte Rede dieses unverschämten Priesters beirren läßt? Wie könnte jemals der Reichtum des Hauses Bucher vergehen, der unermeßlich ist wie der Sand am Meere! So gewiß dieser Ring niemals zu mir zurückkehrt, ebenso gewiß wird Glück und Reichtum unserer Familie auf immer bestehen!" Damit zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und schleuderte ihn lachend in den See.

Und lange schien es, als habe sie wahr gesprochen. Denn wie die Ströme dem Meere immer neue Wassermassen zuführen, so flossen auch der Familie Bucher aus ihren schier unerschöpflichen Bergwerken, aus ihren mit Geschick geleiteten Handelsunternehmungen immer neue Schätze zu.

Da brachte eines Tages, als kaum noch jemand an jenes störende Vorkommnis dachte, ein Fischer einen schönen, großen Fisch in den Palast der Bucher: und als die Köchin ihn schlachtete, fand sie darin zu ihrem Erstaunen den ihr wohlbekannten Ring ihrer Herrin. Eiligst trug sie ihn hinein und meinte, damit jener eine Freude zu bereiten. Doch kaum erkannte Frau Bucher den Ring und hörte, wo er gefunden war, so entfärbte sie sich in jähem Schreck und sank zitternd zu Boden. Sollte denn doch der thörichte Priester, den sie zur Strafe niemals wieder eingeladen hatte, Recht gehabt haben?

Allerdings; denn schon war Gott, dem sie die Ehre zu geben sich geweigert hatte, auf dem Wege, die Übermütigen wieder klein und niedrig zu machen. Eine große Feuersbrunst zerstörte die Habe der Bucher, ihre Gruben ersoffen, ihre Hütten mußten eingestellt werden, ihre Handelsunternehmungen liefen plötzlich unglücklich aus und verschlangen große Summen, und binnen kurzem war die Familie derart verarmt, daß sie nicht einmal mehr einen Ort, wohin sie ihr Haupt legen konnten, den ihrigen nennen durften, und daß sie sich ihr Brot vor fremder Leute Thüren erbetteln mußten und bald schmählich zu Grunde gingen.



150.

Das nächtliche Abenteuer.

In Eisleben steht, abseits vom lebhafteren Verkehr, ein altes Patrizierhaus, das im Volksmunde „das Storchnest" heißt. In diesem wohnte vor langen Jahren der Gerichtsamtmann Otte, ein wegen seiner Rechtschaffenheit und Gesetzeskunde angesehener und weit und breit bekannter Mann.

Den weckte einmal mitten in einer dunklen Novembernacht Hufschlag und Wagenrollen aus seinem festen, gesunden Schlafe. Doch was ist das? Der heranbrausende Wagen hält ja vor seinem eigenen Hause! Und schon pocht es

vernehmlich an die Thür. Wer mag das sein? und was mag er wollen? so überlegt er mit einiger Besorgnis; aber da er sonst keine Furcht kennt, so überwiegt die Neugierde, und er zündet Licht an, bekleidet sich notdürftig und steigt die Treppe hinab.

Durch die halb geöffnete Thür drängten sich drei vermummte und bis an die Zähne bewaffnete Männer. Das konnten nur Räuber sein. Aber wenn sie es waren, konnte ihm ein Hülferuf eher schaden als nützen; deshalb fragte er so freundlich, wie es seine Aufregung zuließ, nach ihrem Begehr. Da sagte der eine der Räuber, nachdem der letzteingetretene erst vorsichtig die Thür geschlossen hatte: „Habt keine Furcht, Herr Amtmann. Wir führen gegen euch nichts Böses im Schilde. Wir wollen nur, daß ihr uns auf einige Stunden begleitet. Macht euch rasch fertig und nehmt auch euer Amtssiegel mit. Weigert ihr euch, ja freilich, dann kostet es euch das Leben." Auf seine Frage, was für eine Amtshandlung sie von ihm verlangten, antwortete der Sprecher: „Ihr sollt ein wichtiges Testament aufnehmen. Doch nun säumet nicht!"

An Widerstand konnte er nicht denken, zu langer Überlegung hatte er keine Zeit, so beschloß er denn, wenn auch mit innerem Widerstreben und Unbehagen, den Männern zu folgen. Rasch rüstetete er sich zur Fahrt durch die kalte Nacht, steckte sein Siegel ein und hing sich auch ein kleines Kruzifix, ein wertvolles Erbstück, um. Als er aus der Thür trat, sah er sich den Wagen an, er hatte ihn nie gesehen, auch nicht die mutigen Pferde, die ungeduldig stampften und wieherten. Kaum war er mit seinen Begleitern eingestiegen, so ging's im sausenden Galopp dem Thore zu. Vor demselben verbanden ihm die Räuber die Augen, obwohl es stockfinster war, und er mußte es geschehen lassen.

Als er nach seiner Schätzung etwa drei Stunden gefahren war, hielt der Wagen; die Räuber nahmen ihm die Binde ab und baten ihn, auszusteigen. Da fand er sich mitten im weiten Walde. In der Ferne brannte ein großes Feuer, und grausig ward der Glutschein desselben von den Baumstämmen und dem Gesträuch zurückgeworfen. Hin und wieder strich ein Nachtvogel mit unheilverkündendem Geschrei vorüber, und aus einer Schlucht drang schauerlich das Geheul heißhungriger Wölfe herauf. Das alles war geeignet, dem Amtmann seine Lage noch schlimmer erscheinen zu lassen, als sie ohnehin war; und die Aufforderung der drei vermummten Gesellen, er sollte nur getrost ihnen folgen, konnte hieran nichts ändern.

Sie führten ihn in der Richtung nach dem Feuer zu, und bald entfaltete sich vor seinen Augen ein gar abenteuerliches Bild: von einem Zelte umgeben, lagerten etwa vierzehn bewaffnete Räuber um das helllodernde Feuer. Als er in ihren Kreis trat, begrüßten sie ihn ehrerbietig, und der Hauptmann lud ihn ein, sich an seine Seite zu setzen. „Es ist gut, daß ihr gekommen seid", begrüßte er den Amtmann, „doch bevor wir zur Verhandlung schreiten, sollt ihr euch erst durch Speise und Trank stärken." Auf seinen Wink wurden ein appetitlich duftender Wildbraten und große Humpen edlen Weins herbeigetragen, und Otte konnte nicht umhin, sich an dem Schmause zu beteiligen.

Darauf ließ ihn der Hauptmann einen feierlichen Eid schwören, daß er von der bevorstehenden Verhandlung gegen niemanden in der Welt weder mündlich und schriftlich etwas äußern wolle, und bedeutete ihn dabei, daß der geringste Verrat sein Leben kosten würde. Über den Inhalt des Protokolls, das der Amtmann nun aufnehmen mußte, ist denn auch niemals etwas bekannt geworden.

Als Otte die gerichtliche Verhandlung zur Zufriedenheit der Räuber beendet hatte, führten ihn seine früheren Begleiter nach dem Wagen zurück, verbanden ihm die Augen von neuem und setzten sich zu ihm. Noch vor Anbruch des Tages hielt der Wagen wieder vor dem Storchnest. Hier entledigten ihn die Räuber der Binde, ließen ihn in sein Haus eintreten und warfen ihm einen mit Laubthalern gefüllten Beutel vor die Füße. Dann stiegen sie mit den Worten: „Wohl bekomm's!" und „Schweigen bis zum Grabe!" eiligst in ihren Wagen und jagten davon.

Den Amtmann hatte dies nächtliche Abenteuer derart angegriffen, daß er Monate lang das Bett hüten mußte. Er erzählte später die wunderbare Geschichte oft, aber alle Fragen nach der Testamentsaufnahme wehrte er stets mit dem Bemerken ab: „Meinen Eid will ich halten und schweigen. Aber ehe ich zum zweitenmale eine solche Amtshandlung vollziehe, will ich lieber sterben."

Manche behaupten, Otte habe nur schwören müssen, niemanden etwas zu sagen; aber etwas aufzuschreiben, sei ihm nicht verboten worden. So habe man denn auch in seinem Nachlasse eine Aufzeichnung folgenden Inhalts gefunden. Die Räuber hätten ihn in jener Nacht gefragt, welche Strafe jemand nach den Gesetzen verdiene, der die und die Verbrechen begangen habe. Darauf hätte er nach bestem Wissen und Gewissen antworten müssen: „Den Tod!" Nun hätten die Räuber sofort einen jener Verbrechen überwiesenen Genossen herbeigeholt und diesen in Ottes Gegenwart enthauptet.



151.
Woher das Katharinenholz bei Eisleben seinen Namen hat.

In Eisleben lebte vor langen Jahren eine fromme Witwe, die sich durch Spinnen ernährte. Da sie unermüdlich thätig war und vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein ihr Rädchen schnurren ließ, dabei aber nicht nur sparsam, sondern geradezu kärglich lebte, so konnte sie von dem Verdienst ihrer Hände manchem Armen Gutes thun. Ja, sie erübrigte sogar so viel, daß sie ein kleines Gut in Eisleben kaufen konnte. Nun hätte sie ja auf ihre alten Tage das Spinnrad in die Ecke stellen und behaglich vom Ertrage ihrer Ländereien leben können. Aber sie bestimmte diesen ganz zur Versorgung und Unterstützung von solchen Armen, die nicht mehr, wie sie, zu arbeiten imstande waren. Zum Dank nannte man diese Stiftung nach ihrem Namen Katharinenstiftung.

Während die Armen sie segneten, klagten Wohlhabende sie an, sie habe das Geld zum Kaufe des Gütchens auf unrechtmäßige Weise erworben, und auch die Richter schenkten ihrer Beteuerung, sie habe sich alles durch Spinnen verdient, keinen Glauben und verurteilten sie als eine verstockte Sünderin zum Tode.

Da gab es viel Jammerns und Klagens unter den Armen und Notleidenden der Stadt. Sie drangen bis zu den Richtern vor und baten diese, da sie mehr nicht erreichen konnten, die Hinrichtung der frommen Frau, die sie hoch verehrten, wenigstens so lange aufzuschieben, bis diese noch einmal ihre Felder bestellt und die Frucht davon geerntet habe. Und die Richter ließen sich erbitten.

Aber welch lange Gesichter machten sie, als Katharine an dem zur Aussaat bestimmten Tage statt des Getreides, wie sie erwartet hatten, Tannensamen ausstreute. Doch wenn sie sich auch der Überlistung schämten, so wagten sie doch an ihrem Ausspruche nicht zu deuteln.

Katharine starb eines natürlichen und seligen Todes, lange bevor die von ihr gesäten Tannen Samen trugen. Das Gehölz aber, welches damals von ihr unter diesen wunderbaren Umständen angelegt ist, heißt noch heute das Katharinenholz.

152.
Die grüne Jungfer auf dem Hausberge.

Auf dem Hausberge d. i. Schloßberge bei Eisleben stand einst ein wunderschönes Schloß. Das ist nicht zerstört, sondern unversehrt in den Berg hinuntergesunken. Niemand wohnt in demselben, als das Burgfräulein, dessen Namen man nicht kennt. Nur einmal alle sieben Jahre, und zwar in der Johannisnacht, steigt sie aus der Tiefe herauf und wandelt auf dem Hausberge umher. Da sie ganz in Grün gekleidet ist, so nennt man sie die grüne Jungfer. Wer ihr begegnet, kann sich freuen, denn sie beschenkt jeden gar reichlich. Das größte Glück aber ist dem beschieden, dem es gelingen wird, sie und ihr Schloß zu erlösen. Sie macht mit jedem Manne, den sie antrifft, den Versuch, ob er der Rechte ist. Sie reicht ihm nämlich einen Schlüssel und heißt ihn eine Thür, die sie ihm zeigt, und die nur in jener Nacht sichtbar ist, mit demselben aufzuschließen. Dann geleitet sie ihn durch alle Räume des Schlosses und zeigt ihm alle Schätze und Kostbarkeiten desselben und führt ihn zuletzt vor ein altes Buch, welches ihr und ihres Schlosses Geschichte behandelt. Aber das Buch ist in lateinischer Sprache mit so alten Schriftzeichen geschrieben, daß es bis jetzt noch niemand hat lesen können. Findet sie aber einst jemanden, der dieses vermag, so steigt das Schloß aus der Tiefe herauf, daß es wieder, wie einst vor Jahrhunderten, von dem Gipfel des Berges in das Land hinaus strahlt, und die grüne Jungfer ist von ihrem Banne erlöst und macht ihren Befreier zu ihrem Gemahl und zum Herrn des Schlosses.

Ein Amtmann war einmal diesem Glücke sehr nahe gekommen. Er hatte schon die ersten Seiten gelesen, und das Schloß begann bereits, sich rüttelnd, sich zu heben, so daß ein Schäfer, der gerade über den Hausberg ging, schon die Turmspitze hervorragen sah; da konnte der Amtmann nicht weiter lesen, und das Schloß sank wieder hinunter. —

Noch immer besuchen manche Bewohner der umliegenden Ortschaften den Hausberg in der Johannisnacht, um der grünen Jungfer zu begegnen. Aber heutzutage will das niemanden mehr gelingen. Viele glauben deshalb, daß sie nur alle 25 Jahre einmal erscheint.

Zuweilen soll sie auch mit vier schwarzen Pferden aus dem Hausberge herausgefahren kommen. Dann ist es lebensgefährlich, ihr zu begegnen.



153.
Der Pächter von Seeburg.

Wo die Frei- und die Marktstraße in Eisleben zusammenstoßen, also im belebtesten und verkehrreichsten Teile der Stadt, steht ein großes Haus, in dem

der Kaufmann B. sein gutes Geschäft hat. Da dem Gebäude vor einigen Jahren ein neues Gewand angezogen ist, so sieht man ihm sein hohes Alter nicht an.

Aber schon vor mehr als vierhundert Jahren besaß dieses Haus die Gasthofsgerechtigkeit, die später auf das „goldene Schiff" am Plane übergegangen ist, und hieß der schwarze Ochse. Es war das erste Gasthaus der Stadt, denn nicht nur hielten die wohlhabenden Bürger der Stadt alle ihre Zusammenkünfte in demselben, sondern auch die reichen Gutsbesitzer und Pächter der Umgegend nehmen nur hier im schwarzen Ochsen ihre Herberge.

Auf manche der wohlhabenden Gäste übte der schwarze Ochse dadurch eine besondere Anziehung aus, daß der Wirt in seinen Räumen das Glücksspiel gestattete, und es verging kaum eine Nacht, in der die Würfel nicht klapperten. Im Volksmunde bekam das bis dahin hoch angesehene Gasthaus deshalb bald den Namen Spielhölle. Einer der eifrigsten Spieler war der Pächter des Amts Seeburg. Ohne der Bitten und Warnungen seiner Gattin zu gedenken, die alles aufbot, ihn von der gefährlichen Leidenschaft des Spiels abzubringen, saß er oft ganze Tage und Nächte im Ochsen am Würfeltische, und da das Spielglück ihm meistens hold war, so brachte er manch nettes Sümmchen mit nach Hause.

Einmal, es war zur Zeit der langen Nächte vor dem heiligen Christfeste, kam er Sonntag-Nachmittag vor dem schwarzen Ochsen angefahren, und da auch seine Kumpane sich um jene Zeit einfanden, so kreiste sofort der Würfelbecher. Er spielte diesmal mit geradezu fabelhaftem Glücke und häufte große Summen vor sich auf. „Daß ich ein Narr wäre und aufhörte!" dachte er, als der Montag anbrach und spielte weiter, auch die zweite Nacht durch bis in den Dienstag-Morgen. Aber nun verließ ihn das Glück. Immer kleiner wurden die gewonnenen Haufen, jetzt waren sie ganz verschwunden, und er mußte in die Tasche greifen zu seinem eigenen Gelde. „Daß ich ein Narr wäre und jetzt aufhörte!" dachte er wieder und spielte auch den Dienstag durch bis in die Nacht hinein. Da hatte er nicht nur all sein bares Geld verloren, sondern in seiner Spielwut auch seinen Weizen, dann seine Gerste, zuletzt sogar seinen Hafervorrat, der doch für seine eigenen Pferde bestimmt war, verpfändet.

Nun wollte er noch einen Versuch wagen. Und wie traten die Augen so gläsern aus dem wutverzerrten Antlitze! wie zitterten die Hände, mit denen er den Becher umkrampfte, so leidenschaftlich! Er setzte das Letzte ein, was ihm geblieben war, seine Pferde und den Wagen, in dem er gekommen war, und bedang sich dabei nur aus, mit ihm im Falle des Verlustes noch in der Nacht nach Hause fahren zu dürfen.

Der Wurf mißlang, und als ein völlig zu Grunde gerichteter Mann bestieg er seinen Wagen. War es an und für sich schon eine gefährliche Fahrt durch die stockfinstre Nacht, denn der Weg führte hart am Rande des süßen Sees hin, so wurde sie diesesmal geradezu grauenhaft. Aus dem schwarzen Gewölk, das sich schon vorher warnend zusammengeballt hatte, brach plötzlich ein entsetzliches Unwetter los. Blitz auf Blitz fuhr hernieder und umzüngelte das wie rasend dahinstiebende Gefährt, die krachenden Donnerschläge reihten sich zu einem ununterbrochenen Gebrüll aneinander, ein rasender Sturm tobte über die Erde hin und wühlte die Tiefen des Sees auf, daß dessen Wellen schäumend und zischend über den Fahrweg schlugen, als wollten sie Wagen und Pferde in den Abgrund ziehen.

Das Gemüt von Wut und Scham zerrissen, die Glieder von kaltem Schauer durchrieselt, saß der gebrochene Mann fröstelnd in seinem Wagen. Jetzt waren sie nur noch einige Hundert Schritte vom Schlosse Seeburg entfernt, und der Pächter befahl, selbst die Zügel ergreifend, seinem Kutscher, voranzulaufen und das Schloßthor zu öffnen. Aber vergebens erwartete dieser seinen Herrn. Er kehrte um, andre Knechte folgten nach, sie suchten am Lande und im Wasser, aber sie fanden nicht einmal von Pferd und Wagen eine Spur.

Der rächende Arm des Herrn hatte den Gottlosen erreicht und ihn durch Sturm und Welle ein Ende mit Schrecken bereitet.



154.

Die Diebeskammer bei Creisfeld.

In dem Holzfleck, welcher an das Katharinenholz bei Creisfeld unweit Eisleben stößt, liegt eine Höhle, welche den Namen Diebeskammer führt.

In der Zeit des Bauernkrieges, der vor länger als dreihundert Jahren auch im südlichen Harze und in seinen Vorlanden tobte, flüchtete eine Menge Gesindel in die dichten Wälder, welche damals noch alle Berge ringsum bedeckten, und machten von da aus durch ihre Diebereien die ganze Gegend unsicher. Eine Bande solcher Kerle richtete sich in den Kalkbrüchen hinter dem Martinsschachte eine Höhle zur Wohnung ein und schleppte dahin ihren Raub zusammen.

Nun ging eines Morgens ganz früh ein Mädchen aus Creisfeld fort, um Butter und Eier auf den Wochenmarkt nach Eisleben zu bringen. Als sie an den Rotenberg kam, sprangen plötzlich zwei jener Spitzbuben und Räuber hinter dem Busche heraus, stopften ihr den Mund zu, daß sie nicht schreien konnte, knebelten ihr die Arme auf dem Rücken zusammen, verbanden ihr die Augen und führten sie mehrere Stunden bergauf, bergab bis in jene Höhle.

Dort nahmen sie ihr Knebel und Banden ab und bedeuteten ihr, sie müsse bei ihnen bleiben, um ihnen ihr Essen zu kochen und die Wirtschaft zu führen. Niemand sollte ihr etwas zuleide thun, und sie sollte es gut bei ihnen haben. Nur den Gedanken an Flucht müßte sie sich vergehen lassen, denn einer von ihnen bliebe beständig bei ihr zu Hause. Würde sie aber dennoch eines Fluchtversuches sich schuldig machen, so müßte sie auf der Stelle sterben.

Notgedrungen mußte sich das Mädchen in das Unabwendbare fügen, auch schwören, daß sie später, wenn sie etwa wieder frei käme, niemals von der Höhle und deren Bewohnern etwas verraten wollte. Thue sie dieses dennoch, drohten die Räuber, so würde sie ihrer Strafe nicht entrinnen, denn sie hätten noch anderwärts viele Kameraden, die ihr das Lebenslicht ausblasen würden, falls sie selbst es nicht könnten.

Die Räuber hielten ihr gegenüber, was sie versprochen hatten; sie thaten ihr nichts zuleide und trugen ihr Lebensmittel in Menge zu, so daß sie keine Not zu leiden brauchte. Daß sie sich aber dennoch aus der Gesellschaft der verworfenen Menschen hinweg, zurück zu ihren Lieben in die Heimat sehnte, können wir uns schon denken. Mehrfach stellten die Räuber sie auf die Probe, ob sie auf heimliche Flucht sänne. Aber sie merkte, daß man ihr

nur Fallen legte, und that gar nicht, als sähe sie, daß der Weg zur Flucht ihr offen stände. So wurde die Bande immer sicherer, und eines Tages, als sie einen großen Raubzug vorhatten, ließen sie niemand bei ihr daheim. Solche Gelegenheit bot sich ihr vielleicht so bald nicht wieder. Deshalb machte sie sich einige Stunden später reisefertig, nahm die Schürze voll Erbsen und schritt auf gut Glück in den Wald hinein, indem sie fortwährend Erbsen auf den Weg streute. Bald stand sie auf dem Holzberge und sah zu ihren Füßen ihr liebes Creisfeld liegen. Wie schlug ihr das Herz vor Freude! Beflügelten Schrittes sprang sie den Berg hinunter, vergaß aber nicht, bis zu ihrer Eltern Hause den Weg mit Erbsen zu bezeichnen.

Ihre alten Eltern waren anfangs sprachlos vor Staunen und Freude, dann aber konnten sie kein Ende finden, die wiedergefundene Tochter zu umarmen und zu küssen; und kaum hatte diese vorläufig kurz erzählt, wo sie das Jahr hindurch gewesen war, so wollte die Mutter in ihrer Freude gleich zu allen Nachbarn rennen, um ihnen mitzuteilen, daß ihre totgeglaubte Hanne wieder da sei. Doch der verständige Vater wehrte ihr und sprach: „Warte damit, bis ich zurückkomme, denn ich habe einen notwendigen Gang vor.“ Er ging zum Schulzen und erzählte dem, was er von Hanne über die Räuber und deren Schlupfwinkel gehört habe. Kurz entschlossen, bot der Schulze die ganze Mannschaft seines Dorfes auf und rückte mit ihr in aller Stille, immer der Erbsenspur folgend, in den Wald. In der Höhle fanden sie die ganze Bande beisammen. Die Kerle versuchten zwar, sich zur Wehr zu setzen, aber die Creisdorfer Bergleute führten einen guten Schlag: bald waren die Räuber überwältigt, gebunden und zu einem langen Zuge aneinander gekoppelt.

Welches Aufsehen erregten sie mit diesem auf den Straßen Eislebens! Dem dortigen Gerichte überliefert, wurden sie vieler Verbrechen und Schandthaten überführt und zum Galgen verurteilt.



155.

Die Balsternacksgrube.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als der ganze Harz von sog. Harzschützen und Räubern unsicher gemacht wurde, war besonders die Gegend von Annarode, Pölsfeld und Riestedt arg verrufen, denn gerade hier wurden durchziehende Kaufleute wie einzelne Wanderer fast regelmäßig von Räubern überfallen und ausgeplündert. Von diesen Klopffechtern heißt die dort durchführende Straße noch heute die Kloppgasse.

Unfern derselben bemerkt man noch jetzt im Walde zwischen den beiden erstgenannten Dörfern unter einer hohen Eiche eine verfallene Höhle, welche man Balsternacksgrube d. i. Balthasar Hakes Grube nennt. Furchtsame nahen sich derselben noch heute nicht ohne Grauen.

Balthasar Hake war der Sohn eines Einwohners von Riestedt. Sein Vater starb früh, und seine Mutter konnte den unbändigen Knaben noch weniger regieren als jener, der schon seine Not mit ihm gehabt hatte. Auch sein Lehrer hatte von seinem Trotze viel zu leiden, wenn jener sich überhaupt in der Schule blicken ließ.

Nach der Schulzeit entschwand der völlig verwahrloste Bube völlig, und niemand hörte wieder von ihm. Aber bald nachher nahmen die Beraubungen

auf der Kloppgasse, die schon vorher unsicher gewesen war, und die Einbrüche und Diebstähle in den umliegenden Ortschaften dermaßen überhand, daß man annehmen mußte, in jenem Walde hause eine förmliche Räuberbande. Indes waren alle Bemühungen der Polizei, diese zu entdecken und unschädlich zu machen, völlig vergebens. Darüber gingen Jahre hin, Jahre des Schreckens für die ganze Gegend, bis ein Zufall zur Entdeckung der Bande führte.

Ein Einwohner von Riestedt war nämlich auf einen Vormittag nach Mansfeld vor das Gericht geladen und brach, um die Zeit nicht zu versäumen, schon mitten in der Nacht auf, weil er, nicht im Besitze einer Uhr, durch den hellen Mondenschein über den Anbruch des Tages getäuscht wurde. Als er auf der Höhe hinter Riestedt war, hörte er zu seiner Überraschung die Turmuhr erst zwei schlagen, und er überlegte, ob er nicht wieder umkehren und sich noch einmal zu Bett legen sollte. Da er aber fürchtete, alsdann zu verschlafen, und wenn er zu spät nach Mansfeld käme, in Strafe genommen zu werden, so setzte er seinen Weg fort und schritt bald rüstig, wenn auch mit ziemlicher Furcht, auf der Kloppgasse dahin.

Plötzlich sah er zu seinen Füßen einen mit Federn geschmückten Männerhut liegen und er bückte sich, um ihn aufzuheben. Zu seinem Erstaunen war der Hut aber am Boden festgebunden. Während er sich noch bemühte, ihn zu lösen, sprangen zwei wildaussehende Männer hinter den Bäumen hervor, packten ihn und schleppten ihn gebunden in den Wald. Nicht lange, so stand er in einer Höhle inmitten der ganzen Bande, und der Hauptmann, welcher auf einem Polster saß, hatte schon das Schwert entblößt, ihn zu töten. Da faltete er seine Hände und erhob flehend seine Augen zu dem fürchterlichen Manne mit dem entsetzlichen Bart, und ein Hoffnungsstrahl durchzuckte ihn: das war ja Balthasar Hake, sein früherer Schulkamerad und Spielgenoß. Er erinnerte ihn in rührenden Worten ihrer gemeinsam verlebten Kindheit, der fröhlichen Spiele und mutwilligen Knabenstreiche, der Freuden, die sie miteinander geteilt, der Freundschaft, die sie einander gelobt hatten, und flehentlich bat er ihn, seiner zu schonen.

Wie in Gedanken versunken saß Balthasar da, und verwundert schauten die Räuber auf ihren sonst so wilden und kurz entschlossenen Hauptmann. Es schien, als kämpfe er mit der Rührung, denn eine Thräne quoll unter seinen Wimpern vor. Dann endlich sagte er milden, ungewohnten Tones zu dem Gefesselten: „Wohlan, um unserer Jugendfreundschaft willen schenke ich dir dein Leben. Doch mußt du schwören, ehe du gehst, daß du keinem Menschen ein Wort von dem sagen willst, was du gesehen und gehört hast."

Froh, so gut davon zu kommen, leistete der Riestedter den verlangten Eid, bedankte sich beim Räuberhauptmann für seine Gnade und reichte ihm gerührt die Hand zum Abschied.

Die Todesfurcht, welche er ausgestanden hatte, warf ihn folgenden Tages auf das Krankenlager, und wenn er sich auch nach einiger Zeit wieder etwas erholte und umhergehen konnte, so lastete doch auf seinem Gemüt eine große Niedergeschlagenheit und Schwermut. Das war seinen Freunden um so auffälliger, als er vorher ein frischer, lebensfroher Mann gewesen war, und sie drangen in ihn, ihnen die Ursache seines Kummers und seiner Bedrückung im Gemüt zu offenbaren. Doch kein Wort kam über seine Lippen, und seine Freunde besprachen nun nur noch untereinander seinen rätselhaften Zustand und vermuteten mit Recht, daß ein Geheimnis auf ihm laste, das er mitzuteilen sich scheute.

Da erkrankte er von neuem und schwerer als zuvor, so daß er selbst sein Ende herannahen fühlte und sich den Zuspruch und Trost des Geistlichen erbat. Auch dieser gab sich nun alle Mühe, den armen, geplagten Mann zum Sprechen zu überreden, konnte aber nicht mehr erreichen, als daß jener ihm mitteilte, ein grauses Geheimnis, an den ein furchtbarer Eid ihn binde, bedrücke seine Seele. Vergebens rief ihm der Geistliche das Sprichwort ins Gedächtnis: Erzwungener Eid thut Gott leid. Da sagte er endlich: „Wenn denn der Eid Menschen gegenüber dir die Zunge bindet, so schütte wenigstens dem Herrn dein Herz in lautem Bekenntnis aus, damit du ruhig einschlafen kannst." Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so begann auch der Sterbende mit lauter Stimme dem Herrn zu beichten, und der Geistliche vernahm und verstand noch Wort für Wort.

Das durfte er nicht für sich behalten, und er beeilte sich, der Obrigkeit Bericht zu erstatten. Da rückte in aller Stille eine starke Schar Bewaffneter in den Wald ein und umzingelte den Schlupfwinkel der Bande. Aber die Überwältigung derselben kostete einen schweren Kampf. Mit dem Mute der Verzweiflung, denn sie wußten ja, was ihnen Gefangennahme bringen mußte, verteidigte Balthasar mit seinen Räubern lange den Eingang zu seiner geräumigen Höhle, in der es an Vorräten nicht fehlte. Da warf man zuletzt brennenden Schwefel in die Höhle, so daß die Räuber an den Dämpfen erstickten.

Dann wurde das Raubnest zerstört, und seitdem liegt die „Balsternacksgrube" verschüttet.



156.

Dieselbe Geschichte in andrer Fassung.

Den Hut, den Balsternack auf die Kloppgasse legte und durch einen Draht mit einer Glocke in der Höhle verband, hob auch einmal ein junges Mädchen aus Emseloh auf. Sofort war der Räuber da, doch that er dem jungen Mädchen nichts zuleide, nahm es aber mit sich in seine Höhle, damit es ihm den Haushalt führe. Da sie sich Mühe gab, die Arbeiten, die er ihr auftrug, zu seiner Zufriedenheit auszuführen, so behandelte er sie gut, und sie hatte über nichts zu klagen, als über die Freiheitsberaubung und Gefangenhaltung.

So ging ein Jahr hin. Da konnte es das Mädchen vor Heimweh nicht mehr aushalten; sie verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihren Eltern, die sie für tot hielten und deshalb tief bekümmert sein mußten, und flehentlich bat sie den Räuber, ihr einige Tage Urlaub zu erteilen. Der wollte aber davon anfangs durchaus nichts wissen. Als er aber sah, wie das Mädchen vor Gram fast verging, wie sie vor Thränen keinen Schlaf mehr fand, da gab er endlich ihren Bitten Gehör; doch mußte sie mit einem furchtbaren Eide ihm schwören, keinem Menschen zu sagen, wo und bei wem sie gewesen wäre, sowie, daß sie nach Ablauf des Urlaubs zu ihm zurückkehren wolle.

Wie staunten ihre alten Eltern, als die totgeglaubte Tochter plötzlich zur Thür hereintrat! Aber ihre Freude bekam einen harten Stoß, als sie hörten, daß ihre Tochter nach wenig Tagen sie wieder verlassen müßte, als diese jede Auskunft über die Zeit ihrer Abwesenheit beharrlich verweigerte. Da die Eltern ihr immer von neuem zusetzten, so bat sie dieselben unter Thränen,

nicht weiter in sie zu dringen, da sie durch einen Schwur gebunden wäre. Nun fragte der Vater den ehrwürdigen Pastor, der die Tochter unterrichtet und konfirmiert hatte, um Rat, und dieser wußte einen Ausweg. „Wenn du geschworen hast, keinem Menschen etwas zu sagen, so beichte doch dein Geheimnis dem Ofen dort“, sagte er zu dem zum Aufbruch sich anschickenden Mädchen. Nach einigem Bedenken sah dieses darin nichts Verbotenes, und sie erzählte dem Ofen alles, was ihr begegnet war.

So erfuhren aber auch ihr Vater und der Pastor, die an der Thür lauschten, den ganzen Sachverhalt; sie riefen die Nachbarn zu ihrer Hilfe herbei, man zog bewaffnet in den Wald, und es gelang ihnen, des Räubers habhaft zu werden.

Zahlreicher Morde und Raubanfälle überwiesen, wurde er vom Gerichte zum Tode verurteilt.



157.

Die Blume von Tippelsdorf.

Zwischen Annarode und Ahlsdorf, von ersterem etwa eine halbe Stunde entfernt, liegt von dunklem Hochwald beschattet, die wüste Dorfstätte Tippelsdorf. Nur wenig Überbleibsel sind bis auf unsere Tage gekommen. Ein Stück Mauerwerk mit Rasen bewachsen und von hohen Farnkräutern überwuchert, soll die Stätte eines Klosters bezeichnen. Wie der Volksmund erzählt, ist dieses in einem Kriege zerstört und niedergebrannt und nachher nicht wieder aufgebaut. Der ehemalige Dorfbrunnen ist in dem sog. Glockenloche in der Wiese des Tippelsbaches, über den die Tippelsbrücke führt, zu erkennen. Holzfäller sahen oftmals einen Mönch mit grauer Kutte an dieser Stelle stehen; er bückte sich, als wenn er in den verschütteten Brunnen hinuntersehen könnte, und beachtete ihren Zuruf nicht. Vielleicht bewacht er die goldene Glocke, die dort unten liegt.

Einst hütete zur Sommerzeit ein Schäfer seine Herde auf der wüsten Stätte. Als er seinen Hut, der ihm abgefallen war, vom Rasen aufhob, erblickte er eine wunderschöne Blume, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er pflückte sie und steckte sie an seinen Hut. Da waren plötzlich seine beiden Hunde, die soeben noch neben ihm gestanden hatten, verschwunden. Die Erde erbebte ihm unter den Füßen, und er stand vor einer offenen Steinthür, durch die er in einen dunklen Gang hineinblickte. Unwiderstehlich trieb's ihn da hinein, und bald gelangte er in einen Raum, der tageshell erleuchtet war, obwohl kein Licht darin brannte. Große Haufen von Gold und Silber und edlem Gestein lagen hier umher, und als eine Stimme ihm zurief: „Denk an deinen Ranzen!“ packte er in seine Hirtentasche so viel der Schätze hinein, als sie zu fassen vermochte. Da rief die Stimme wieder: „Vergiß das Beste nicht!“ Verwundert schaute er sich ringsum; was konnte es noch Besseres und Kostbareres geben, als das, was er genommen hatte!

Mit seiner schweren Tasche beladen, machte er sich auf den Rückweg. Als er dem Ausgange nahe war und schon die Thürklinke fassen konnte, da hörte er von der Halle her ein mächtiges Brausen, ein gewaltiger Windstoß drang auf ihn, ein Blitz fuhr neben ihm nieder, und donnernd schlug die Thür zu und schleuderte ihn dabei ins Freie. Und das war sein Glück, sonst wäre er zerquetscht worden.

Als er wieder zur Besinnung kam, standen seine Hunde neben ihm; er versuchte aufzustehen, aber fiel immer wieder auf den Rasen zurück; sein Fuß war von der Thür eingeklemmt, so daß er ihn kaum herausziehen konnte, und verursachte ihm unsägliche Schmerzen. Angstvoll rief er seinen Bruder, welcher nicht ferne von ihm seine Herde hütete. Der holte in seinem Hute frisches Wasser aus dem Bache, wusch ihm seine Wunde und stillte die starke Blutung. Von der Thür war jetzt nichts mehr zu sehen. Da der Verletzte auch mit Hilfe seines Bruders nicht gehen konnte, so nahm ihn dieser auf den Rücken und trug ihn nach Ahlsdorf in seine Wohnung.

Als er am andern Morgen erwachte, fühlte er sich bedeutend wohler. Sein Erlebnis überdenkend, das ihm wie ein Traum vorkam, kam es ihm vor, als läge zu seinen Füßen ein großer Stein im Bette. Er sah nach und fand einen Goldklumpen, der ihn zum wohlhabenden Manne machte. Der Ranzen aber war leer, denn er hatte das Beste, die Wunderblume, vergessen. Sie war ihm beim Einpacken der Schätze vom Hute gefallen, und da hatte er sie, ohne sie zu bemerken, mit seinem Fuße zertreten.

Fremde Schafe brauchte er nun nicht mehr zu hüten. Er kaufte sich in Ahlsdorf, seinem Heimatorte, ein Bauerngut und erwies sich wohlthätig gegen jedermann. Der Kirche ließ er eine schöne Thür anfertigen. Deshalb ist auch sein Bild in einen Stein eingehauen, der noch an der Kirche liegt.

Die Wunderblume, welche die Thür zu den Schätzen von Tippelsdorf öffnete, soll noch immer blühen. Doch kann sie nur ein Sonntagskind am Johannistage mittags 12 Uhr finden. Solltest du das sein, so vergiß das Beste nicht!



158.

Die Zwerge am Kammerbache.

In einem öden Thale dem Dorfe Friesdorf gegenüber fließt der Kammerbach der Wipper zu. Unweit der Ufer des Baches befinden sich in einer Klippe die Zwerglöcher, mehrere Öffnungen, welche tief in den Berg hineinführen und den Zugang bilden zum unterirdischen Reiche der Zwerge.

Vor noch nicht langen Jahren lebte in dem benachbarten Rammelburg ein Förster namens Rübsamen, der oft ganze Nächte im Walde zubrachte und deshalb manches sah, was Menschen, die jede Nacht im Bette liegen, verborgen bleibt. So saß er einst an einem Maiabend am Ufer des Kammerbaches hinter einer Eiche, um einem Rehbock aufzulauern. Lind und lau wehten die Frühlingslüfte das Thal herauf, unverdrossen murmelte und plätscherte der Bach, und durch die Zweige mit ihrem ersten, frischen Grün, die sich geisterhaft flüsternd einander zuneigten, schaute neugierig der Mond hernieder. Da sah der Weidmann, der sich an der wunderbar schönen Abendlandschaft ergötzte, wie eine leichte Nebelwolke langsam sich im Thale heraufbewegte und auf der Wiesenflur, die ihm zu Füßen lag, stillstand. Auch dem Hunde schien dies auffällig zu sein, denn er stand auf und knurrte leise. „Was hast du denn, alter Knabe?“ beschwichtigte ihn der Förster, „leg dich nur wieder nieder und schlaf!“ Als sein Blick dann wieder auf die Wolke fiel, hatte diese sich geöffnet wie ein Vorhang, den man auseinander schlägt oder aufzieht, und er erblickte unter ihr auf der Wiese ein Gewimmel von vielen Hundert Zwergen, Männlein und Weiblein. Sie waren in der Wolke wie in einem Luftschiffe

hieher gefahren, um in stiller Mondscheinnacht ungestört ein Fest im Freien zu feiern.

Und sofort begann ein buntes, geschäftiges Treiben. Diener und Dienerinnen, kaum handhoch, schleppten Sessel herbei und breiteten niedliche Decken vor sich aus, und kleine Herren von stolzer Haltung, als wären sie Fürsten, führten prächtig geschmückte Dämchen hierher und nahmen mit ihnen auf den im Halbrund aufgestellten Sesseln Platz, um dem Spiel des Zwergvolkes zuzuschauen. Unser Weidmann kam aus dem Staunen nicht heraus. Jetzt trat für ihn der Kellermeister des Völkchens in den Vordergrund. Der hatte einen großen Steinpilz, der mitten auf der Wiese stand, mit kundigem Blick zum Schenktisch erkoren. Dahin wälzten seine Gehilfen einige Fäßchen und stapelten sie auf, und kaum hatte der Kellermeister eins davon auf den Tisch erhoben und angezapft, so drängten sich schon von allen Seiten die Durstigen mit ihren Bechern, den niedlichen Blüten der blauen Glockenblume, heran, und jener vermochte ihnen kaum genug zu thun. Für den Förster war es eine wahre Genugthuung, zu sehen, daß es auch unter dem winzigen Zwergvolke wackere Zecher gab, und er fühlte sich fast versucht, mit einigen der tapfersten Brüderschaft zu trinken.

Doch jetzt forderte ein Andres seine Aufmerksamkeit heraus. In das Stimmengewirr, das dem Summen eines in Aufregung gebrachten Bienenvolkes glich, klang plötzlich von jener Seite eine Art Musik herein. Dort unter dem Laubdache einer alten Eiche hatte sich nämlich eine fröhliche Schar zum Tanze aufgestellt, und die flinken Zwerglein und die leichtgeschürzten Zwergfräulein begannen nun, nachdem sie sich vor den kleinen Herrschaften zierlich verneigt hatten, die würdevoll von ihren Sesseln herab zuschauten, ihre bald anmutigen, bald wilden Tanzspiele. Das war kein Tanz, wie wir Menschenkinder ihn kennen und im Schweiße unseres Angesichts ausführen. Hier schwirrte eine Schar, die sich bei den Händen gefaßt hielt, mit solcher Schnelligkeit fliegend und sausend im Kreise herum, daß auch das schärfste Auge nicht imstande war, die Einzelnen noch zu unterscheiden, und daß Rübsamen dabei an die Feuerräder vom letzten Schützenfeste in Wippra dachte. Dort führte ein wunderlicher Kauz die gewagtesten Sprünge auf einem Beine aus, reckte und dehnte sich dabei, daß er lang wurde wie eine Birke und dünn wie ein Strohhalm, und hüpfte im nächsten Augenblicke, plump wie ein Frosch, auf Händen und Füßen auf dem Rasen umher. Und welche wunderliche, sinnberückende Musik! War es nicht, als strichen Tausende von Feldgrillen die Geige, und bliesen Hunderte von Fröschen Trompete und Horn? Jedenfalls gab der Kuckuck als Kapellmeister den Takt an.

An andern Stellen der Wiese tollte und tobte die Jugend nach Herzenslust. Hier haschten sich winzige Knaben und Mädchen im wilden Lauf oder spielten im Grase wie Mäuschen Verstecken. Dort kletterten Hunderte in den Büschen und Sträuchern umher oder schaukelten sich in dem schlanken Schilfe am Bachufer.

Eine Stunde mochte dieses Vergnügen gewährt haben, und in Friesdorf tutete der Wächter Elf — der tiefer sinkende Mond hatte sich hinter die Baumwipfel versteckt, und über die Wiese fielen schon lange dunkle Schattenstreifen, der Kuckuck gab sich keine Mühe mehr, und die Frösche wollten nicht mehr musizieren — da vereinigten sich alle Zwerge mitten auf der Wiese zu einer wohlgeordneten Schar und sangen mit ihren feinen Stimmchen leise folgendes Lied:

„In schweigenden Klüften, in nächtlichem Graus,
Da wölbt sich der Zwerge unheimliches Haus;
Da walten wir emsig im finsteren Schacht,
Bereiten des Goldes hellstrahlende Macht;
Da sammeln wir Schätze mit gieriger Hast
Und kennen nicht Ruhe und kennen nicht Rast.
Und wenn wir errungen das schimmernde Gold,
Wie strahlt es dann freundlich, wie lacht es dann hold!
Es leuchtet so lieblich, wie Rosen so rot;
Doch kalt ist sein Schimmer, und eisig, und tot.

Da pochen die Menschen ans felsige Thor,
Und dringen hinunter, und bringen empor
Die goldene Fülle mit jauchzender Lust,
Und schmücken die Stirne und schmücken die Brust,
Und achten der Blumen und Sterne nicht mehr:
Und doch sind goldene Ketten so schwer!
Hell leuchtet die Sonne in freundlichem Glanz,
Süß duften die Blumen in lieblichem Kranz:
Ihr Thoren, was steigt ihr ins dunkele Grab,
Zu finsteren Klüften der Erde hinab
Und schmückt euch mit Gold und kaltem Gestein?
O wandelt doch lieber im Sonnenschein,
Umkränzt euch mit Rosen die sehnende Brust,
Die duften lebendig zu himmlischer Lust!

Doch wenn nun auf Erden der Frühling erwacht,
Dann haucht er hinab in den finsteren Schacht
Und lockt uns mit schmeichelnden Tönen empor,
Dann kommen wir alle im jauchzenden Chor,
Und schwärmen so selig beim silbernen Schein
Des lieblichen Mondes durch Wiesen und Hain,
Und grüßen die Blumen, und winken dem Stern,
Und spielen so fröhlich, und weilen so gern
Doch schweigend winkt uns die finstere Gruft. —
Lebt wohl denn, ihr Blumen mit lieblichem Duft!
Lebt wohl, ihr Sterne, du freundlicher Mond!
O selig, wer jauchzend die Erde bewohnt!
Wir müssen hinunter zum finsteren Schacht,
Zum eisigen Golde, zur ewigen Nacht."

Leise verklang das wehmütige Lied, da schwebte jene Nebelwolke wieder das Thal herauf, und warf um das Zwergvölkchen ihren dichten Schleier. Dann zog sie wieder das Thal hinab, langsam den Zwerglöchern zu. An die Stelle des munteren Lebens war Totenstille getreten, nur der plätschernde Bach konnte die Ruhe noch nicht finden. Da sanken auch dem Förster Rübsamen die Augen zu, die Büchse fiel ihm aus der Hand, und der Moosteppich nahm den sanft Schlummernden in seine Obhut.

Die Drossel weckte ihn wieder, als der Morgen dämmernd durch die Bäume blickte. Da fuhr er in die Höhe und rieb sich die Augen, aber von dem Festgelage des kleinen Völkchens war nichts mehr auf der Wiese zu erblicken: kein Grashalm war geknickt, kein Tröpfchen Tau abgestreift. Sollte ich denn nur geträumt haben? fragte sich der Förster. Da tänzelte im Morgenwinde ein Blättchen Papier auf ihn zu, und als er es aufhob, las er zu seinem Erstaunen darauf das Lied der Zwerge, das er in der Nacht hatte singen hören.*)

*) Es war eigentlich in Mansfelder Mundart geschrieben und etwas länger. Nur als Sprachprobe gebe ich hier die Schlußstrophe buchstäblich nach dem Gesang der Zwerge (Giebelhausen, Der Berggeist, S. 28).

„Dach alles, ja alles, das hat in der Wält
Ä Enge; do kimmet de Sunne schun kält!
Äs scheidet nu bahle de frehliche Nacht,
Mir missen nu wedder zorrick in'n Schacht.
Do wärd nu gehämmert un ruhig gewohnt,
Bis wedder uns rieft der glinzende Mond.
Mir rufen, Härr Färschter, mant nach: „Gute Nacht!"
Un wenn ä denn heite is wedder d'rwacht,
Wärd ä nach'n Schlofe denn Morgen ganz frieh
Met der Büchse schune treffen ä feistes Rieh!"



159.
Der Stein im Nonnenthale bei Volkstedt.

Vor langen Jahren herrschte einmal über die gesegneten Fluren des Hessenlandes eine schöne junge Witwe. So hatte ihr Gemahl, der sie herzlich liebte, bei seinem Tode bestimmt und sie zugleich gebeten, den Witwenschleier bis an ihr Lebensende nicht wieder abzulegen.

Nun hätten die benachbarten Fürsten das schöne Hessenland gar zu gern mit dem ihrigen vereinigt und die schöne Witwe gern dazu in den Kauf genommen. Wer von ihnen noch unvermählt war, der warb eifrig um ihre Hand. Doch ihrem Gelübde treu, wies sie alle Bewerber unterschiedslos ab.

Da vereinigten sich, in ihren Hoffnungen bitter getäuscht, alle diese Fürsten mit einander zu gemeinschaftlichem Vorgehen und fielen mit Waffengewalt von allen Seiten in Hessen ein. Die edle Fürstin war aber nicht imstande, solcher Übermacht Widerstand entgegenzusetzen, und entschloß sich, lieber ihr Erbe zu verlassen, als ihrem Gelübde untreu zu werden. Mit wenigen Getreuen entwich sie bei Nacht aus ihrer Burg und nahm zu Wagen den Weg dem Harze zu.

Fast schon hatte sie diesen erreicht, da waren ihr die Verfolger unmittelbar auf den Fersen. Um sie zu täuschen und irre zu führen, verließ sie in der Gegend von Volkstedt den Wagen nnd setzte ihre Flucht zu Fuße fort; denn in der einsamen Wanderin konnte niemand die Fürstin vermuten.

Aber des raschen und anhaltenden Gehens ungewohnt, mußte sie schon auf einem Berge jenseit Volkstedt Halt machen und sich einen Augenblick erholen. Ihr Schuh drückte sie; und als sie deshalb die Bänder löste und ihn auszog, fiel ein Steinchen heraus. Das rollte den Abhang hinunter und blieb erst im sog. Nonnenthale liegen. Dann aber setzte die Fürstin gleich einem vom Jäger und seiner Meute verfolgten Wilde ihre Flucht fort, und es gelang ihr, allen Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen und im Harze Schutz und Unterkommen zu finden.

Das Steinchen, anfangs kaum größer als eine Erbse, wuchs binnen kurzem zu einem gewaltigen Block an. Der liegt nun heute noch drunten im Nonnenthale, und niemand rührt ihn an. Denn so lange er an seiner Stelle bleibt, steht es wohl um Volkstedt. Wollte man ihn aber zertrümmern und wegschaffen, so würde das Dorf sofort „ersaufen".

160.
Der getreue Eckart.

Alle Jahre am Fastnacht-Donnerstage, so erzählten die Alten, kann man bei Eisleben und in der ganzen Grafschaft Mansfeld das wütende Heer vorüberziehen sehen. Voran schreitet der treue Eckart, ein Greis mit einem weißen Stabe in der Hand. Er warnt die Leute, die in hellen Haufen herzugeströmt sind, als gälte es dem Einzuge eines Kaisers oder Königs zuzuschauen. Aber er macht dabei einen Unterschied; die einen heißt er nur aus dem Wege, die andern dagegen nach Hause gehen, wenn ihnen kein Unfall widerfahren solle. Und es ist jedem anzuraten, dem wohlmeinenden Manne zu gehorchen.

Ihm folgt das wütende Heer zu Pferde und zu Fuße. Es besteht teilweise aus längst oder auch erst kürzlich Verstorbenen, teilweise auch aus noch Lebenden. Manche von ihnen nehmen sich gar wunderlich aus. Hier sitzt einer auf einem Pferde, das nur zwei Beine hat; dort kommt ein andrer, auf ein Rad gebunden, das von selbst umläuft. Ein dritter läuft auf einem Fuße, den andern Schenkel über die Achsel gelegt. Und rennen da nicht gar Menschen ohne Kopf und andre ohne Arme umher? —

Zu andrer Zeit, als an dem genannten Donnerstage, kann man das Heer nur hören, nicht sehen. Dann tobt es bei Nacht unter Hundegebell und dem Gebrüll wilder Tiere, womit sich die klagenden Töne der Waldhörner vermischen, an einsamen Orten oben durch die Lüfte; unten sieht man nur Hasen laufen oder hört ein Wildschwein, dem die Jagd gilt, grunzen.



161.
Der Bergmönch rettet die Bergleute einer Mansfelder Grube.

Auch der Gruben im Mansfeldischen nimmt sich der Bergmönch an, wie folgende Geschichte zeigt.

Zwei Bergleute, welche nahe bei einander wohnten, gingen stets zusammen nach der Grube, und wer zuerst aufwachte, weckte den andern. Einmal nun glaubt der eine von ihnen das Pochen und den bekannten Ruf seines Kameraden zu hören, und er springt eiligst auf, kleidet sich, ohne nach der Uhr zu sehen, rasch an und eilt dem Schachte zu, denn es muß schon spät sein, da sein Nachbar nicht auf ihn gewartet hat. Doch wie erstaunt er, als er auf der Grube noch keinen einzigen seiner Kameraden antrifft. Schon will er, in der Meinung, daß ihn ein Traum getäuscht habe, nach Hause zurückkehren, da wird plötzlich am Fördertau durch dreimaliges Zucken das Zeichen zum Aufziehen gegeben. Sofort greift er in den Haspel und windet die Schale empor. Erwartungsvoll schaut er dem Kübel entgegen und — wie wunderbar! — steht nicht ein Männchen in grauer Mönchstracht darin und deutet mit warnender Geberde in den Schacht hinunter? Erschrocken läßt er den Haspel los, und der Kübel saust wieder hinunter. Inzwischen sind auch die Kameraden alle angekommen, und er erzählt ihnen das wunderbare Gesicht. Die einen lächeln ungläubig und wollen von solchem Aberglauben nichts halten. Die andern erklären das unbegreifliche Ereignis für einen Fingerzeig Gottes, heute nicht anzufahren. So streiten sie hin und her, und niemand fährt ein. Da plötzlich verstummt jeder Mund in jähem Schrecken: eine Rauchwolke zischt

pfeifend aus dem Schachte heraus, der Boden wankt ihnen unter den Füßen, und in der Tiefe rollt es wie ferner Donner. Der Schacht ist eingestürzt. Hätte der Bergmönch nicht gewarnt, so lägen sie sämtlich unten verschüttet und begraben.



162.

Sankt Georg und der Lindwurm.

Hat der Leser schon einen Mansfelder Georgsthaler gesehen? Und wenn er gar einen besitzt, so halte er ihn in Ehren, denn viele giebt es davon nicht

mehr. Das Gepräge zeigt einen Ritter zu Pferde, wie er mit der Lanze den sich bäumenden Lindwurm tötet, und dasselbe Bild findet sich, in Stein gehauen, über der Kirchthür zu Mansfeld.

Ehe es Grafen von Mansfeld gab, wohnte auf der Burg Mansfeld ein Ritter namens Georg. In der Nähe aber, auf dem Lindberge, hauste ein entsetzliches Ungeheuer, ein Lindwurm. Der drohte allen Bewohnern von Mansfeld Tod und Verderben, wenn sie ihm nicht freiwillig jeden Tag eine Jungfrau zum Fraße brächten. Nach kurzem war in dem Städtchen nur noch eine einzige Jungfrau, die Tochter des Ritters. Die forderte der böse Wurm jetzt auch. Da wappnete sich der Ritter am folgenden Morgen und bestieg sein Roß und sprengte, von den Gebeten der Einwohner begleitet, dem Lindberge zu, um den Kampf mit dem Ungeheuer zu wagen. Und er erlegte ihn mit seiner Lanze und erlöste damit die ganze Gegend von schwerer Plage. Seitdem nannte man ihn Sankt Georg.



163.

Der Ursprung der Grafen von Mansfeld.

Der Stammvater der Grafen von Mansfeld war des Kaisers Feldherr in Italien und gewann ihm viele Schlachten. Zu Dank und Lohn dafür erlaubte ihm der Kaiser, sich eine Gnade auszubitten. Da bat der Graf um so viel Land in Thüringen, wie er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Das bewilligte ihm der Kaiser gern und gab ihm einen seiner Räte mit, der ihm das Eigentum des Landes an Ort und Stelle übertragen sollte.

Nach langer Reise über die Alpen und durch Deutschland kamen sie in Wallhausen in der Goldenen Aue an. Da hieß der Graf seinen Kutscher langsam fahren und zettelte eine Handvoll Gerste noch der andern ganz dünn über das Feld. Als er die letzten Körner niederfallen ließ, waren sie im Kreise um zweihundert und zwei Dörfer herumgefahren.

Daß so das Kaiserwort verstanden werden könnte, wollte dem Rate nicht einleuchten, und als er zu seinem Herrn zurückkam, verklagte er den Grafen, daß er den Kaiser betrogen und dessen Gnade gemißbraucht habe. Aber der Kaiser erwiderte ihm lachend: „Gesagt ist gesagt! Kaiserliches Wort muß wahr bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!“ Darum heißt die Landschaft bis auf den heutigen Tag also, und darum sind Gerstenkörner das Wappenzeichen der Grafschaft Mansfeld. —

Ähnlich erzählt folgende Sage:

Als Kaiser Heinrich (V. ?) einst Hof zu Wallhausen hielt, wo sich eine Reichspfalz befand, trat einer seiner Mannen zu ihm und bat um das Eigentum eines Stückes Landes, welches an die Goldene Au grenze und mit einem Scheffel Gerste umsäet werden könne. Unbedenklich gewährte der Kaiser, der ihn wegen seiner Tapferkeit schätzte, diese Gnade von geringem Belang.

Da nahm der Ritter einen Sack mit einem Scheffel Gerste vor sich auf das Pferd und ließ die Körner einzeln aus einer ganz kleinen Öffnung herausfallen, indem er im schnellsten Fluge dahinjagte. Als der Sack leer war, hatte er die Grenzen der späteren Grafschaft Mansfeld umsäet.

Um diesen wertvollen Besitz aber beneideten den Schlauen die übrigen kaiserlichen Mannen und sie hinterbrachten dem Kaiser, daß seine Gnade durch

falsche Deutung gemißbraucht sei. Jedoch der Kaiser antwortete lachend: „Gesagt ist gesagt! Das ist des Mannes Feld!“ Daher also rühren der Name der Grafschaft und die Gerstenkörner im gräflichen Wappen, welche die Wappenkundigen Wecken nennen.



164.

Hoyer der Rote.

Anders als die beiden vorigen Sagen will die folgende den Namen Mansfeld erklären.

Um das Jahr 542 n. Chr. regierte in Britannien König Artus, dessen glänzende Tafelrunde oftmals 170 Ritter zählte, so daß der Ruf davon durch alle Lande erscholl. Da machte sich auch Hoyer der Rote aus Sachsenland, von dem man sang:

„Ihm ist der Bart und auch das Haar
Beide ganz rot und feuerfarb'“,

dorthin auf, bestand die Proben der Ritterlichkeit, die ihm auferlegt wurden, glänzend, und ward in die Tafelrunde als der besten einer aufgenommen.

Die Königin Ginevra selbst beschenkte ihn nach einem Turnier, in dem er dem berühmten Wigalois vom Rade ein stattliches Streitroß und einen Papagei in goldenem Käfig abgewonnen hatte, mit einer geweihten Lanze, deren stählerne Spitze vom Zauberer Merlin geschmiedet war, und König Artus rief lobend aus: „Das ist ein rechter Mann im Felde!“

Von diesem Wort hieß man ihn seitdem den Mansfelder.



165.

Der arme Graf mit reichen Unterthanen.

Im Jahre 1487 weilte ein Herzog von Braunschweig auf dem Schlosse Mansfeld als Gast, und als er mit den Grafen bei Tafel saß, rühmte er sich seines Reichtums. Da antwortete ihm einer der Mansfelder Grafen: „Des kann ich mich zwar nicht rühmen, denn wir Mansfelder sind arme Grafen. Aber um so reicher sind meine Unterthanen. Wenn ich jetzt einem derselben befehle, eine Schieferhöhle (einen Wagen, in dem die Kupferschiefern nach der Hütte gefahren werden) voll Mansfelder Thaler hieher zu bringen, so thut er's; und wenn ich einem andern befehle, mit 100 Pferden hier auf dem Schlosse vorzureiten, so geschieht es gleichfalls.“

Das klang dem Herzog schier unglaublich, und er hielt es lächelnd für Übertreibung. Da sandte der Graf heimlich einen Eilboten nach Eisleben, und nach wenigen Stunden fuhr der Hüttenherr Christoph Stahl mit einem Höhlwagen voll Mansfelder Thaler vor, und auf dem Schloßhofe hielt der Höhlenführer Johann Zörner mit 100 Pferden. —

Andre erzählen, der Befehl, einen Wagen voll Thaler zu bringen, sei an den reichen Bucher in Eisleben ergangen, und der habe erst zurückfragen lassen, von welchem Jahrgange die Thaler sein sollten. Da habe der Herzog, um die Ausführung zu erschweren oder unmöglich zu machen, eine jüngere Jahreszahl genannt; aber dennoch sei das Geld von Bucher binnen kurzem beschafft.

Um unterwegs nicht von Räubern überfallen zu werden, habe Bucher nicht die Landstraße, sondern eine unterirdische Fahrstraße von Eisleben bis in die Kellerräume des Mansfelder Schlosses benutzt. Die Spuren eines solchen Ganges sind noch im Anfange dieses Jahrhunderts in einem Hohlwege nördlich von Eisleben zu Tage getreten. Ein andrer unterirdischer Gang soll das Schloß mit dem früheren Rathause in der Stadt Mansfeld verbunden haben.

166.

Silberne Hufeisen.

In früheren Zeiten, als man noch nicht so viel Fundstätten guter Kupfererze kannte wie heute, war das Mansfelder Kupfer bis über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmt und gesucht. Große Mengen desselben kaufte namentlich die Rupublik Venedig und machte mit dem Wiederverkauf des Kupfers glänzende Geschäfte. Man sagt, die Venediger hätten auch durch eine nur ihnen bekannte Verhüttung aus diesem Kupfer Gold ausgeschieden. Wie nun einst Graf Busso von Mansfeld nach Venedig kam, wurde er aus Dankbarkeit mit hohen Ehren aufgenommen, und die Regierung des Freistaates schenkte ihm außer einer kunstvoll gearbeiteten Rüstung einen schönen Hengst mit goldenem Sattelzeug und silbernem Hufbeschlag, der mit goldenen Nägeln befestigt war.

Als Graf Busso auf seiner Heimreise durch Artern kam und gerade durch das Altstädter Thor ritt, verlor der Hengst eins seiner silbernen Hufeisen. Zum Gedächtnis dessen hing noch im vorigen Jahrhundert ein Hufeisen an jenem Thor, und noch in diesem Jahrhundert war das in einen Thorpfeiler eingehauene Hufeisen zu sehen.



167.

Sankt Jodute in der Schlacht am Welfesholze.

Im Februar des Jahres 1115 lagen sich in der Gegend von Hettstedt, Gerbstedt und Sandersleben zwei große Heere gegenüber; auf der einen Seite der Kaiser Heinrich V., auf der andern der Sachsenherzog Lothar (der spätere Kaiser) mit seinem Anhange, und am 15. Februar kam es dort „am Welfesholze" zu einer blutigen Schlacht.

Anfangs stand diese für die Sachsen ungünstig, denn der kaiserliche Feldherr, Hoyer von Mansfeld, drang mit seinen Harzern unaufhaltsam in den Feind. Da half ihnen ein Wunder aus schwerer Bedrängnis: ein Weidenstamm rief dreimal laut Jodute und Zeter, und von dem Augenblick an wandte sich das Glück auf die Seite der Sachsen. Hoyer von Mansfeld wurde von dem jüngeren Grafen Wiprecht von Groitsch im Zweikampfe erschlagen; darob erschraken die Kaiserlichen und wandten sich zur Flucht.

Zum Andenken an den entscheidenden Sieg errichteten die Sachsen inmitten der Gräber ihrer Stammesgenossen eine Kapelle und stellten in dieser eine Bildsäule auf, welche einen mit Schwert, Keule und Schild bewaffneten Krieger im Eisenhelm darstellte. Die Bauern der Umgegend nannten ihn den heiligen Jodute und schrieben ihm den Sieg zu. Einst kannte man ihn

weit und breit in den Sachsengauen, denn im Delbrückschen in Westfalen sang man:

„Sankt Jodute war ein heiliger Mann;
Wie der Feind kam, ging er voran."

Und im Mansfeldischen war die Redensart: „Ich will dich schlagen, du sollst Jodute rufen!" noch vor kurzem allgemein gebräuchlich.

Da das Landvolk jener Bildsäule abgöttische Verehrung bewies, so ließ sie König Rudolf (oder Bischof Friedrich von Halberstadt) umstürzen und in das Kloster Wiederstedt bringen. Dennoch ließen die Bauern ihren Aberglauben nicht fahren und übertrugen ihre Verehrung nun auf den Weidenstumpf, der jenes Jodute! gerufen haben sollte. Auf diesen sind wohl Dr. Luthers Worte zu beziehen: „In der Grafschaft Mansfeld, welches mein Vaterland ist, da ist ein Bild, gleichwie ein großer Riese gehauen oder geschnitzt, welches Gedud genannt wird."

Von der Kapelle standen 1736 nur noch die bloßen Mauern. Der Weidenstock war damals von Ackerknechten, welche sich während der Mittagsruhe, wenn sie in der Nähe pflügten, bei ihm ein Feuer anzumachen pflegten, bereits verbrannt.

168.

Der Hoyerstein.

Nicht weit vom Vorwerk Welfesholz, bei welchem jene Schlacht stattfand, nämlich auf der Feldmark des wüsten Dorfes Dankelsdorf, südwestlich von Gerbstedt und kaum $^1/_2$ km über der wüsten Dorfstätte Nienstedt, steht, nach Osten geneigt, da wo der Fuchsrain und der Grafenrain sich schneiden, ein starker, verwitterter Feldstein ohne Inschrift, etwa 1 m breit, $^1/_3$ m dick und $^2/_3$ m hoch.

In seine ganze Oberfläche sind Nägel geschlagen, und die Sage behauptet, er werde durch jeden heftigen Regenguß erweicht und erst nach einiger Zeit wieder hart.

Von seinen zahlreichen Vertiefungen werden einige als Eindruck einer Hand und eines Daumens gedeutet. Hoyer von Mansfeld soll nämlich vor der Schlacht am Welfesholz, dessen einziges Denkmal dieser löcherige Stein ist, in diesen, wie in Weizenteig, mit den Worten hineingegriffen haben:

„So wahr ich greif in diesen Stein,
Auch diese Schlacht muß meine sein!"

Trotzdem ging sie verloren, und Hoyer fand darin seinen Tod.



169.

Bösenburg und Heiligenthal.

Unter den zahlreichen Bergkirchen in den Harzlanden ist die dem Erzengel Michael geweihte Kirche des Dorfes Bösenburg (bei Mansfeld) vielleicht die bemerkenswerteste. Denn sie liegt an der Stätte der alten Bisiniburg, von der einst — im fünften Jahrhundert — der König Bisino das weite, mächtige Thüringerreich beherrschte. Keine Kunde hat sich im Volksmunde von der

Königsburg erhalten, von der aber immerhin noch heute Spuren und Reste der hohen Wälle und tiefen Gräben auf der einzigen ersteiglichen Seite vorhanden sind; dafür verlegt die Sage auf diese steile Höhe eine mittelalterliche Raubburg, die um der Bosheit und Wildheit der Burgherren willen den Namen „die böse Burg" erhielt.

Nicht weniger arg als seine Vorfahren trieb es einer derselben, der den Namen Benno führte. Wenn der Kaufmann und der Wanderer ungeplündert an der Bösenburg vorüberkamen, so konnten sie Gott danken. Dann durchstreifte Benno wohl jagend die Wälder, denn nächst dem beutegierigen Überfall der Reisenden liebte er die Jagd über alles. Und wahrlich! lohnend genug war diese damals, denn auch die Feldfluren des jetzigen Dorfes Bösenburg und der benachbarten Ortschaften waren noch mit dichtem Wald bewachsen, der in meilenweiter Ausdehnung einen Reichtum an Wild allerlei Art barg.

Die harzischen Gaue ringsum lagen damals noch in der Nacht des Heidentums. Doch fielen eben zu jener Zeit die ersten Lichtstrahlen bis hieher. Bonifatius, der Apostel der Thüringer, brachte auf einem seiner Missionszüge die Botschaft von Christo bis an den Saum unseres Gebirges, und ganze Scharen, darunter auch Burgleute von der Bösenburg, ja sogar die Herrin, Bennos Gemahlin, nahmen sie freudig an. Er selbst aber wies sie hartnäckig und trotzig von sich, und es bedurfte erst eines wunderbaren Begegnisses, bis die harte Rinde seines Herzens im Strahl det göttlichen Gnade schmolz.

Eines Tages, es war im Hochsommer, ritt der Burgherr, von seinen Rüden umheult, in den Wald zur Jagd. Die Sonne brannte heiß hernieder, und er lenkte sein Roß dem Hochwalde zu, wo die aneinander schließenden Laubkronen uralter Eichen einen die Glut abwehrenden Schirm bildeten. Hirsche und Rehe stoben einzeln und in Rudeln flüchtig vor ihm her. Aber er verschmähte heute, ihnen zu folgen, denn sein Verlangen stand nach einem selteneren Wild. Doch jetzt sah er mit Frohlocken, wie die Hunde einen Bären, so groß, wie er noch nie einen gesehen hatte, aus dem Dickicht aufscheuchten. Grimmig drang das gewaltige Tier, zähneklappend vor Wut, auf ihn ein. Der Speerstoß, den Benno nach ihm führte, ging fehl, und ehe er den Arm zu einem zweiten Stoße erheben konnte, hatte der Bär dem Pferde mit seiner stark bewehrten Tatze einen so fürchterlichen Hieb versetzt, daß dieses sich vor Angst und Schmerz hoch aufbäumte und seinen Herrn weit aus dem Sattel schleuderte. Er flog mit dem Kopfe gegen den Stamm einer Eiche und blieb besinnungslos mit klaffender Wunde liegen. Ein Glück für ihn, daß das Untier, von den rasenden Hunden umtobt, dem flüchtig enteilenden Pferde nachjagte.

Doch er wäre verblutet, wenn nicht schon ein barmherziger Samariter ihm nahe gewesen wäre. Ein greiser Christ, der Gott in der Einsamkeit diente, schritt dieses Wegs dahin, und da er kam an die Stätte und sah den schwer Verletzten in seinem Blute, da jammerte ihn sein, und er beschleunigte seine Schritte seiner Einsiedelei zu und kehrte bald, so rasch seine alten Füße ihn tragen wollten, mit Wasser und Verbandzeug zurück. Er kniete neben dem Bewußtlosen nieder und wusch ihm seine Wunde mit dem Wasser aus dem kühlen Waldquell, um das Blut zu stillen. Inzwischen war der Himmel immer finsterer geworden, ein Sturmwind brauste durch die riesenhaften Eichen, und das Gewitter, das schon lange drohend am Himmel gestanden hatte, brach mit furchtbarer Heftigkeit aus. Der Himmel erschien wie ein Feuermeer, und jetzt fuhr krachend ein Blitz an der Eiche hernieder,

an deren Wurzel der Einsiedler den Kopf des Verwundeten auf seinem Schoße hielt.

Doch er fuhr in den Boden, ohne sie auch nur zu streifen. Aber von dem prasselnden Donner, der den Wetterstrahl begleitete, wurde der Burgherr aus seiner Betäubung aufgeschreckt. Verwundert sah er sich in den Händen des ihm unbekannten Greises, und als dieser ihm in Beantwortung seines fragenden Blickes erzählte, wie er ihn hier angetroffen hatte, da erinnerte er sich des entsetzlichen Kampfes mit dem Bären und erzählte dem Einsiedler die Ursache seines Sturzes. Da entgegnete ihm dieser mit eindringlichem Ernste: „Wollt ihr nun noch zweifeln, edler Herr, daß ein allmächtiger Gott im Himmel über euch wacht? Hat er es nicht gefügt, daß der Bär euch nicht zerriß, daß der Sturz gegen diese Eiche euch nicht tötete, daß der Blitzstrahl euch nicht zerschmetterte? Und wahrlich! nicht ohne Grund hat er euer Leben gefristet, denn das ist sein Wille, ihr sollt euch zu ihm, dem Christengotte, bekehren, den der heilige Bonifatius gepredigt hat."

Während er noch redete, erscholl Hufschlag in der Ferne, und schon sprengten Burgleute von der Bösenburg heran, welchen das reiterlos heimgekehrte schaumbedeckte und verwundete Roß ihres Herrn die Kunde von einem Unglück gebracht hatte, das diesen betroffen haben mußte. Als sie voller Freude darüber, daß sie ihn noch lebend fanden, von den Pferden sprangen, verschwand der Greis unbemerkt im Gebüsch. Schweigend ließ sich der Herr auf ein Pferd heben, und in tiefes Nachdenken versunken, ritt er mit den Seinen nach der Burg hinauf.

Seit diesem Tage war Benno wie umgewandelt. Unbelästigt konnte jetzt der Wanderer seine Straße ziehen; und wie jener seine Raubzüge völlig einstellte, so fand er auch keinen Gefallen mehr an den wilden Jagden. Ja, er ließ sich im Christentum unterweisen und war an seinem Tauftage voll seliger Freude. Seine Gemahlin, der jetzt nichts mehr zu ihrem Glücke fehlte, schlug ihm vor, dem Herrn zum Dank für seine gnädige Errettung eine Kirche und zwar da zu erbauen, wo in einem benachbarten Thale unter einer ehrwürdigen Eiche bisher ein Heidengott verehrt worden war. Gern ging er darauf ein, und bald sank zum Zeichen der Ohnmacht der Götzen der Baum zu Boden, und an seiner Stelle erhob sich binnen kurzem das erste christliche Gotteshaus der Gegend. Das Thal aber, in dem es lag, erhielt nun statt seines früheren an Wuotan erinnernden Namens Gibichenthal den Namen Heiligenthal, und so wurde auch das Dorf benannt, das in der Folge um die Kirche entstand.

170.

Fräulein Berver.

Etwa eine Viertelstunde von Hettstedt und nur sechshundert Schritt von Molmeck entfernt, zieht sich vom Wipperthale aus ein Einschnitt nach Westen, welcher der Kuhgrund heißt. In diesem liegt, der Kupferkammerhütte schräg gegenüber, ein 10 m hoher roter Sandsteinfelsen mit zwei Eingängen. Jeder derselben führt in einen nicht mehr benutzten Steinbruch. In dem einen arbeitet eine Frau mit einem hölzernen Hammer, in dem andern sitzt Fräulein Berver, von der wir hier erzählen wollen, und spinnt. Alle fünfzig Jahre tritt sie einmal heraus, wie eine Braut geschmückt, in dem Haar einen Mirtenkranz, in der Hand einen Strauß von goldenen und silbernen Blumen. Nie-

mand braucht sie zu fürchten, denn sie beschenkt jeden, den sie trifft; einst aber war es anders.

Fräulein Berver ist die Tochter eines Pastors in Hettstedt, der am 15. November 1731 gestorben ist. Er hatte eine einträgliche Stelle und war auch sonst von Gott reich mit Geld und Gut gesegnet. Ein mildthätiger und freundlicher Mann, hatte er für jedermann eine offene Hand. Aber als seine einzige Tochter heranwuchs, wurde es den Bittenden und Notleidenden schwer, zu ihm zu gelangen; sie bewachte förmlich das Haus und wies die Armen schon vor der Thür mit Scheltworten hartherzig ab.



Doch trat ihr Geiz erst nach dem Tode des Vaters völlig zu Tage. Mit einer alten Magd, der sie um ihrer Sparsamkeit willen ganz und gar traute, führte sie ein wahres Hungerleben. Sie zählte sich die Löffel in den Mund und fastete oft ganz, um zu sparen. Ihre Fenster ließ sie mit starken Eisenstäben verwahren, und auch die diebesfeste Thür hielt sie in gutem Stande; im übrigen aber ließ sie das Haus völlig verfallen, so daß es dem Einsturz nahe kam. Im Innern herrschte die größte Armseligkeit und eine entsetzliche Unsauberkeit. Aus Geiz lehnte sie auch jede Heirat ab, die sich ihr bot. Niemand konnte sich rühmen, je von ihr auch nur das kleinste Geschenk erhalten zu haben. Aber sie benutzte die Not der Menschen, ihnen Geld gegen Wucherzinsen zu leihen. Ihr Wahlspruch, den sie stets im Munde führte, lautete: „Den Armen muß man es nehmen, den Reichen muß man es geben."

Eines Tages wagte sich eine arme Frau zu ihr, die hatte ein blasses, kränkliches Kind auf dem Arme, ein andres an der Hand, und bat um eine milde Gabe. Beweglich schilderte sie dem reichen Fräulein, wie ihr Mann nach langer Krankheit gestorben wäre, und wie sie jetzt kein Brot für ihre drei Kinder hätte.

„Woher ist sie?" unterbrach sie Fräulein Berver stirnrunzelnd. „Von Molmeck", antwortete die Arme. „Von Molmeck?" höhnte jene, „was geht uns das Bettelvolk von Molmeck an? Arbeite sie doch!" „Ach, wie gern wollte ich spinnen, wenn ich nur Flachs bekäme!" erwiderte die Bittende. Da wies ihr das Fräulein die Thür und sagte: „Da könnte jede kommen! Hinaus mit ihr! Von mir bekommt sie weder Flachs noch Brot." Da trocknete sich die arme Frau das thränenüberströmte Gesicht mit ihrer Schürze und

sagte: „So wollte ich doch, Sie hartherzige Jungfer müßten in unserm Steinbruche sitzen und Flachs spinnen bis an den jüngsten Tag.“

Hatte das Fräulein denn kein Gewissen? Sie sollte es bald gewahr werden. Denn soviel sie sich auch dagegen wehrte, das Bild der elenden Frau, die sie so erbarmungslos abgewiesen hatte, trat immer von neuem vor ihre Seele; und als sie ihr Ende nahen fühlte, setzte sie in ihrem Testamente den Witwen und Waisen reiche Legate aus. Aber sühnen konnte sie damit ihr Unrecht nicht, den Fluch, der auf ihr lastete, nicht wieder aufheben. Als sie die Augen schloß, mußte ihr Geist in den Steinbruch wandern und dort spinnen, wie ihr gewünscht war.

171.

Der Schloßturm in Freckleben.

Auf dem Gute in Freckleben unweit Sandersleben an der Wipper steht ein uralter Turm, das letzte Überbleibsel einer mittelalterlichen Burg.

In dieser wohnte vor langen Jahrhunderten, zur Zeit, als der Kaiser Heinrich V. mit dem Sachsenherzog Lothar im Kampfe lag, einsam eine Gräfin von Arnsberg, denn ihr Gemahl war schon lange gestorben, und von ihren beiden Söhnen, die schon in ihren Knabenjahren sich nie hatten vertragen können, diente einer dem Kaiser, der andre dem Herzog. Als nun das Kriegsgetümmel in der Nähe immer größer ward, und niemand mehr daran zweifeln konnte, daß eine Schlacht nahe bevorstand, da fürchtete die Gräfin, daß die feindlichen Brüder sich im Kampfe aufsuchen und einander töten könnten, und sie sann auf eine List, dies zu verhindern. Durch einen alten, vertrauten Knappen ließ sie dieselben zu sich entbieten und ihnen sagen, sie wäre bereit, ihnen jetzt ihr väterliches Erbe zur Teilung zu überantworten.

Gehorsam stellten beide sich ein, und es gelang der Mutter, sie miteinander auszusöhnen. Friedlich gingen sie miteinander in dem Turme, der noch steht, zu Bett, um am andren Morgen die Teilung vorzunehmen. Kaum waren sie zur Ruhe gegangen, so befahl die Gräfin dem Knappen, den Turm zu verschließen und die Söhne unter keinen Umständen herauszulassen.

Am Morgen bereitete sich alles zur Schlacht vor, und immer zahlreichere Kriegshaufen zogen mit Geschrei und Lärm am Schlosse vorüber auf Sandersleben zu. Das konnte auch den Söhnen nicht verborgen bleiben, und sie riefen laut und immer lauter, man sollte ihnen öffnen, denn sie müßten zu ihrem Heere. Als niemand ihnen die Thür aufthat und der alte Knappe, dessen sie ansichtig wurden, ihnen sagte, sie müßten einstweilen Geduld haben, denn ihre Mutter hätte verboten, sie herauszulassen, da versuchten sie mit vereinten Kräften, die Thür zu sprengen. Doch diese widerstand ihren Anstrengungen, und plötzlich hörten die Schläge gegen die Thür auf.

Inzwischen tobte die Schlacht in unmittelbarer Nähe, und jetzt kamen schon die ersten flüchtenden Kaiserlichen und brachten die Nachricht, daß die Sachsen gesiegt hätten. Da befahl die Gräfin, den Turm zu öffnen. Doch schreckensbleich und zitternd kehrte der Knappe zurück und vermochte kaum die Schreckensbotschaft zu stammeln, die jungen Herren lägen im Turme tot in ihrem Blute. So war geschehen, was die Mutter hatte verhindern wollen: sie hatten sich gegenseitig erschlagen. Der Schrecken warf die Gräfin darnieder, und nach wenig Tagen wurde sie zu ihren Söhnen gebettet.

172.

Die Burgmühle bei der Askanienburg.

Auf dem hohen und kahlen Wolfsberge dicht über Aschersleben liegen die jetzt unbedeutenden Trümmer der alten Askanienburg. Da wo das Flüßchen Eine diesen Berg fast im Halbkreise umfließt, lag einst tief unten im Thale eine kleine, baufällige Mühle, welche dem Müller Martin, einem frommen, schlichten und arbeitsamen Manne, gehörte. Die Arbeit in der Mühle nahm ihm jetzt, wo das Alter sich meldete, fast ganz sein ältester Sohn Konrad ab, und das Hauswesen besorgte eine fleißige Magd namens Elsbeth. Konrad und Elsbeth waren einander herzlich gut, aber da sie beide arm waren, so ließen sie es weder den andren noch sonst jemand merken.

Einst erwachte Elsbeth, wenige Stunden nachdem sie sich zur Ruhe gelegt hatte. Aber da der Mond, an den sie nicht dachte, ihr Bodenkämmerchen tageshell erleuchtete, so fürchtete sie, die Zeit verschlafen zu haben, sprang rasch aus dem Bette, kleidete sich im Fluge an und eilte in die Küche, um Feuer anzuzünden. Doch vergebens mühte sie sich mit Stahl und Stein ab, der Zunder, den sie doch erst am Abend frisch eingebrannt hatte, wollte gar nicht fangen.

Da fiel ihr Blick zufällig durch das Küchenfenster, und sie erblickte zu ihrer Überraschung unten am Wolfsberge, doch jenseit des Mühlenberges, einen Haufen glühender Kohlen, um den drei riesengroße Männer in altväterlicher Tracht sich gelagert hatten. Ihre Gesichtszüge waren so bleich und totenähnlich, daß sie ein Schauer überlief. Aber Feuer mußte sie haben, darum faßte sie sich ein Herz, schob das nutzlose Feuerzeug zur Seite, ergriff einen irdenen Topf und eine Kohlenschaufel, überzeugte sich noch einmal durch einen Blick aus dem Fenster, daß sie nicht träumte, schob leise den Riegel von der Thür zurück und schritt dem Kohlenfeuer zu.

Aber als sie den Männern näher kam, trat die Furcht wieder an sie heran, und sie schwankte, ob sie nicht wieder umkehren sollte. Da erhob einer der Männer seinen Arm, wies auf den Kohlenhügel und deutete ihr an, sie dürfe ungehindert davon nehmen. Ohne noch einen Blick auf die Männer zu werfen, die einem früheren Jahrhundert anzugehören schienen, trat sie mit einigen raschen Schritten hinzu und füllte ihren Topf.

Doch als sie ihn auf dem Herde ausschüttete, waren alle Kohlen bereits erloschen, und sie vermochte trotz alles Blasens kein Fünkchen wieder anzufachen. Da kehrte sie mit Topf und Schaufel noch einmal an den Berg zurück, und dreister als vorhin, suchte sie sich jetzt die dicksten und glühendsten Kohlen so recht aus der Mitte des Haufens aus. Aber als sie damit in die Küche kam, war wieder kein Fünkchen mehr zu sehen. Sollte es ihr denn gar nicht gelingen? Dieses Mal nahm sie ein großes eisernes Becken, in dem mußten doch die Kohlen länger Glut halten. Als sie es bis oben angefüllt hatte und es mit beiden Händen aufhob, rief ihr einer der Männer, die sich bis dahin schweigend verhalten hatten, mit hohler Stimme drohend nach: „Nun ist's aber genug!" Von Angst gejagt, erreichte sie die Küche; doch als sie das Becken ausstürzte, waren wieder nur taube Kohlen darin. Ratlos stand sie einen Augenblick und überlegte, was sie nun thun sollte, um Feuer zu bekommen. Da schlug es in Aschersleben zwölf Uhr, und mit dem ersten Schlage verschwanden die drei Männer am Berge samt ihrem Feuer. Von jähem Schrecken und kaltem Schauer durchzuckt, eilte sie in ihr Kämmerchen zurück

und verbarg sich tief in die Kissen. Und bei aller Aufregung schlief sie doch noch einmal wieder ein.

Am nächsten Morgen war Meister Martin der erste, der aufstand. Er wunderte sich, daß alles im Hause noch so still war, und ging in die Küche, um nachzusehen, ob denn die Magd noch nicht aufgestanden wäre. Da strahlte ihm vom Herde ein lichter Schein entgegen: an der Stelle, wo sonst das Feuer brannte, lag ein großer Haufen blanker Goldstücke. Als er diesen noch staunend betrachtete, kam die Magd, die nun wirklich die Zeit verschlafen hatte, zur Küchenthür herein, und in der Meinung, der Müller wäre einer von den drei Männern, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Doch erkannte sie ihn nun und berichtete ihm ihr nächtliches Erlebnis. Auch die übrigen Hausbewohner kamen auf den Schreckensruf einer nach dem andren herbei und umstanden staunend den Schatz auf dem Herde.

„Nun nimm ihn hinweg, Elsbeth", sagte dann der Müller, „denn er ist dir geschenkt." „Nicht doch", antwortete sie, „mir hat man nur Kohlen gegeben; der Schatz auf eurem Herde ist euer Eigentum." Da machte Konrad dem Streit ein Ende, indem er sagte: „Vater, schon lange bin ich Elsbeth gut. Wenn es dir recht ist und Elsbeth einwilligt, so gieb sie mir zur Frau; dann können wir gemeinschaftlich das Glück genießen, das heute in unser Haus eingezogen ist." Froh dieses Auswegs, legte der Müller ihre Hände ineinander; und nach der Hochzeit, die nicht lange aufgeschoben ward, brach man die armselige Mühle ab und begann an deren Stelle die große, stattliche Mühle zu erbauen, in der noch jetzt Konrads und Elsbeths Nachkommen wohnen.

173.

Der ewige Faden.

Auf einem fast kugelartigen Hügel an der Eine, der nach Westen zu nur mit dürftigem Gestrüpp bewachsen ist, erheben sich die Trümmer der ehemals glänzenden und berühmten Burg Arnstein.

Auf dieser lebte einst als Herrin Frau Ursula, die Gemahlin des rauflustigen Hoyer von Arnstein. Sie war eine harte Frau und quälte jeden, der ihr in den Weg kam. Besonders schlimm hatten es bei ihr die Weiber ihrer Gutsunterthanen in den benachbarten Dörfern. Zu dem Frondienste, zu dem diese verpflichtet waren, gehörte nämlich auch, daß aus jedem Hause eine Weibsperson, sei es Frau oder erwachsene Tochter, auf der Burg vom Martinstage bis zum Johannisfeste für die Herrschaft unentgeltlich spinnen mußte.

Wenn die armen Weibsleute am Martinstage mit ihrem Spinnrade den Burgberg hinanstiegen, so war ihnen zu Mute, als wären sie in den Vorhof der Hölle verwiesen. Wie wurden sie von der herzlosen Burgfrau geplagt, auch wenn sie sich des größten Eifers in der Arbeit und der unterwürfigsten Bescheidenheit befleißigten! Mit welcher Sehnsucht, ungeduldiger als ein Kind vor Weihnachten, zählten sie bald die Tage bis zum Johannisfeste! Und wenn das Burgglöcklein die Fronleichnamsprozession einläutete, womit die Fron herkömmlich ihr Ende fand, dann atmeten sie auf, als wäre ihnen ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, dann kamen sie sich wie neugeboren vor.

Unter den zum Dienste verpflichteten Frauen war auch eine arme Witwe namens Magdalene; die hatte eine einzige Tochter, ein frommes, liebliches

Kind, welche alle Frauen und Mädchen des Dorfes an Geschicklichkeit übertraf. Sie spann einen so feinen, seidenweichen Faden, daß man von dem Gewebe, das daraus hergestellt ward, zu sagen pflegte, der Aufzug bestehe aus Sonnen- und der Einschlag aus Mondstrahlen.

Das wußte auch Frau Ursula, und sie war deshalb hocherfreut, als Else statt ihrer kränkelnden Mutter auf der Burg erschien und demütig um die Vergünstigung bat, der Mutter Stelle im Frondienste vertreten zu dürfen.

Das Leben der Mutter konnte sie indes mit diesem Opfer der Kindesliebe nicht erhalten. Die Kräfte der armen Frau nahmen zusehends ab, und zuletzt konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Else wachte nun nachts an dem harten Lager der Todkranken und verrichtete am Tage ihren vollen Dienst in der Spinnstube auf dem Arnstein.

Es war am vorletzten Tage der Fron. Die Spinnerinnen scherzten und ließen mit fröhlichem Gesicht ihre Räder schnurren. Waren sie doch nun bald erlöst und frei, wenn auch nur auf kaum fünf Monate. Nur Else vermochte in die Scherze nicht einzustimmen; ihre Gedanken weilten bei ihrer hilflosen Mutter, der sie vielleicht bald die Augen zudrücken mußte.

Am Abend eilte sie den Gefährtinnen weit voraus. Sie hörte diese das alte Lied singen:

„Die Fron ist tot, der Dienst ist aus,
Der Leichnam geht zu Grabe;
Die Braut führt in das Vaterhaus
Johann, der Himmelsknabe!“

Und als sie leise über die Schwelle des Häuschens trat und auf den Atem der Mutter lauschte, da sang auch diese mit zitternder Stimme das näherkommende frohe Lied geisterhaft mit.

Dann die geliebte Tochter erkennend, flüsterte die Sterbende ihr die Bitte zu, sie möchte eiligst den Priester herbeirufen, damit dieser ihr das Sakrament reiche. Weinend erfüllte sie den Wunsch der Mutter und eilte dann, so rasch ihre Füße sie tragen wollten, den Burgberg hinan und bat flehentlich Frau Ursula, ihr den letzten Frontag zu erlassen, damit sie ihrer Mutter in der Todesnot beistehen könnte. Hartherzig aber wies die Herrin sie ab und beschuldigte sie scheltend, sie wolle sich mit ihren Lügen nur einen freien Tag verschaffen.

Da warf sich Else ihr zu Füßen und jammerte: „O gönnet einer armen Frau den schwachen Trost, in den Armen ihres Kindes sterben zu dürfen! Gott wird es euch einst in der Liebe eines Kindes wieder vergelten!“ „Will die Dirne mich verspotten, daß ich kinderlos bin!“ schrie nun Frau Ursula in wütendem Zorne auf; und sie rief den Knechten: „Werfet die Freche in den tiefen Turm! da soll sie zeitlebens spinnen!“ So wurde sie in den dumpfen, feuchten Kerker geschleppt, in dem nur Ratten sonst hausten, und als die schwere Eisenthür von außen zugeschlagen wurde, vergingen ihr vor Schmerz und Sorge um ihre Mutter die Sinne.

Am andren Morgen ritt die Burgfrau durch Wald und Steingeklüft auf die Jagd; und ihr Gewissen blieb stumm. Kreuz und quer jagte sie dem flüchtenden Wilde nach, und mehrere Male war sie nahe daran zu stürzen, denn ihr sonst so sicherer Zelter strauchelte heute in auffälliger Weise. Sie machte Halt, um ihn zu untersuchen, und fand, daß er ein Hufeisen verloren hatte, und der schutzlose Fuß nun heftig blutete. Da das Tier ihr gar wert war, so gebot sie den Dienern, die sie begleiteten, ihr feine Leinwand zu suchen, denn sie selbst wollte den beschädigten Fuß verbinden. „Die feinste Leinwand“,

antworteten jene, „die trägt nur Else"; und sie jagte sie von dannen, ihr diese Leinwand zu holen. „Schafft ihr sie schnell zur Stelle", rief sie ihnen noch nach, „so sollt ihr ein gutes Botenlohn haben!"

Als die Knechte auf den Arnstein kamen, da war der Kerker leer, und über der Thür desselben stand in blutiger Schrift zu lesen: „Gott hat der Flucherin den Fluch zurückgesandt." Seitdem sitzt Frau Ursula in einer Ecke der Burg und spinnt einen nie ablaufenden, ewigen Faden. Erst wenn er zerreißt oder zu Ende geht, wird sie erlöst sein. Das wird aber nicht eher geschehen, als wenn ein Besitzer des Arnsteins, der dem armen Volke freundlich gesinnt ist, die verfallene Burg von neuem aufbaut.



174.

Der Blutstein.

Im Zwinger der Ruine Arnstein liegt ein wunderbarer Stein mit einem Blutfleck, den kann weder Regen noch Schnee abwaschen. Von diesem „Blutstein" berichtet folgende Sage:

Auf dem Arnstein wohnte einst ein alter, griesgrämiger Ritter, der mit sich und allen Menschen unzufrieden war. Nur wenn seine Tochter Jutta bei ihm weilte und mit ihrer sanften Stimme freundlich ihm zusprach, dann wich der böse Geist des Mißmuts auf kurze Zeit von ihm. Das arme Kind war zu bedauern. Ihre Mutter war schon mehrere Jahre tot, und ihr einziger Bruder, mit dem sie die ersten Jugendjahre in fröhlichem Spiel verlebt hatte, war fern bei einem Freunde des Vaters, um dort die Ritterschaft zu erlernen. Außer ihrem launenhaften Vater, den sie aber trotzdem innig liebte, hatte sie niemanden, mit dem sie verkehren konnte, als einen Knappen, den Sohn eines verarmten Ritters aus edlem Geschlecht.

Die beiden jungen Leute, gleich edel in Gesinnung und fromm im Leben, faßten bald eine herzliche Zuneigung zu einander, aber Egbert, so hieß der Knapp, wußte, welch hochfliegende Pläne der auf seinen Besitz so stolze Ritter mit seiner Tochter hatte, und bemühte sich deshalb treulich, seine Zuneigung zu verbergen.

Einst saß er sinnend auf dem Steine, der nun der Blutstein heißt, und schaute der Abendsonne nach, wie sie hinter den Berg zurücktrat und im Scheiden die Häuschen des Dorfes Schnackerode vergoldete. Da trat mit freundlichem Gruß Jutta an seine Seite und fragte scherzend, wovon er träume. Und fast ohne zu wissen, was er that, bekannte er ihr heute, wie gut er ihr sei, und fügte traurig hinzu, daß er niemals die Hoffnung habe, sie dereinst als seine Hausfrau heimzuführen, da er von seinem Vater nichts ererbt habe, als einen edlen Namen, und keine Freunde besitze, die ihm zu einem Lehen verhelfen könnten. Mit Thränen in dem Auge sprach Jutta ihm Mut zu und gelobte, niemals eines andern Weib werden zu wollen als das seine.

Da rauschte es in den Büschen, und heraussprang wutblitzenden Auges Juttas Vater und stieß dem Knappen, ohne ihn auch nur Zeit zu einem Worte der Rechtfertigung zu lassen, unter Verwünschungen und Flüchen sein Schwert durch die Brust, daß er todesröchelnd vom Steine sank. Dann schleppte der Grausame seine ohnmächtige Tochter in die Burg, und das erste und einzige, was sie dort hörte, als sie die Augen wieder öffnete, war das maßloseste Toben ihres Vaters.

Ungeheißen begruben die Knechte den Ermordeten neben dem Stein, und trauernd beteten sie ein Vaterunser über dem, den sie alle lieb gehabt hatten. Jutta aber vermochte es in der nun für sie verödeten Burg nicht länger auszuhalten; sie flüchtete in ein benachbartes Kloster und trauerte dort in einsamer Zelle um den treuen Toten und betete für das Seelenheil ihres sündigen Vaters.

175.

Die Tidianshöhle.

In der Nähe des Falkensteins, dieser einzigen Burg unserer Harzlande, die nicht zur Ruine geworden ist, sondern als ein wertvolles, unversehrtes Denkmal des Mittelalters weit über die Wälder hinausschimmert, liegt auf dem linken Ufer der Selke der Tidiansberg. Durch das Innere desselben erstreckt sich die sagenhafte Tidianshöhle, dessen verfallener Eingang (an der Südseite des Berges), etwa ein Meter breit und um ein weniges höher, das Venediger Thor genannt wird.

Wie nach vielen andern Orten des Harzes, so kamen auch hierher vor alters alljährlich drei fremde Männer, holten sich aus der Höhle ganze Säcke voll Sand und nahmen sie mit sich in ihre Heimat. Das wehrte ihnen niemand, denn wenn man die Männer fragte, was sie mit dem Sande machten, so antworteten sie, sie gebrauchten ihn als Flußmittel beim Schmelzen des Eisensteins. So führten sie allmählich eine große Menge Sand fort.

Als sie aber einmal zu ihrer Zeit wiederkamen, fanden sie die Höhle im Innern verschüttet und mit Felsblöcken versperrt, so daß sie kaum zwei Schritt weit hineingehen konnten. Nun da nichts mehr daraus zu holen war, erzählten sie den Bewohnern der Umgegend, der Sand, den sie seit Jahren dort in Menge gefunden hätten, wäre der reinste Goldstaub gewesen, durch den sie zu reichen Leuten geworden wären. Ungläubig hörte man ihre Erzählung an, doch eilten viele nach der Höhle, fanden aber nichts darin als gewöhnlichen Staub.

Wodurch aber der Zugang zu den Schätzen der Tidianshöhle versperrt worden ist, das erzählt folgende Sage.

Vor vielen Hundert Jahren weidete unten im Selkethale Tag für Tag ein junger Hirt seine Herde, der ein Sonntagskind war und in seinen Träumen und seinem Sinnen sich viel mit den Zwergen, welche die unterirdischen Schätze bewachen, und mit den Bergmännlein beschäftigte, die im Schachte wohnen. Heute, am Feste Johannis des Täufers, war er weit und breit allein, und unter einem schattigen Baume hingestreckt, genoß er des Waldfriedens und der herzerquickenden Stille. Halb träumend lag er hier noch, als der Abend herannahte, und schaute den Nebelstreifen nach, die im Thale sich bildeten und wie auseinanderflatternde Schleier an den Felsenecken emporstiegen. Da erklang wie ein freundlicher Gottesgruß das Glöcklein des Falkensteins, das zum Vespergottesdienste in die Bergkapelle rief, und er kniete entblößten Hauptes nieder und betete andächtig ein Vaterunser.

Als er sich erhob und seinen Hut vom Boden aufnahm, erblickte er neben demselben, halb versteckt im Rasen, eine Blume von wunderbarer Schönheit und Pracht. Ihre Farben waren so leuchtend, ihr Duft so lieblich, als wenn sie einem glücklicheren Lande angehörte. Erfreut über den seltenen Fund pflückte sie der Hirt und steckte sie an seinen Hut. Es war eine Wunder-

blume, die alljährlich nur einmal, am Johannistage um 12 Uhr mittags, dem Boden entsprießt und dem, der sie an diesem Tage findet und pflückt, Glück und Reichtum bringt. Unser Hirt aber, dem sie ungesucht zu eigen geworden war, hatte nie von ihr gehört.

Wie erstaunte er, als er plötzlich den ihm wohlbekannten Eingang zur Tidianshöhle, auf den sein Auge zufällig fiel, viel größer als sonst erblickte, als er durch die weite Öffnung tief in den Berg hineinsehen konnte! War's etwa nur ein Traum? Doch jetzt erglänzte die Höhle von tausend strahlenden Lichtlein, und er überließ die Herde seinen treuen Hunden und betrat die wunderbare Grotte.

Welche Pracht! Decke und Wände bestanden aus bunten, glänzenden Steinen; die flimmerten und blitzten, als wären es lauter Diamanten; und der Boden war bis in die fernste Teufe des Berges mit goldglänzendem Sande bedeckt. Im Anschauen dieser Herrlichkeit versunken, hörte er eine Stimme: „Nimm dir von dem Sande, und komm wieder, so oft du willst!" Da legte er seine lederne Tasche auf den Boden, in der er seinen Mundvorrat mitzunehmen pflegte, und füllte sie mit den schweren, funkelnden Körnchen, so viel er zu fassen vermochte. Und wunderbar! als er sich jetzt dem Ausgange zuwandte, schloß sich hinter ihm die Höhle mehr und mehr, so daß sie wieder ihre natürliche Gestalt und Größe hatte, als er hinaustrat ins Freie.

Mit fröhlichem Gesange trieb er heute seine Herde heim. Wie lag jetzt seine Zukunft so goldig vor ihm, wie war nun der Druck, der auf seinem Herzen gelagert hatte, gewichen wie vom Winde verweht! Schon lange nämlich war er einem sittsamen Mädchen zugethan, aber da ihre Eltern reich und angesehen waren, so durfte er, der arme Hirt, nicht wagen, um sie zu werben. Doch wenn die Last, die er in seiner Tasche trug, wirklich Gold war, wenn sich ihm die Schatzkammer der Tidianshöhle noch ein- oder zweimal öffnete, dann war er ebenso reich wie jene und durfte getrost vor sie hintreten.

Schon früh am andren Morgen überwies er für einen Tag seine Herde dem Jungen und machte sich auf nach der Stadt. Überrascht betrachtete der Goldschmied, an den er sich wandte, den Goldstaub, machte sorgfältig seine Probe und erklärte ihn für das feinste Gold, das je in seine Werkstatt gekommen wäre. Endlich zahlte er dem überglücklichen Hirten den vollen Wert in gemünztem Golde aus und bat ihn, ihm so viel davon zu bringen, wie er finden könnte.

Dazu fand sich aber vorerst gar keine Gelegenheit. So oft er auch seine Herde in der Nähe der Höhle weidete, niemals wollte diese wieder ihm ihre Schätze zeigen und darbieten. Da endlich beim Neumond, gerade als die halbe Mondsichel über dem Turme des Falkensteins stand, funkelte die Höhle wie am Johannisabend, und als er auf sie zuschritt, that sie sich vor ihm auf und erweiterte sich blitzend und glänzend, je weiter er hineinschritt, bis sie wieder in ihrer ganzen unermeßlichen Ausdehnung vor seinen entzückten Augen lag. Wieder trug er, und noch dreimal hinterher jedesmal am Neumondsabend, eine gefüllte Tasche von dannen. Und nun, wenn er die letzte Tracht Goldstaub beim Goldschmied in Münze umgesetzt hatte, sollte es genug sein; dann wollte er noch auf demselben Wege, morgen früh schon, den Gang, auf den er sich lange gefreut hatte, endlich wagen.

Nun hatte zu derselben Zeit der Graf von Falkenstein sich mit einem Fräulein aus edlem Hause verlobt und ritt zu demselben Goldschmied, um Spangen und Ringe für sie zu kaufen. „Gebt mir aber vom feinsten Golde, das ihr habt", sagte er zu dem Goldarbeiter. „Das ist Tidiansgold!" ant-

wortete dieser. Und als der Graf nun auf weiteres Fragen erfuhr, daß sein eigener Tidiansberg solche Schätze berge, und daß sein Hirt den Zugang zu demselben kenne, da sprengte er eiligst zurück, um diesen darauf anzureden. Er traf den Glücklichen, als dieser gerade das Jawort von seinen künftigen Schwiegereltern erhalten hatte, und hatte kaum den Goldsand erwähnt, so erbot sich der Hirt mit Freuden, ihn beim nächsten Neumond mit in die Höhle zu nehmen.

Er hielt Wort, und der Graf füllte ganze Säcke mit Goldsand. Der Hirt aber, den er aufforderte, doch auch zu nehmen, sagte ablehnend, er hätte bereits genug. In seiner ersten Freude versprach der Graf: „In sechs Monaten führe ich meine Braut heim; warte du auch so lange mit deiner Hochzeit, dann will ich sie zugleich mit der meinigen ausrichten.“ Doch bat er ihn zugleich ängstlich, das Geheimnis der Höhle weiter niemanden mitzuteilen.

Der Tag der beiden Hochzeiten stand jetzt nahe bevor, und alle Vorbereitungen dazu waren getroffen. Da berief der Graf am dritten Tage vor dem Feste den früheren Hirten auf sein Schloß, als hätte er mit ihm noch etwas zu besprechen; aber als dieser ahnungslos sich einstellte, ließ er ihn durch zwei Knechte überfallen und fesseln und stach ihm beide Augen aus. „Nun suche Tidiansgold, wenn du kannst!“ höhnte der Graf, als er ihn aus der Burg stieß, und frohlockend dachte er dann, daß nun die unermeßlichen Schätze der Höhle ihm allein gehörten, daß niemand außer ihm den Zugang kenne. „Auch dir, du Frevler“, rief ihn da der arme Geblendete zu und richtete dabei seine blutigen Augenhöhlen gen Himmel, „auch dir wird nimmer wieder die Höhle sich öffnen. Gottes Fluch wird dich treffen für deine Schandthat. Und dein Geschlecht wird die Schätze, die ich dir zu überlassen gewillt war, erst wieder entdecken, wenn von ihnen ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder Herren deiner Burg gewesen sein werden.“

Damit wankte er von dannen und fand bald eine mitleidige Hand, die ihn in sein Dorf führte. Da ging ein Weheruf durch die ganze Gemeinde. Aber wer wollte es wagen, gegen den zu klagen, der Macht und Gericht in seiner Hand hatte! Seine Braut hielt dem Geblendeten auch jetzt ihre Treue, sie pflegte ihn mit tiefem Weh im Herzen, aber ohne Klage bis an seinen Tod. Als er sein Leben aushauchte, zerfiel die Wunderblume in Staub.

Doch wie erging's dem schändlichen Grafen? Als am nächsten Neumond die Mondsichel über dem Falkenstein stand, da wartete er mit Säcken auf das Erglänzen der Höhle. Allein die Sichel sank hernieder, und die Höhle blieb dunkel wie zuvor. Da drang er so in dieselbe hinein und suchte auf dem gewöhnlichen, engen und niedrigen Wege zu dem Goldsande zu gelangen. Aber sein Fuß versank in Schlamm und Moder, und vorgeschobene Felsen versperrten ihm den Weg, und kein Goldstäubchen flimmerte ihm entgegen.

Verstört kehrte er auf seine Burg zurück und fiel bald in Raserei und Tobsucht, so daß man ihn in Ketten legen mußte, und in diesen Ketten ist er gestorben.

Einen Lahmen und einen Stummen hat es schon unter seinen Nachkommen gegeben. Aber ehe nicht auch ein Blinder den Falkenstein besitzen wird, werden sich die Schätze der Tidianshöhle nicht wieder aufthun.



176.

Der Meisdorfer Förster in Venedig.

Der Förster von Meisdorf — er ist noch nicht so gar lange tot — ging eines Tages den Kirchberg hinan, der sich hart an der Selke hinzieht. Da sah er unter einer großen Eiche zwei unbekannte Männer in grünen Kitteln sitzen und frühstücken. „Gott zum Gruß! und wohlbekomm's!" grüßte er sie, als er an sie herankam; und „großen Dank!" erwiderten sie freundlich. „Wollt ihr unser Gast sein, Jägersmann", fuhr dann einer von ihnen fort, „so kommt und setzt euch!" Gern folgte jener der Einladung und ließ sich Speise und Trank der Fremden gut schmecken. Dabei erzählte er ihnen anfangs gar viel, aber bald wurde seine Zunge schwerer, leise sank er zurück in das Waldmoos und schlief ein.

Als er die Augen wieder aufthat, sah er sich erstaunt um, denn er befand sich in einer wildfremden Gegend. Da niemand in der Nähe war, den er hätte fragen können, so schritt er der großen, prächtigen Stadt zu, die er ganz in der Nähe vor sich sah; und hier erfuhr er denn, daß er sich in Venedig befand. Wie bist du hierher gekommen? Was willst du hier beginnen? Wie wirst du nach dem Harze zurückkommen? Diese Fragen schwirrten ihm im Kopfe herum, so daß er kaum ein Auge hatte für die herrlichen Paläste, die glänzenden Kaufläden, die Menge der Schiffe und das bunte Gewimmel am Hafen.

Da hörte er sich plötzlich bei Namen rufen, und als er erstaunt aufschaute, sah er im offenen Fenster einer der schönsten Paläste einen vornehmen Herrn, der ihm lächelnd winkte, einzutreten. Eiligst kam dieser dann die breite Treppe herunter, hieß unsern guten Förster, der vor Überraschung kein Wort zu sagen wußte, herzlich willkommen und führte ihn in sein Zimmer. „Ihr kennt mich wohl nicht?" fragte er hier scherzend. „Ich wüßte nicht, Herr, daß ich euch je gesehen hätte", antwortete der Förster. Da ging der Unbekannte hinaus und kehrte gleich darauf im grünen Kittel zurück. Und nun sah der Förster: das war ja einer von den Fremden, mit denen er unter der Eiche im Selkethal gefrühstückt hatte.

Er wurde nun aufs beste bewirtet, und sein gefälliger Wirt führte ihn im ganzen Palaste umher und zeigte ihm alle seine Kostbarkeiten und Schätze. „Seht", sagte er, „all diesen Reichtum verdanke ich eurem Selkethal und seinem Golde. Und auf gleiche Weise ist auch mein Frennd, den ihr kennt, reich geworden." Am Abend kam auch dieser, um ihn nur zu begrüßen, aber trotz aller Liebenswürdigkeit der beiden Venediger ergriff das Heimweh den Förster immer mächtiger. Da führten ihn die beiden am andren Morgen auf eine Anhöhe vor der Stadt und setzten sich hier mit ihm zum Frühstück nieder. Und da erging's ihm, wie am Tage zuvor: er wurde müde und schlief ein. Und als er erwachte, lag er zu seiner Freude wieder unter der Eiche auf dem Kirchberg im Selkethale.



177.

Die Zwerge des Meisebergs.

In Ballenstedt wohnte eine arme Familie, die wollte nächsten Sonntag ihr Kind taufen lassen, hatte aber für die Paten weder Geschirr noch Speisen.

Deshalb nahm die Frau ihre mühsam ersparten Groschen und wanderte damit nach Quedlinburg, um das Notwendigste einzukaufen.

Als sie unterwegs war, erhob sich ein Sturm und Schneetreiben, so daß sie nicht mehr wußte, wo sie sich befand. Ermattet mußte sie sich trotz der Kälte einen Augenblick hinsetzen. Da hörte sie Hundegebell und sah an der Felswand, die vor ihr lag, daß sie sich am Meiseberge befand. Als sie aufstand, um ihren Weg fortzusetzen, bemerkte sie unter einer Baumwurzel mehrere kleine Hufeisen. „Die passen doch nur den Pferden der Zwerge“, dachte sie und hob sie auf, um sie ihren Kindern mitzunehmen. Da sprach eine tiefe, rauhe Stimme neben ihr: „Gieb die Eisen her!“ Erschrocken wandte sie sich um, da stand ein alter Zwerg bei ihr, der hatte einen unförmlich dicken Kopf, tiefe Runzeln im Gesicht und einen eisgrauen, langen Bart. Und zornig griff er zu, um ihr die Hufeisen zu entreißen. „Wenn du Gewalt anwendest“, sagte die Frau, „so bekommst du sie nicht, denn meine Jungen können schön damit spielen, und außerdem bringt ein gefundenes Hufeisen Glück.“ Da setzte der Zwerggreis sein Jagdhorn an den Mund, und nun sprangen von allen Seiten Zwerge auf sie ein, alt und dickköpfig wie jener. Sie schleuderte die Eisen von sich, so weit sie konnte, und suchte zu entfliehen. Aber trotz aller Anstrengung blieb sie auf demselben Platze, und von allen Felsen und aus allen Bäumen erklang das Hohngelächter des kleinen Volkes. Da rief sie in ihrer Angst: „Lieber Gott, hilf mir!“ Und sofort verstummte das Lachen, und ihre Füße trugen sie wieder vom Flecke.

Froh, den mutwilligen Zwergen entkommen zu sein, beschleunigte sie ihre Schritte. Da hörte sie in der Nähe ein Kind weinen, und trotz ihrer Angst vor den Zwergen konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihren Weg fortzusetzen; sie ging den Jammerlauten nach und fand unter einem Busche ein winzig kleines Zwergkindlein sitzen, das hatte einen seiner Füße zwischen den Händen und untersuchte ihn weinend. „Was fehlt dir denn, mein Kind?“ fragte sie es freundlich. „Ich habe mir einen großen Dorn in die Zehe getreten“, klagte es. Da kniete sie neben dem Zwergkindlein nieder, zog den Dorn heraus, stillte das Blut mit einer Handvoll Schnee und verband ihm dann die Wunde mit einem Streifen Zeug, den sie von ihrem Kopftuch abriß. „Ich will dich auch nach Hause tragen“, sagte sie dann mitleidig, „wo wohnst du denn?“ „Ich wohne hier im Meiseberge“, antwortete das Zwergkindlein, „aber laß nur, gute Frau! Meine Mutter holt mich bald.“

„Hast du denn den Schabernack von vorhin schon vergessen?“ erklang da plötzlich eine rauhe Stimme neben ihr, und sie erblickte auf einem Pferdchen jenen alten Zwerg, der ihr die Hufeisen nicht gönnte „Ade, Kind!“ sagte sie hastig und rannte im nächsten Augenblicke querfeldein. Aber der Zwerg trabte immer neben ihr her. Da blieb sie endlich erschöpft stehen und bat: „So laß mich doch nun in Ruhe zu meinen Kindern gehen! Wie kannst du auch eine Mutter so ängstigen, die zur Taufe ihres Jüngstgeborenen einkaufen will.“

„Ich will dir ja auch nichts zuleide thun“, erwiderte der Zwerg; „vielmehr wollte ich dich nur bitten, du möchtest wegen des Streiches, den wir dir vorhin gespielt haben, nicht schlecht von uns denken. Sieh, die Hufeisen unserer Pferde sind mit unserm Glück und Leben verwachsen, denn sobald eins uns genommen wird, muß ein Zwerg sterben. Darum waren wir so böse, als du deinen Fund nicht herausgeben wolltest. Als du dich aber nachher meines Kindes so barmherzig annahmest, da habe ich erkannt, daß du eine gute Mutter bist. Ich möchte dir nun gern einmal wieder eine Liebe erweisen. Solltest du

einmal in Not kommen, so brauchst du nur unten am Meiseberge: „Fredeke!“ zu rufen, dann bin ich sofort bei dir.“

Die Frau hätte den Zwerg gern noch gebeten, ihr zum nächsten Sonntag etwas Geschirr zu leihen; aber als sie daran dachte, war er bereits verschwunden. Übrigens war ihr durch das Begegnis mit den Zwergen viel Zeit verloren gegangen, die Dämmerung war schon im Anzuge, so mußte sie sich dann wohl oder übel entschließen, ihren Gang nach Quedlinburg für heute aufzugeben und unverrichteter Sache nach Hause zurückzukehren.

Das machte ihr schließlich so viel nicht aus. Aber wie erschrak sie, als sie in die Tasche faßte und ihr Geld nicht mehr fand. So hatte sie es denn auf ihrer Flucht vor den Zwergen verloren. Sie hatte es so mühsam bei einzelnen Pfennigen zusammengespart, und nun konnte sie nichts einkaufen zur Taufe. Bei diesen Gedanken rannen ihr die hellen Thränen über die Wangen, und es war nur gut, daß dort schon das Licht ihres Häuschens ihr entgegenschimmerte, denn die Ihrigen sollten doch nicht sehen, daß sie geweint hatte.

Als sie näher kam, sah sie bei ihrem Hause eine große Anzahl von Kindern, und sie ärgerte sich darüber, daß ihre Jungen und Mädchen doch wieder, obwohl sie es verboten hatte, alle Kinder der Nachbarschaft zusammengeholt hatten. Aber husch! waren Hof und Garten leer, und sie hörte ihre Kinder in der Stube sprechen. Kopfschüttelnd öffnete sie die Thür. Aber auf dem dunklen Flur stieß sie überall an Gegenstände, die im Wege standen, und sie dachte: „Nun haben die Kinder wieder die ganze Stube ausgeräumt!“ und rief: „Macht die Thür auf, daß ich sehen kann!“ Ihr Mann trat mit dem Lichte heraus, da stand der ganze Flur voller Schüsseln, Teller, Krüge, Tassen, Flaschen, Tuten, Säcke, Fleischmollen, Braten, Kuchen und Wein. „Aber Frau“, sagte staunend der Mann, „willst du denn die halbe Stadt einladen?“ Doch sie staunte nicht weniger als er. Plötzlich ging ihr ein Licht auf. „Das haben die Zwerge gebracht!“ rief sie, „die haben sicher mein Geld gefunden und für mich eingekauft!“ Doch ihr Töchterchen, das die vielen Gegenstände und Vorräte auf dem Flur neugierig untersuchte, reichte ihr das verloren gegangene Geldtäschchen, und der eine Knabe entdeckte in einem Kruge gar zwei funkelnagelneue Wildemannsthaler.

„Kommt in die Stube!“ sagte die Mutter, „ich will euch erzählen, wie das alles zusammenhängt“, und sie berichtete, wie es ihr unterwegs ergangen war. Da freuten sich alle mit ihr der Dankbarkeit der Zwerge. Und am nächsten Sonntage wurde ein fröhliches Tauffest gefeiert. Staunend hörten die Gäste die Geschichte von den Zwergen an, und einige machten sich gleich am nächsten Tage nach dem Meiseberge auf und riefen: „Fredeke“! Aber ihnen wollte kein Zwerg sich zeigen, nur leises Kichern hörten sie als Antwort.



178.

Der Mägdesprung.

Über dem im lieblichen Selkethale gelegenen Hüttenorte Mägdesprung erhebt sich eine mit einem weithin sichtbaren 3 m hohen eisernen Kreuze geschmückte Höhe, in dessen Felsen die Magdtrappe, die Fußstapfe einer Riesenjungfrau, eingedrückt ist.

Die Sage, welche sich daran knüpft, wird heutzutage meistens in folgender Fassung erzählt:

1. Zur Zeit, als der Harz noch von Hünen oder Riesen bewohnt war, erging sich eines Tages eine Tochter dieses Geschlechts auf dem Rücken des Harzes. Vom Petersberge kommend, erreichte sie jene Felsen, unter denen jetzt der Hüttenort liegt. Von hier erblickte sie auf der Spitze des Ramberges ihre Gespielin, die ihr winkte. Aber zwischen ihnen lag das breite und tiefe Selkethal, und zögernd überlegte das Riesenfräulein, ob sie den kühnen Sprung nach dem Ramberge hinüber wagen sollte. Ein Bauer, der in der Nähe von Harzgerode pflügte, sah dem zu und spottete höhnisch über ihre Unschlüssigkeit. Kaum bemerkte das die Riesin, so streckte sie auch schon die Hand aus und hob den Bauer samt Pflug und Pferden in ihre Schürze, und nun setzte sie in einem Sprunge über das Thal zu ihrer Freundin hinüber. Dabei drückten sich ihre Riesenfüße ellentief in den Felsen, denn die Spur, welche heute noch zu sehen ist, ist nur der schwache Rest jener Magdtrappe. Beim Niedersprunge gelang es dem Landmann, sich den Falten ihrer Schürze glücklich zu entwinden, und froh, wieder den Erdboden unter seinen Füßen zu haben, trat er den weiten Heimweg an. —

2. Im vorigen Jahrhundert (1795, 1737, 1710) lautete die Sage etwas anders:

Zur Zeit, als die Selke noch wasserreicher war als heute und wild schäumend das Bodethal durchrauschte, stand eines Tages eine Hünenjungfrau auf dem Felsen, der jetzt Mägdesprung heißt. Gegenüber am Ramberge sah sie ihren Geliebten, einen Schäfer, und lauschte den süßen, schmelzenden Tönen seiner Waldflöte, in denen er die Trennung von ihr beklagte. Da schwoll ihr Herz vor Sehnsucht; das Auge verlangend auf ihn gerichtet, setzte sie zum Sprunge an, und in einem wilden Satze flog sie hinüber, dem Riesenjüngling in die sich ihr entgegenstreckenden Arme. Hüben und drüben drückten sich dabei ihre Fußstapfen dem Felsen ein. —

3. Gehen wir noch weiter zurück (1703, 1686 und 1653), so finden wir die Sage nicht mehr umständlich erzählt, wohl aber erwähnen diese alten Schriftsteller in voller Übereinstimmung, daß die Historie von einem S c h ä f e r, einer B a u e r n m a g d und einem Z i e g e n b o c k erzählt werde.

(Von der Erzählung einer modern klingenden Sage, in welcher ein „Revierförster" als Verfolger auftritt, sehe ich ab.)



179.

Die Teufelsmühle.

Zwischen den Thälern der Bode und der Selke, etwa gleichweit von Mägdesprung und vom Tanzplatze, erhebt sich die Granithöhe des Ramberges, den Harzwanderern unter dem Namen Viktorshöhe als herrlicher Aussichtspunkt bekannter.

Granitbrocken und Granitblöcke bedecken den ganzen Abhang des Berges; sie wachsen aber an Größe und Zahl, je näher wir dem Gipfel kommen. Aus den mächtigen Blöcken und den mauerartigen Felsschichten, mit denen hier das sog. Haberfeld übersät ist, ragt fast auf der Spitze des Berges riesenhaft eine gewaltige Granitmasse empor, welche den Namen Teufelsmühle führt. Mit ihren abgeschliffenen Ecken erscheint sie eher als der Überrest eines von Riesenhänden aufgeführten Baues, denn als ein bloßes Naturgebilde. Und die Sage kennt auch die näheren Umstände ihrer Erbauung und Zerstörung.

Am Fuße des Ramberges stand vor vielen Jahrhunderten eine Windmühle, die ihren Besitzer trotz all seines Fleißes nur kümmerlich ernährte, denn es fehlte ihr oft der Wind, so daß die Mahlgäste dann lange auf ihr Mehl warten mußten und sich deshalb nach und nach immer seltener einstellten. Einmal hatte die Mühle wieder vier Wochen lang still stehen müssen, und nicht ein Sack Korn war zum Mahlen im voraus herzugetragen. Da geriet der Müller in helle Verzweiflung und er wünschte seine Mühle zum Teufel.



Sogleich war dieser zur Stelle und erbot sich, dem Müller bis zum ersten Hahnenschrei eine große und schöne Mühle auf der Spitze des Rambergs zu erbauen, wo es niemals an Wind fehlte. Selbstverständlich forderte er als Entgelt dafür die Seele des Müllers. Dieser schwankte lange, endlich aber ging er auf das Anerbieten des Versuchers unter folgenden Bedingungen ein: erstens sollte ihm dieser mit der fertigen Mühle zugleich zwölf Mustertöpfe (Müllermetzen) von Gold liefern; zweitens sollte er seine Seele erst nach dreißig Jahren beanspruchen, und drittens wollte der Müller jeder Verpflichtung entbunden sein, wenn die Mühle auch nur den geringsten Fehler haben würde. „Es gilt!" rief der Böse, setzte eine Schuldverschreibung auf und ließ sie vom Müller mit seinem Blute unterschreiben, und begann dann sofort den Bau.

Als im Dorfe die Glocke die Mitternacht verkündete, da wurde es plötzlich tageshell auf der Gipfelfläche des Ramberges. War's etwa der Widerschein des Höllenfeuers? Tausende der Geister der Unterwelt flogen von allen Seiten durch die Luft daher und trugen in ihren Krallen Steine herzu; und ihr Oberster stand an der Stelle, die er zum Bauplatz ausersehen hatte, schon bereit, nahm die Steine in Empfang und schichtete sie kunstgerecht auf. Andre

[illegible]

war
im
den
der
es
[illegible]

einer Kolonie Friedrichs des Großen. Im Volksmunde hieß der Ort noch lange Untrüborn nach dem Quell, an dem er entstanden ist.

Wie anderswo (siehe S. 26. 88), so hatten sich in den schrecklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges auch die Bewohner dieser Harzgegend zu bewaffneten Banden zusammengeschlossen, um sich ihrer Haut zu wehren und dem Feinde durch fortwährende kleine Überfälle den Aufenthalt im Harze zu verleiden. Eine starke Schar dieser Harzschützen hatte ihren gewöhnlichen Lagerplatz und Schlupfwinkel an dem damals in fast undurchdringlichem Dickicht belegenen Quell des Ramberges. Alle Anstrengungen des Feindes, sie zu vernichten oder von da zu vertreiben, waren vergebens. Da nahm er seine Zuflucht zu elendem Verrat. Ein verworfener Gesell, der sich zu den Harzschützen hielt, wurde durch Geld verführt, in jenen Brunnen das Gift zu schütten, das man ihm mitgab. Und am andren Morgen lagen die wackeren Harzschützen sämtlich durch Gift und Verrat meuchlings gemordet, entseelt um den Quell herum. Seitdem heißt er der Untreuborn.



182.

Die Kegelbahn auf der Schönburg.

Einst suchte auf der „Schönburg“ bei Altenbraak ein Köhlerbube ein Pferd seines Meisters, das sich verlaufen hatte. Da traf er dort, wo er niemals sonst eine Kegelbahn gesehen hatte, eine Gesellschaft beim Kegeln an. Einer aus derselben forderte ihn auf, ihnen die Kegel aufzustellen, dann sollte nachher das Pferd, nach dem er suchte, zur Stelle sein. Sie hielten ihm auch Wort und schenkten ihm noch, als das Spiel aus war, den Kegelkönig zur Belohnung. Den warf er nun freilich als nutzlos in den Busch, sobald ihn die Kegelherren nicht mehr sehen konnten. Als er aber seinem Köhlermeister davon sagte, schickte ihn der sofort zurück, ihn zu holen. Zum Glück war er noch da, denn als er damit zur Köte kam, war er eitel Gold, obwohl er zuerst gar nicht so ausgesehen hatte.



183.

Die Roßtrappe.

Mit dem Bodethale kann sich an großartiger Schönheit kein zweites in unserm Harze messen. Von schroffen, 200 m hohen Granitwänden eingeengt, eilt die Bode schäumend und plätschernd ihrem Ausgange zu. Wollen wir diese Felsenwelt mit einem Blicke überschauen, so steigen wir auf vielfach gewundenem Pfade zu der Plattform hinauf, die den Namen Roßtrappe trägt.

Roßtrappe! Ja, eine Vertiefung in der 2 m breiten Granitplatte hat Ähnlichkeit mit der Trappe eines riesenhaften Pferdehufes. Zahlreiche Sagen knüpfen sich an dieses wunderbare Spiel der Natur. Einige derselben will ich hier erzählen, und zwar in solcher Ordnung, daß ich die jüngsten den älteren voranstelle. Wir sehen dann zugleich, wie sich die Sage im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet und entwickelt hat.

1.

Vor tausend und mehr Jahren, ehe noch die Raubritter die Hoymburg, Lauenburg, Stecklenburg und Winzenburg erbauten, war das Land ringsum von Riesen bewohnt, die Heiden und Zauberer waren, Raubmord und Gewaltthat übten. Sechzigjährige Eichen rissen sie samt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich ihnen entgegenstellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen, und die Weiber wurden in Gefangenschaft geschleppt, wo sie Tag und Nacht dienen mußten. In dem Böhmerwalde hauste dazumal ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm unterthan, nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge (andre nennen sie Brunhild), die er zu seiner Gemahlin begehrte, fügte sich ihm nicht. Ränke noch List halfen ihm nichts, denn sie stand mit einem mächtigen Geiste im Bunde.

Einst aber sah sie Bodo jagend auf der Schneekoppe, und er sattelte sogleich sein Riesenroß, das meilenweite Fluren im Augenblicke übersprang; er schwur, Emma dieses Mal zu fangen oder zu sterben. Fast hatte er sie schon erreicht. Als sie ihn aber zwei Meilen weit vor sich erblickte und an den Thorflügeln einer zerstörten Stadt, welche er als Schild führte, erkannte, da schwenkte sie schnell das Roß, und von ihren Sporen getrieben, flog es über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf.

Jetzt stand ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen, der des Teufels Tanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß fiel senkrecht die Felsenmauer hinab zum Abgrunde. Tief rauschte der Strom unten und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der gegenüberliegende Fels schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß des Rosses. Von neuem hörte sie Bodos Renner schnauben, und in der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hilfe und drückte dann ohne Besinnung ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang über den Abgrund, glücklich auf die spitze Klippe und schlug seinen Huf tief in das harte Gestein, daß die Funken stoben. Das ist jener Roßtrapp. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen.

Emma war gerettet, nur die zentnerschwere goldene Königskrone war während des Sprunges von ihrem Haupte in die Tiefe gefallen. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel und gab so dem Flusse den Namen. Hier bewacht er nämlich als schwarzer Hund die goldene Krone der Riesentochter, daß kein Golddurstiger sie heraushole. Ein Taucher wagte es einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, zum drittenmale hinabzusteigen. Er that's, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nimmer wieder herauf.

Jetzt deckt tiefe Nacht und Stille den Abgrund, kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Der Strudel heißt Kreetpfuhl (d. i. Teufelspfuhl) und der Fels, wo Emma die Hilfe der Höllengeister erflehte, des Teufels Tanzplatz.

2.

In Böhmen lebte vorzeiten eine Königstochter, um die ein gewaltiger Riese warb, und aus Furcht vor seiner Macht und Stärke sagte sie ihm der König zu. Weil sie aber schon einen andern Liebhaber hatte, der aus dem Stamme der Menschen war, so widersetzte sie sich dem Bräutigam und dem Befehl ihres Vaters. Aufgebracht wollte der König Gewalt brauchen und setzte die Hochzeit gleich auf den nächsten Tag. Mit weinenden Augen klagte sie es ihrem Geliebten, und dieser riet zu schneller Flucht und stellte sich in der finsteren Nacht ein, die getroffene Verabredung ins Werk zu setzen.

Es hielt aber schwer zu entfliehen, denn die Marställe des Königs waren verschlossen, und alle Stallmeister ihm treu und ergeben. Zwar stand des Riesen ungeheurer Rappe in einem für ihn eigens erbauten Stalle; wie sollte aber eine schwache Frauenhand das mehr als zehn Ellen (6 m) hohe Untier leiten und lenken? Und wie war ihm beizukommen, da es an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm als Halfter diente, und dazu mit einem großen Schlosse verwahrt war, dessen Schlüssel der Riese bei sich trug? Der Geliebte half aber aus; er stellte eine Leiter an das Pferd und hieß die Königstochter hinaufsteigen; dann that er einen mächtigen Schwerthieb auf die Kette, daß sie voneinander sprang, schwang sich selbst hinten auf, und im Fluge ging's auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters goldene Krone auf das Haupt gesetzt.

Während sie nun aufs Geratewohl forteilten, fiel's dem Riesen ein, in dieser Nacht auszureiten. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und er stand auf, sein Roß zu satteln. Erstaunt sah er den Stall leer, es gab Lärm im ganzen Schlosse, und als man die Königstochter aufwecken wollte, war sie auch verschwunden. Ohne sich lange zu besinnen, bestieg der Bräutigam das erste beste Pferd und jagte über Stock und Block. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe dem Harzwalde kam der Riese hinter sie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte flugs den Rappen und sprengte waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchschneidet. Der Rappe stutzt einen Augenblick, und die Liebenden sind in großer Gefahr. Sie blickt hinterwärts, und in strengem Galopp nahet der Riese. Da stößt sie mutig dem Rappen die Fersen in die Rippen. Mit einem gewaltigen Sprunge, der den Eindruck eines Hinterhufes im Felsen läßt, setzt er über, und die Liebenden sind gerettet. Denn die Mähre des nacheilenden Riesen springt seiner Schwere wegen zu kurz, und beide fallen mit gräßlichem Geprassel in den Abgrund. Auf dem jenseitigen Rande steht die Königstochter und tanzt vor Freuden. Davon heißt die Stelle noch jetzt der Tanzplatz.

Doch hat sie im Taumel des Sprungs die Krone verloren, die in den Kessel der Bode gefallen ist. Da liegt sie noch heutzutage, von einem großen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet, haben sie mit Lebensgefahr aus der Tiefe zu holen gesucht, aber beim Wiederkommen ausgesagt, daß es vergebens sei, der große Hund sinke immer tiefer, sowie sie ihm nahe kämen, und die goldene Krone stehe nicht mehr zu erlangen.

3.

Am Harze wohnte einst ein König, der hatte eine Tochter, die ohne des Vaters Wissen einem Manne zugethan war. Als jener Kunde davon erhielt, brach er in heftigen Zorn aus. Um sich davor zu retten, wollte sie sich in

den Felsen des Bodethals bergen und entfloh zu Wagen und nahm auch die Königskrone mit. In dem Felsen, welcher der Roßtrappe gegenüber liegt, kann man noch heute die Spuren der Radnägel ihres Fuhrwerks erkennen.

Hier aber sah sie sich zu ihrem Schrecken von ihren Verfolgern umringt, und es blieb ihr keine andre Rettung, als einen Sprung an das andre Ufer zu wagen. Da stieg sie vom Wagen und tanzte noch einmal zu guterletzt, als wäre es ihr Hochzeitstag. Dann that sie glücklich den gewaltigen Sprung. Wo ihr Roß den ersten Fuß hinsetzte, da drückte sich von dem starken Anprall sein Huf ein, und davon bekam der Fels den Namen Roßtrappe. In der Luft war ihr aber die unschätzbare Krone vom Haupte geglitten und in einen tiefen Strudel der Bode gefallen, der davon das Kronenloch genannt wird. Da liegt sie noch bis auf den heutigen Tag.

4.

Aus dem Jahre 1736: Eine Königstochter aus dem Harze kam zu Pferde auf die Stelle, die jetzt die Roßtrappe heißt. Da erblickte sie gegenüber, auf der andern Seite des Bodethals, ihren Geliebten, und um rasch zu ihm zu gelangen, setzte sie mit ihrem Rosse über die dazwischen liegende tiefe Kluft. Beim Ausholen zum Sprunge drückte sich aber der Huf desselben tief in das Gestein ein.

5.

1703, 1686, 1656, 1653: Auf einem in der Nähe belegenen Schlosse (1686: auf der Winzenburg) wohnte ein König, der eine sehr schöne Tochter hatte. Diese wurde von ihrem Geliebten auf einem Pferde mit Hilfe der schwarzen Kunst entführt. Dabei trug es sich zu, daß das Pferd mit einem Fuß auf diesen Felsen sprang und mit dem Hufeisen dieses Wahrzeichen einschlug.

6.

1644: Eine Jungfrau, Tochter eines Königs aus den Harzlanden, hatte ihrem Vater den königlichen Schatz und die königliche Krone entwandt. In Zauberkünsten erfahren, entfloh sie damit auf einem geschwinden Rosse, und als man der Diebin nachjagte, versuchte sie in einem Sprunge über das ganze Bodethal zu setzen. Das Zauberroß sprang aber etwas zu kurz, so daß es nur mit den Vorderhufen auf den Felsen schlug, stürzte zurück in den Abgrund und ging im Wasser zu Grunde.

Krone und Schatz wollte ein „bekannter" Fürst durch einen Wassertaucher herausholen lassen. Dieser wurde aber von bösen Geistern getötet und also wieder herausgebracht. —

Dies ist die älteste bekannte Sage von der Roßtrappe.



184.

Das Teufelsloch.

Während der Krötenpfuhl oder das Teufelsloch meistens mit der Sage von der Roßtrappe in Verbindung gebracht wird, hat jener Strudel im Bodefalle auch noch eine besondere Sage.

Einst wettete die Tochter eines Hünenkönigs, daß sie hier zu Pferde das Bodethal überspringen könne, und zweimal kam sie auch glücklich von einem

Felsen auf den andern. Als sie den gewagten Sprung aber zum drittenmal unternahm, überschlug sich das Roß rückwärts und stürzte mit ihr in den Kreetpfuhl.

Darin liegt sie noch jetzt. Einstmals versuchte ein Taucher einigen zu Gefallen für ein Trinkgeld, sie heraufzuholen. Er brachte sie auch so weit, daß man schon etwas von ihrer Krone sehen konnte. Da aber entsank sie seinen Händen. Auch das zweitemal erging's nicht besser. Den Versuch zum drittenmal zu machen, ließ er sich nur schwer bereden. Vor dem Hinuntertauchen sagte er aber, wenn ein Blutstrahl aus dem Wasser aufsteige, dann habe die Jungfrau ihn umgebracht; dann möchten die Zuschauer geschwind davoneilen, damit sie nicht ebenfalls in Lebensgefahr kämen.

Es geschah, wie er gefürchtet hatte.



185.

Das quellende Silber.

Im Februar des Jahres 1605 schickte ein armer Bauer in Thale (bei Quedlinburg) seine Tochter in das nächste Gebüsch, Brennholz aufzulesen. Sie nahm dazu einen Tragkorb (eine Kiepe) und einen Handkorb mit. Als sie diese beiden gefüllt hatte und den Heimweg antreten wollte, stand plötzlich ein weißgekleidetes Männlein vor ihr; das fragte: „Was trägst du da?" „Lesholz zum Heizen und Kochen", antwortete das Mädchen. „Schütte das Holz wieder aus", sprach da das Männlein weiter, „und folge mir. Ich will dir etwas zeigen, was besser und nützlicher ist als Holz." Und als das Mädchen damit zögerte, ergriff der Zwerg es bei der Hand, führte es an einen Hügel zurück und zeigte ihm einen Platz, etwa so groß wie zwei Tische; da quollen Silbermünzen aus dem Boden, große und kleine, mit einem Gepräge, das der Jungfrau Maria glich, und einer uralten Umschrift.

Das Mädchen entsetzte sich und wollte seine Körbe nicht leeren. Da nahm das Männlein den Handkorb, warf das Holz heraus, füllte ihn mit Geld und sagte zu dem Mädchen, indem er ihn zurückgab: „Das wird dir besser sein als Holz." Nun sollte es auch die Kiepe noch mit Geld füllen, aber abwehrend sagte es, es müsse durchaus Holz mit heimbringen, denn zu Häuse wären auch kleine Kinder, die müßten eine warme Stube haben, auch müsse Holz zum Kochen da sein. Da gab sich das Männlein zufrieden und sagte: „Nun, so ziehe damit hin", und verschwand darauf.

Als das Mädchen den Korb mit Silber, den sie voller Bestürzung entgegengenommen hatte, nach Hause brachte, liefen die Bauern haufenweise mit Hacken und anderm Gerät in das Gehölz, um den Geldquell auszuräumen, aber niemand vermochte den Ort aufzufinden.

Als der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der damals regierte, von diesem Funde hörte, kaufte er dem Bauern ein Pfund seiner alten Silbermünzen ab. Vielleicht sind einige davon noch im Museum zu Braunschweig.

186.
Die Venediger in Thale.

Am Ausgange des großartig schönen Bodethales, nicht ferne von der Roßtrappe und vom Tanzplatze, liegt der bekannte Ort Thale, das Ziel so mancher Wanderung und Fahrt im Sommer.

Zu einem hier in Thale wohnenden Manne kamen einmal Venediger und forderten ihn auf, sie zu einem Punkte in der Nähe zu führen, den sie ihm mit Namen nannten. Er war dazu bereit. Als sie dort ankamen, hoben sie einen Haselbusch in die Höhe, da kam darunter ein Gang zum Vorschein, den betraten sie und nahmen jenen Führer mit hinein. So gelangten sie nach einiger Zeit in einen hohen Saal, in dem stand eine große Mulde voller Goldkugeln. Mit diesen füllten sie ihre Säcke, soviel hineingehen wollte. Da gelüstete auch den Mann aus Thale nach solchem leicht zu erwerbenden Golde und er ließ wie von ungefähr sein Tuch in die Mulde fallen und faßte, als er es wieder aufhob, unter demselben zugleich eine Kugel und eignete sich diese an. Die Venediger konnten es nicht bemerkt haben, aber wie er die Kugel heimlich einsteckte, kam ein schwarzer Hund von entsetzlicher Größe aus dem Dunkel gesprungen und wollte ihn zerreißen. Er wäre auch verloren gewesen, wenn die Männer das grimmige Tier nicht besänftigt hätten.

Sie gingen nun zusammen denselben Weg zurück an das Tageslicht. Hier sagten die Venediger zu dem unredlichen Führer, er könne nun gehen, seinen Lohn habe er ja bereits. Von den Kugeln hätte er gern noch mehr gehabt, aber keine Hasel wollte sich in die Höhe klappen lassen, soviel er es auch versuchte.



187.
Die Siebenspringe.

Siebenspringe nennt man die sieben Quellen auf der Höhe zwischen Thale und Neinstedt. Von ihnen erzählt man folgende hübsche Sage.

Vor langen Jahren regierte in den Harzlanden ein König, der hatte sieben wunderschöne Töchter. Aus ganz Deutschland, vom Rhein und von der Donau wie von der Elbe und von der Bernsteinküste, fanden sich die Söhne der Fürsten und Edelsten am Hofe des Harzkönigs ein und warben um seine Töchter. Doch keiner von allen fand Gnade vor ihren Augen. Da kamen nach langer Fahrt auch die sieben Söhne des Königs von England, denn selbst über das ferne Meer hinüber war der Ruf von der Anmut und Tugend der Königstöchter gedrungen; und mit denen verlobten sie sich.

Darob ergrimmten die deutschen Jünglinge und beschlossen, die Schmach, die ihnen durch die Abweisung widerfahren war, an den ihnen vorgezogenen Fremdlingen zu rächen. Als diese davon erfuhren, griffen sie kampfesmutig nach ihren Schwertern. Aber die Königstöchter baten sie flehentlich, um ihretwillen dem Kampfe gegen solche Übermacht aus dem Wege zu gehen und in der Nacht mit ihnen zu fliehen. Und die Jünglinge vermochten ihrer Bitte nicht zu widerstehen, und als die Nacht hereinbrach, nahm ein jeder seine Verlobte zu sich auf das Roß, und die Flüchtlinge sprengten von dannen.

Aber der Fluchtplan war ihren Feinden verraten, und nicht fern von der Stätte, da die Bode in das Land tritt, erwarteten diese die Fliehenden am Waldessaume im Hinterhalt. Die älteste der Schwestern sah zuerst die Helme

und Schilde glänzen und fragte besorgt: „Was schimmert dort von unten herauf?" „Nur der Waldbach ist's", antwortete ihr Verlobter, „sein klares Wasser leuchtet im Mondenschein." „Und hörst du nicht dort das Pfeifen im Thale?" fuhr die zweite fort, die das Pferdegewieher vernommen hatte. „Das sind die Drosseln, die ihr Abendlied schlagen!" beschwichtigte sie ihr Verlobter. Da hörte die dritte schon das Flattern der Fähnchen und fragte: „Was ist das für ein Rauschen im Laube?" Und ihr Verlobter erwiderte: „Die flinken Rehe huschen durch das Gebüsch." „Ich höre ein Murmeln", sagte ängstlich die vierte. Es war das leise Erklirren der Panzer, doch ihr Verlobter tröstete: „Es ist das Murmeln des Felsenquells." „Aber hörst du jetzt nicht das Geflüster?" fragte die fünfte, als die Kettengewänder der Feinde leicht rasselten. „Ich höre nur das Geflüster des Windes", antwortete ihr Verlobter. „Und siehst du nicht dort die Gestalten?" fragte immer ängstlicher die sechste. „Es sind tanzende Elfen", wurde ihr zur Antwort.

Doch nun sauste sie mit Geschrei heran, die übermächtige Schar der Feinde. „Herunter vom Gaul, ihr Herren aus Engelland! Oder gebt uns die Fräulein heraus!" Da standen auch schon die sieben Brüder gleich einer lebendigen Mauer vor den Königstöchtern und schwangen blitzend ihre guten Schwerter. Und unter ihren Hieben sank mancher aus dem Sattel und vergaß das Aufstehen. Aber so löwenkühn sie auch kämpften, daß Haufen Erschlagener ihnen zum schirmenden Wall wurden, so mußten sie doch zuletzt der Übermacht erliegen. Und als der letzte von ihnen todwund zu Boden sank, da nahmen die wenigen Überlebenden die sieben Schwestern und brachten sie in die väterliche Burg zurück.

Aber sie hatten des keinen Vorteil. Bleich und stumm saßen die Schwestern in ihren Gemächern und trauerten um die Gemordeten. Und an jedem Morgen gingen sie zusammen an den Waldsaum, wo die sieben Brüder kämpfend gefallen waren und beteten und weinten an deren Gräbern. So thaten sie manches Jahr, bis sie einst alle an einem Tage starben. Da sprudelten an den Plätzen, die sie so oft mit ihren Thränen genetzt hatten, die sieben Quellen hervor, die seitdem die Siebenspringe heißen.

Die sieben Bäume, die sie ihren Teuren auf das Grab gepflanzt haben, sind längst erstorben, und auch die sieben wilden Birnbäume, die man später an deren Stelle setzte, sind wiederum seit länger als einem Menschenalter dahin, und die Eisenbahn geht über die Stätte; aber die sieben Springe erzählen noch immer von der Treue der Harzer Jungfrauen.



188.

Der Ritter vom Stecklenberge.

Vor einem halben Jahrtausend besaßen die Ritter vom Stecklenberge, welche einen Zweig der Familie von Hoym bildeten, die Stecklenburg als ein Lehen des freien Stifts Quedlinburg.

Einer dieser Burgherren, so erzählt die Sage, verweigerte der Äbtissin im Jahre 1221 Dienst und Zins. Da ging sie den Bischof von Halberstadt um Hilfe an, und dieser belegte den übermütigen Lehnsmann mit dem Kirchenbann. Als dieser ihm verkündet ward, gab er dem Boten hohnlachend die Antwort: „Ihr könnt lange bannen, bis ihr mir eine Rippe entzwei bannt!"

Anders aber dachte die fromme Burgfrau, und sie beauftragte den Burgkaplan, den harten Sinn ihres trotzigen Gemahls zu brechen. Jener benutzte die Gelegenheit, als er mit dem Ritter bei fröhlichem Mahle saß. Eindringlich hielt er ihm vor, daß ihn die Strafen der Hölle treffen müßten, wenn er den



erzürnten Kirchenfürsten nicht versöhne. Da ergriff dieser einen vollen Humpen, redete Lästerworte gegen die Kirche und deren Diener und leerte spottend den Humpen auf des Bischofs Gesundheit. Doch noch während er den letzten Zug that, ereilte den Übermütigen Gottes Strafgericht: vom Schlage getroffen, sank er entseelt zu Boden.



189.

Die Blume der Lauenburg.

Auf einem mit dem Stecklenberge verbundenen Kegel erhebt sich, 175 m über Suterode, von wo sie in einer Stunde erstiegen werden kann, die Ruine der Lauenburg.

Zur Zeit, als Graf Albrecht von Regenstein diese Burg besaß, wohnte im Wurmthale in einem armseligen Häuschen eine ehrsame Müllerswitwe mit ihrer liebreizenden Tochter. Auf diese hatte der wilde Burgherr sein Auge geworfen; aber Mutter wie Tochter verabscheuten ihn, und in einer Nacht brachte jene die Jungfrau nach Quedlinburg und übergab sie hier dem schützenden Kloster. Da drang der Raubgraf gewaltsam in die geheiligten Mauern, bemächtigte sich der Müllerstochter und jagte mit ihr der Lauenburg zu.

Als sie durch das Wurmthal ritten, bat das Mädchen den Ritter flehentlich, ihm zu gestatten, daß es hier, wo es seine Kindheit und Jugend verlebt hatte, noch einmal zu Gott auf seinen Knieen beten dürfe. Er hob die Jungfrau vom Pferde, und auf die Kniee sinkend, rief sie den Herrn um Schutz und Rettung an. Als sie zuversichtlich ihr Amen sprach, leuchtete plötzlich der Himmel in wunderbarem Glanze, und die Jungfrau lag entseelt vor den Füßen des erschrockenen Räubers.

Alsbald schossen an der Stelle, wo sie ihre Augen geschlossen hatte, lichthelle, glänzende Blumen auf, und wer eine solche „Blume der Lauenburg"

— sie blühen noch immer einmal im Jahre um Mitternacht — pflückt und treu bewahrt, der ist gegen jede Versuchung gewappnet und gesichert. Darum sucht man auch eifrig nach diesen himmlischen Blüten.



190.

Die Gegensteine.

Die Gegensteine sind zwei Felsen zwischen Ballenstedt und Blankenburg. Der eine von ihnen heißt der stumme, der andere der laute. Doch wird das Echo, nach dem dieser benannt ist, jetzt nicht mehr gehört.

Diese Steine hat der Satan — wahrscheinlich in der Zeit, als er die Teufelsmauer erbaute (siehe Sage Nr. 91) — vom Harze herunter hierher gewälzt und zur Wohnung seiner bösen Engel bestimmt.

Eines Morgens begab sich ein ehrsamer Bauer auf sein Feld, das in der Nähe der Gegensteine lag. Da entdeckte er auf demselben zu seinem großen Erstaunen eine Höhle und an ihrem Eingange eine große mit Gold gefüllte Braupfanne. Als er sich aber dieses Schatzes bemächtigen wollte, erhob sich ein riesengroßer schwarzer Hund mit funkelnden Augen und litt nicht, daß er näher herzutrat. Erschrocken fuhr der Bauer zurück. Aber das Verlangen nach dem Reichtum vor seinen Augen überwog bald die Furcht, und er machte immer von neuem den Versuch, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Doch jedesmal fletschte der furchtbare Hüter die Zähne, spie Flammen aus seinem Rachen und machte Miene, sich auf ihn zu stürzen. Da rief der Bauer endlich vor Ärger und Wut aus: „Ei, so hole dich der Teufel!“ Sofort verwandelte sich der Hund in einen Geist der Hölle, ergriff den Kessel, schwang sich in die Lüfte und eilte dem Felsen zu, welcher jetzt der laute heißt. Der spaltete sich in zwei Hälften, so daß jener hineinschlüpfen konnte, und schloß sich dann wieder fest zusammen. Seitdem sitzt der Böse mit seinem Schatze sicher geborgen im Gegensteine und verspottet die Vorübergehenden, indem er ihre Worte ihnen nachruft.

Als der Bauer nach seinem Felde zurückkam, war die Höhle verschwunden.



191.

Die Teufelsmauer.

(Erste Sage.)

Wenn man aus der Stadt Blankenburg tritt, um von hier über Timmenrode nach Thale zu wandern, so hat man den Heidelberg unmittelbar zur Linken, einen schmalen Bergzug, welcher sich erst in der Gegend von Weddersleben nach und nach verliert. Auf diesem Bergrücken ragt ein wunderbares Felsenriff aus Quadersandstein mit vielen Unterbrechungen, hier anmutig mit Bäumen und Kräutern bewachsen, dort kahl und nackt, empor. Wie von Riesenhand absichtlich zusammengewälzt, zeigt es sich hier als schroffe Klippe, senkt sich dort zerklüftet und zerteilt nieder, läßt sich streckenweise nur in zersplitterten, unordentlich umhergeworfenen Gesteinsbrocken verfolgen und verschwindet dann einmal völlig, um in der Nähe der Bode wieder aufzutauchen.

Die Sage bezeichnet diese Riesenmauer als ein Werk des Teufels. Lange, so erzählt sie, stritt dieser mit Gott um die Herrschaft über die Erde. Da beschlossen sie, diese unter sich zu teilen, und die Grenze wurde den Harzrand entlang, beim heutigen Blankenburg vorüber, gezogen. Sofort machte sich der Teufel mit seinen höllischen Geistern daran, in der Nacht eine Riesenmauer aufzuführen, welche dem Vordringen des Reiches Gottes und der Predigt von Christo für immer ein Ziel setzen sollte. Aber was sie in der Nacht bauten und zusammenfügten, das verlor im Lichte der Sonne wieder seinen Halt; und nach vielen vergeblichen Versuchen mußte der Teufel das Werk so unvollendet und halbzerstört, wie wir es jetzt noch vor uns sehen, liegen lassen. —

Diese Sage wird auch folgendermaßen erzählt: Der Teufel wollte einmal die Welt mit unserm Herrn Christus teilen und sagte, dieser sollte den Harz bekommen, er aber wollte das Flachland nehmen, und um die Grenze besser kenntlich zu machen, wollte er eine Mauer dahin bauen. Unser Herr Christus war damit zufrieden, sagte aber, vor dem ersten Hahnenschrei müßte alles fertig sein. Da arbeitete der Teufel rüstig, und als es gegen Morgen kam, fehlte nur noch ein Stein. Und gerade als er den herbeitrug, um ihn einzusetzen, da krähte der Hahn. Nun warf der Teufel unmutig die Quadersteine umher, wie sie noch liegen, und so ist die Mauer bis diesen Tag unvollendet geblieben.



192.

Die Teufelsmauer.

(Zweite Sage.)

Zur Zeit Karls des Großen wohnte auf der Burg Blanka (Blankenburg) der wilde und rauhe Edeling Luitprand. Er besaß eine einzige Tochter, namens Thusnelda, eine holdselige Jungfrau. In herzlicher Liebe war sie dem tapferen Ekbert zugethan, dessen Burg auf der Klus bei Halberstadt stand. Zu dieser Zeit drangen die ersten christlichen Missionare bis in diese Gegend vor. Auch Ekbert hörte die gute Botschaft, die sie brachten, und von der Macht des neuen Glaubens mächtig ergriffen, ließ er sich taufen.

Da sagte ihm Luitprand die Freundschaft auf und verlobte seine Tochter einem seiner alten Waffengefährten. Und als sie, von dem edlen Ekbert für das Christentum gewonnen, in einer heimlichen Zusammenkunft mit ihm gelobte, wie dieser für das Bekenntnis und die Ausbreitung der heilsamen Lehre Blut und Leben zu wagen, da sperrte sie der wilde, heidnische Vater in ein finsteres Gemach und lauerte dem treuen Ekbert auf.

Da rief dieser alle Christen der Umgegend zu Hilfe, um mit ihnen einen nächtlichen Sturm auf Luitprands Burg zu wagen. Schweigend rückten die tapferen Scharen heran. Als sie nahe vor Blanka waren, türmte sich plötzlich vor ihnen eine steile Felswand auf, die keiner von ihnen je gesehen hatte. Es war unmöglich, sie zu übersteigen oder zu umgehen. Darum warteten sie die Morgendämmerung ab. Aber wie weit sie auch blickten, unabsehbar dehnte sich die steile Felsenmauer aus. Doch ermutigte Ekbert die Seinen, die Felsen zu erklimmen. Schon war die Hälfte der Mauer mit großer Anstrengung erreicht, da lösten sich große Felsmassen ab und zerschmetterten die kühnen Kletterer bis auf den letzten Mann.

Das war ein Werk des Teufels. Er hoffte, mit dieser Mauer der Ausbreitung der göttlichen Lehre, die dem Reiche der Finsternis den Untergang drohte, ein Ziel setzen zu können; und zugleich wollte er die Anhänger der Christuslehre seine ganze Macht fühlen lassen.

Aber sein Versuch war vergeblich. Nicht lange, so trieb ihn das Kreuz der Erlösung in die finsteren Schluchten des inneren Harzes und auf die unzugängliche Höhe des Blocksberges.



193.

Die Schäferkirche in Quedlinburg.

Die dem heil. Nikolaus, dem Schutzpatron der Fischer, geweihte Kirche der Neustadt in Quedlinburg heißt im Volksmunde auch die Schäferkirche; an ihren Türmen sind nämlich die Standbilder zweier Schäfer mit ihren Hunden angebracht. Die Sage erklärt dies in folgender Weise.

Zur Zeit, als jene Kirche erbaut wurde, weideten eines Tages zwei Schäfer, Vater und Sohn, ihre Herde vor Quedlinburg und unterhielten sich bedauernd darüber, daß die Mittel der Gemeinde nicht ausreichten, die neue Kirche auch mit Turm und Glocken zu versehen. Da eilten plötzlich ihre sonst so zuverlässigen Hunde im rascheften Laufe dem Walde zu und wollten sich durch keinen Pfiff zurückrufen lassen. Der jüngere Schäfer setzte ihnen nach, um sie zurückzuholen, und auf seinen Ruf folgte ihm bald auch der Vater in den Wald.

Aber welche wunderbare Veränderung war mit dem vorgegangen! Wo sonst schlanke, junge Stämmchen gestanden hatten, streckten jetzt mächtige, uralte Eichen ihre breiten Kronen empor. Und aus einer Lichtung schimmerte durch die Stämme das verfallene Gemäuer einer Kirche hervor, von der er niemals etwas gesehen und gehört hatte. Am Eingang zu der Ruine, der durch rankendes Gestrüpp fast ganz verdeckt war, traf er seinen Sohn, und zusammen bahnten sie sich nun, der Fährte der beiden Hunde nach, einen Weg in das Innere. Hinter den Trümmern des Altars trafen sie die Tiere, wie sie eifrig in der Erde kratzten und wühlten. Neugierig traten die Hirten hinzu und erblickten zu ihrer Überraschung einen bereits zur Hälfte bloßgelegten Kasten aus Eisenblech, und als sie diesen mit Mühe herausgehoben hatten, noch einen zweiten darunter. Ohne eine Weisung abzuwarten, rannten nun die Hunde zurück zur Bewachung der Herde.

Welch ein Reichtum war damit den armen Hirten zugefallen! Denn der eine Kasten war ganz mit Gold- und Silbermünzen von uraltem, fremdartigem Gepräge, der andre mit goldenen Bechern, silbernen Leuchtern und ähnlichen Wertsachen gefüllt. Doch begehrten sie davon nichts für sich. Am selben Abend noch gingen sie zur Äbtissin auf das Schloß, machten ihr Anzeige von dem Funde und baten darum, daß der Schatz zum Bau von zwei Türmen an der Nikolaikirche verwandt werden möchte. Mit Freuden ging ihre Fürstin darauf ein und befahl, daß zum Gedächtnis des frommen Sinnes der Schäfer ihre Bilder, in Stein gehauen, auf den Ecken der Türme aufgestellt würden.

Als der Fund bekannt wurde, eilten viele Menschen in jenen Wald, aber keiner fand die Ruine der Kirche.

194.
Graf Albrecht im Käfig.

Unter den Festungstürmen Quedlinburgs sind sieben, von denen die meisten auf der dem Gebirge zugekehrten Seite liegen, besonders hoch und stark. Die soll Graf Albrecht II. von Regenstein-Heimburg erbaut haben, um sich aus harter und schmählicher Gefangenschaft zu lösen. Auf dem Rathause wird auch noch der hölzerne Kasten gezeigt, in dem er gesessen haben soll. Doch hören wir die Sage ausführlich.

Die Stadt Quedlinburg hatte im Bunde mit dem Bischof von Halberstadt dem Grafen die Schutzherrlichkeit, die ihm als Schirmvogt des reichsunmittelbaren Stiftes zustand, streitig gemacht. Da ließ Albrecht vom Wipertikloster, das er besetzt hielt, von der Altenburg und von seiner Burg Gersdorf aus viele Bürger Quedlinburgs gefangen nehmen. Doch mußte er sie nach mehreren Gefechten, in denen die Städter mit Glück kämpften, wieder freigeben. Nun schritt der Graf von der ihm gehörenden Neustadt und vom Wipertikloster aus zu einer förmlichen Belagerung der Altstadt. Aber das Kriegsglück war ihm wiederum nicht hold: die Quedlinburger eroberten die Neustadt und schlugen ihn in einem Treffen bei Gersdorf.

Flüchtend suchte er das Wipertikloster zu erreichen. Um den nachsetzenden Feinden zu entkommen, beabsichtigte er, den Hakelteich zu durchschwimmen. Aber ehe er diesen erreichte — sein Pferd kam in dem sumpfigen Boden nur langsam vorwärts — umzingelte ihn eine Nachhut der Städter, nahm ihn gefangen und führten ihn im Triumphe nach Quedlinburg. Hier nahm man ihm sein Schwert, seine Sporen und Handschuhe und seine Feldflasche ab, während andre aus dem inzwischen eroberten Gersdorf sein großes Wurfgeschoß, seine Streitaxt und seinen Trinkbecher heimbrachten.

Nun wurde ein Kasten aus starken eichenen Bohlen angefertigt und mit eisernen Bändern, Schlössern und Riegeln wohl verwahrt, und Albrecht gleich einem wilden Tiere in denselben eingesperrt. Über 18 Monate blieb er in diesem Gefängnisse; während dessen ward ihm der Prozeß gemacht. Die mit Quedlinburg verbündeten Hansestädte fanden ihn schuldig und fällten folgendes Urteil: Wenn der Graf los werden wolle, so solle er die Mauern der Stadt bessern und insbesondere sieben neue Türme aufführen, auch für sich und seine Nachkommen einen Revers ausstellen, daß sie künftig die Stadt nicht wieder belästigen wollten. Würde er auf diese Bedingungen nicht eingehen, so sollte er nach dem schweren Urteil des Kaisers, das inzwischen eingetroffen war, seines Hauptes verlustig gehen. Schon war das Tuch, auf dem er hingerichtet werden sollte, gekauft und bereitet, da ging der Graf in letzter Stunde auf jene Bedingungen ein und erhielt dadurch seine Freiheit wieder.



195.
Der Bittgang der Blankenburger.

Im dreißigjährigen Kriege kam einmal ein kaiserlicher Quartiermeister mit 20 Reitern von Halberstadt nach Blankenburg, um Lieferungen anzusagen. Als er vom Pferde stieg, erkundigte er sich nach der Stadtobrigkeit. Man wies ihn an den Gemeindevorsteher Andreä, der gerade vorüber in die Badegasse ging. Da hielt er diesen an und befahl ihm mit harten Worten die

sofortige Herbeischaffung einer großen Menge von Lebensmitteln für die Soldaten und von Fourage für die Pferde. Als der Vorsteher ihm nun erwiderte, daß diese Lieferung so rasch nicht beschafft werden könnte, legte der jähzornige Kriegsmann Hand an den Ratsherrn. Dieser aber, ein großer, starker Mann, widersetzte sich und erschlug den Quartiermeister.

Kaum waren die Reiter mit dieser Botschaft nach Halberstadt gekommen, so machte sich schon der General von Bode mit einer starken Heeresabteilung auf den Marsch, um Blankenburg mit Feuer und Schwert zu verderben. Da war hier viel Klagens und Jammerns, und niemand, als der Superintendent Herwig, wußte Rat. Vom Hofrat Fink begleitet, ging er mit allen Geistlichen der Stadt und der ganzen Schule unter Absingung des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott!" in Prozession dem Feinde entgegen, und als er diesen am Platenberge traf, fiel er dem General zu Füßen und bat um Verschonung der Stadt. Da sprach dieser gerührt: „Ehrwürdiger Greis, kniee nicht vor mir, der auch ich nur ein schwacher Mensch bin! Wie heißt du?" Der Superintendent nannte seinen Namen, und nun erkannte ihn der General von Bode als seinen früheren Jugendlehrer. Da verzieh er um seinetwillen der Stadt und befahl den Soldaten bei schwerer Strafe, keinen Bürger zu beunruhigen, und alles bar zu bezahlen. Auf Veranstaltung des Hofrats und des Superintendenten wurde aber der General mit allen seinen Offizieren auf dem Schlosse aufs beste bewirtet. Als er hier erfuhr, daß trotz seines Verbotes ein Soldat einem Bürger in der Bräuerschen Straße ein paar Würste genommen hatte, befahl er, ihn aufzuhängen, und schenkte ihm erst auf Fürbitte des Bestohlenen das Leben.

196.

Der Abzug der Blankenburger Zwerge.

In der Gegend von Blankenburg bis Quedlinburg wohnten einst viele Zwerge. Da bemerkte einmal ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brote fehlten, und trotz aller Aufmerksamkeit vermochte er den Dieb nicht zu entdecken. Da der Brotdiebstahl aber unausgesetzt seinen Fortgang nahm, so ging er allmählich der Verarmung entgegen. Endlich nach Jahren kam er auf den Verdacht, daß die Zwerge Ursache an seinem Unglück sein könnten; und als er wieder einmal das Brot aus dem Ofen gezogen hatte, schlug er so lange mit einem Geflecht von schwanken Reisern um sich, bis er einigen Zwergen die Nebelkappen abgeschlagen hatte, so daß sie sich nicht mehr verbergen konnten.

Daraufhin versuchten auch andre dasselbe Mittel, und überall ertappte man Zwerge auf Diebereien. Da beschloß man, sich des ganzen Volkes zu entledigen und dieses zur Auswanderung zu zwingen.

Um die Bestohlenen etwas zu entschädigen und um zugleich die Zahl der Zwerge abschätzen zu können, wurde die Einrichtung getroffen, daß alle Zwerge ihren Weg über den sog. Kirchberg bei Thale nehmen und in ein dort aufgestelltes Gefäß je ein Stück Geld werfen mußten. Wie groß das Volk war, viel größer als man gedacht hatte, sah man nun nach ihrem Abzuge: das große Faß, das man aufgestellt hatte, war bis oben hin mit alten Münzen angefüllt.

Das Zwergvolk nahm von Thale ab seinen Weg über Warnstedt und zog immer weiter nach Osten. Seitdem ließ sich nur noch selten einmal ein einzelner Zwerg sehen.

197.

Die Blankenburger Wasserstollen.

Oberhalb der Stadt Blankenburg lagen einst zwei gräfliche Mühlen, die Obermühle im Blessengehäge, die Untermühle da, wo der kleine und der große Schöt aneinander grenzen. Die Pächter derselben waren Brüder, doch standen sie nicht im besten Einvernehmen. Denn der jüngere von ihnen, der auf der Untermühle, also der Stadt näher, wohnte, hatte oft Mahlgäste, wenn der ältere seine Mühle still stehen lassen mußte, und darüber regte sich in diesem immer bitterer der Brotneid.

Um nun seinem Bruder das Geschäft zu verderben, fing er an, das Wasser im Teiche bei der Obermühle derart aufzustauen, daß das nur schwach hinabrinnende Wasser die Räder der Untermühle nicht zu treiben vermochten. Da ging eines Tages der Untermüller mit einer Hacke am Wasserlaufe hinauf, um diesen stärker zu machen. Aber sein Bruder, der ihn hatte kommen sehen, eilte herzu und gebot ihm Einhalt. Bald kam es von Worten zu Thätlichkeiten, und der jüngere Bruder schlug dabei den älteren derart an den Kopf, daß er tot zur Erde fiel.

Im Gefängnisse traf der bedauernswerte Totschläger einen Bergmann, der gleich ihm ein Todesurteil zu erwarten hatte. Beide hätten gern noch gelebt und sannen miteinander auf Rettungsmittel. Endlich glaubten sie eins gefunden zu haben. Blankenburg war damals völlig ungenügend mit Wasser versorgt, und auch die Anlage eines Stollens im Tiergarten hatte dem Mangel nicht abgeholfen. Jene beiden, der Müller und der Bergmann, hatten nun ergrübelt, worin die Fehler dieser Leitung lagen, und sie machten sich anheischig, die Stadt auf immer vom Wassermangel zu befreien, wenn man ihnen das Leben schenken würde.

Das Gericht ging darauf ein, und jene beiden hielten wirklich, was sie versprachen: sie trieben einen neuen Stollen am rechten Orte im Tiergarten, und die Stadt hatte schönes Wasser die Fülle.



198.

Woher der Regenstein seinen Namen hat.

In der Nähe von Blankenburg liegt die Ruine der Felsenburg Regenstein, nach der sich jenes mächtige Grafengeschlecht nannte, das auch in Blankenburg und Heimburg residierte. Ihr Name ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Sandsteinfelsen, welche sie tragen, eine lange Reihe bilden. Die Sage giebt darüber aber andre Auskunft.

Der König Melverich von Thüringen zog mit Heeresmacht über den Harz, um die Sachsen wieder aus dem Teile der Harzlande zu vertreiben, in dem jetzt Regenstein und Wernigerode liegen. Aber die Sachsen kamen ihm bereits gerüstet entgegen, und es kam bei Beckenstedt zu einer blutigen Schlacht. Fünftausend Sachsen wurden erschlagen, da floh der Thüringer König mit dem Rest seines Heeres.

Nach diesem Streite berieten die Sachsen, wie die Gegenden vor dem Harze, die noch wüst lagen, zu besiegen seien, und sie schenkten einem streitbaren Manne, namens Hatebold, der edlen Herkommens war und in dem Dorfe Beckenstedt wohnte, eine Gegend vor dem Harze nach eigener Wahl. Da ritt

er vor dem Gebirge her und fand einen großen Steinberg und sprach: Dieser Stein ist geregnet; auf dem will ich wohnen. Und er baute eine Burg auf den Stein und ward Graf von Regenstein genannt.



199.

Das Ende der älteren Grafenlinie von Regenstein.

Das Haupt gestützt, seufzend und düstern Blicks saß einst Graf Friedrich von Reinstein in seinem Gemach. Wohl war er reich gesegnet mit Ehre und Gütern, aber er besaß keinen Sohn, dem er einst seinen Besitz vererben konnte; darum ward er seines Glückes nimmer froh, und so kummervoll, wie heute, hatte er schon oft einsam in seiner Halle gesessen.

Da trat seine Gemahlin herein. Sie erriet sogleich den Grund seines Kummers und suchte ihn zu trösten. Als aber alle ihre Mühe erfolglos war, meinte sie zuletzt: „Da laß uns doch einmal den Burggeist befragen!" Dieser wohnte im tiefen Brunnen der Burg und nahm an allem Glück und Unglück ihrer Bewohner Anteil. Bei Lebzeiten sollte er selbst ein Ritter gewesen und bei seinem Tode zur Strafe dafür, daß er dem Humpen allzu sehr zugesprochen, bis zum Erlöschen des Geschlechts in den Brunnen gebannt sein.

Friedrich erschrak zuerst ob der Worte seiner Gemahlin, denn wenngleich er ein Held war im wildesten Streite, so hatte er doch vor Geistern eine unsägliche Furcht. Nach langem Kampfe mit sich selbst gab er indes endlich seine Zustimmung, und um die Mitternacht vor einem Heiligentage ward der Burggeist herbefohlen.

Er erschien auch, und ehe man noch eine Frage an ihn richten konnte, rief er dem Grafen zu:

„Dein Herzenswunsch ist mir bekannt;
Und strahlt der neunte Mond ins Land,
Wird dir ein Knäblein zugesandt."

Und seine Vorhersagung erfüllte sich zu unendlicher Freude des Grafen. Ja, im folgenden Jahre erhielt der kleine Konrad noch einen Bruder. Da erschien der Burggeist ungerufen und verkündete dem Grafen Friedrich: „Nun ist meine Erlösung nahe, denn in diesem Knaben, der meinen Namen tragen wird, geht euer Stamm zu Ende."

Das Knäblein erhielt in der Taufe den Namen Helmold; und so hatte auch jener Ritter geheißen. Doch war das den Eltern nicht bekannt.

Je mehr sich die beiden Kinder zu Jünglingen entwickelten, um so unähnlicher wurden sie einander. Konrad war wegen seiner Herzensgüte allgemein beliebt. Helmold übertraf ihn an äußerlichen Vorzügen, war aber ein roher, wilder Geselle, der sich am liebsten mit liederlichen Knappen und in den dichtesten Harzwäldern umhertrieb. Und als er einmal nach seiner Meinung mit Unrecht gestraft war, verließ er die väterliche Burg und sammelte in einer Felsenhöhle im Gebirge eine Schar gleichgesinnter Genossen um sich, mit denen er raubend und plündernd die ganze Umgegend unsicher machte.

Nach dem Tode des Grafen Friedrich forderte Helmold sein Erbe. „Nun, so mag's der Räuber sich holen"! erwiderte Konrad. Wütend stürmte Helmold auf die Burg; doch versöhnten sich die Brüder, und jener erhielt samt seiner Schar Wohnung auf dem Regenstein. Doch diese Nähe gereichte dem gutmütigen, aber willensschwachen Konrad zum Verderben. Er ließ sich von

seinem Bruder bereden, dessen Raubzüge mitzumachen, und bald stürmten sie stets gemeinschaftlich in die Ebene hinunter, um zu sengen, zu rauben und zu plündern.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht: Der Herzog von Braunschweig hörte bald davon, wie arg es die Regensteiner, seine Lehnsmannen, trieben, zog vor den zum Raubneste gewordenen Regenstein, eroberte ihn und verjagte die Brüder.

So ging das Wort des Burggeistes in Erfüllung.



200.

Graf Heinrich V. von Regenstein tötet die Tempelherren.

Graf Heinrich V., der von 1267—1312 regierte, hatte vier Söhne; und dennoch erlosch seine männliche Nachkommenschaft und damit die Linie Regenstein im engeren Sinne schon im Jahre 1365. Die Sage berichtet, daß Glück und Stern infolge einer schweren Blutschuld von seinem Hause gewichen sei.

Papst Clemens V. hatte auf der Kirchenversammlung zu Vienne in Südfrankreich ein hartes Urteil über den Templerorden gesprochen: alle Tempelritter, welche ihre Satzungen nicht abschwören würden, sollten den Flammen übergeben, sämtliche Güter des Ordens eingezogen werden. Im Jahre 1311 gab er nun auch jenem Grafen Heinrich den Auftrag, die Tempelherren in seinem Gebiete auszurotten.

Da lud Heinrich zwölf dieser Ritter auf sein Schloß zu Schlanstedt, wo er gewöhnlich residierte. Ihm zur Seite saß seine Tochter Mechtild; auf der andern Seite standen Bruno von Gustedt, Johann Schenk, Ludolf genannt der Reiche, Jordan von Steindorp, Johann und Ludolf von Jerksem, Albert und Rudolf Spiegel, Adrian von Aderstede, Heinrich von Schauen, Heinrich von Zilly, Johann von Herfesen, Friedrich von Schlanstedt und des Grafen vier Söhne Heinrich, Ulrich, Siegfried, Gerhard. Als die Tempelritter, nichts Böses ahnend, eintraten, zog als der erste Bruno von Gustedt das Schwert, die andern folgten seinem Beispiele, warfen sich auf die überraschten Templer, und binnen kurzem lagen alle zwölf tot am Boden.

Das Zimmer, in dem diese That geschah, heißt noch heute die rote Tempelherrenstube.



201.

Der Tod des Grafen Albrecht II. von Regenstein-Heimburg.

Um sich an Halberstadt, das sich mit Quedlinburg gegen ihn verbündet hatte, zu rächen, überfiel Graf Albrecht am heiligen Weihnachtsfeste 1347, während die Bürger in der Christmette waren, die Stadt und erstürmte sie.

Diese Schmach konnte der Bischof von Halberstadt, der gleichfalls Albrecht II. heißt, nicht vergessen. Er hatte einen Kriegshauptmann (Rudolf von Dorstadt), einen kühnen und tapfern Kriegsmann, der dem Grafen oft viel Schaden gethan hatte. Dem hatte dieser zugeschworen, er wollte ihn an den nächsten Baum hängen, sobald er ihn träfe. Darauf hatte der Hauptmann erwidert: „Wie, Graf, wenn es dir widerführe?“

Inzwischen war ein Jahr hingelaufen. Da stießen die beiden gleich stark im Felde aufeinander, und der Graf ward überwunden. Als ihn nun

der Hauptmann an einen Baum hängen wollte und keinen fand, stieß er seinen Spieß in die Erde, durchstach den Sterbenden mit dem Schwerte und befestigte ihn mit diesem an dem Spieße, als wäre er aufgehängt.

„So mußte der Graf selbst leiden, was er seinem Feinde zu thun zuvor trotzig hatte entbieten lassen."

202.

Aus dem Regensteiner Burgverließ.



Im Burgverließ der Burg Regenstein, das man nicht ohne Schaudern ansehen kann, saß einstmals ein edles Fräulein als Gefangene. Längst hatte sie alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben, denn ihren Angehörigen war nicht bekannt, wohin sie geschleppt worden war. Dennoch murrte sie nicht gegen Gott und vertraute, daß er nur Gutes mit ihr im Sinne habe. Und solches Vertrauen läßt nicht zu Schanden werden.

Einst hörte sie in ihrem finstern Kerker, wie draußen der Sturm tobte und der Hagel gegen die Felswände prasselte. Daraus schloß sie, daß diese nicht sehr dick sein könnten, und ein Hoffnungsstrahl fiel plötzlich in ihre Seele. Sie besaß kein Werkzeug irgend welcher Art, nichts als ein kleines Silberstückchen, das man ihr als ungefährlich gelassen hatte. Mit dem machte sie sich ans Werk und schabte emsig Tag für Tag am Gestein, bis sie eine Öffnung hergestellt hatte, durch die sie sich hindurchzwängen konnte. Wie durch ein Wunder gelangte sie glücklich an den Fuß des Regensteins und von da zu ihren Verwandten.

Diese rüsteten sofort und zogen vor den Regenstein. Doch war dem Felsenneste mit Gewalt nicht beizukommen. Deshalb versuchten sie es mit List. Der Graf aß gern weißen, weichen Käse und ließ ihn sich von Bauerfrauen öfters bringen. Am nächsten Morgen in aller Frühe erschien nun wieder eine

ganze Schar solcher, mit Käse und andern Nahrungsmitteln beladen, und begehrten Einlaß. Unter der Verkleidung steckten aber bewaffnete Männer. Kaum durch das Thor gelassen, metzelten sie die Wache nieder und hatten die ganze Burg im Besitz, ehe jemand der Burgleute an Widerstand denken konnte.

Nur den Grafen vermochten sie nicht zu finden. Den hatten die Mägde eiligst in Betten genäht und in einem Loche nach der Quedlinburger Straße zu hinuntergleiten lassen. (Wenn man dieses Loch ansieht, muß man sich nur wundern, daß der Graf darin mit seinem Bette nicht unterwegs stecken blieb.) Unten angekommen, durchschnitt er die schützende Hülle mit einem Messer, das er zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, und rettete sich zu Fuß.



203.

Wie Schloß Heimburg an die Regensteiner kam.

Um das Jahr 1250 herrschte große Zwietracht zwischen dem Grafen von Regenstein und dem Ritter Anno von Heimburg, dessen Burg von dem Hügel da drüben herüberblickte. Aber zwei teilten diese Zwietracht nicht, Bia von Heimburg, Annos Schwester, und Heinrich von Regenstein; die waren einander von Herzen zugethan, wie sehr auch ihre Geschlechter sich haßten. Darob ergrimmte der Heimburger immer mehr, und als ihm einst auf einem Ritte einer der Regensteiner begegnete, erschlug er ihn.

Da vereinigten sich alle Grafen von Regenstein, zogen vor die Heimburg und erstürmten sie und verjagten den Ritter. Bia aber reichte dem Grafen Heinrich die Hand und brachte ihm die Herrschaft ihres entflohenen Bruders zu. Als aber bald darauf Heinrichs Vater starb, überließ er Heimburg seinem Bruder Ulrich, der somit zum Begründer der Linie Regenstein-Heimburg wurde.



204.

Volkmar und Liutburg.

Wenn wir vom Kloster Michaelstein eine Stunde lang, dem Klosterwasser oder Rippenbach folgend, aufwärts wandern, so gelangen wir an den Volkmarsbrunnen, den Quell dieses Baches. Hier zeigen uns unbedeutende Trümmer und die erst vor einem Jahrzehnt (seit 1883) bloßgelegten Grundmauern die Stätte des Klosters Alt-Michaelstein. Unter dem ehemaligen Wohnhause liegt der „Volkmarskeller“, eine Felshöhle, welche aus zwei von Menschenhand hergestellten Gewölben besteht, die rechtwinklig mit einander verbunden sind und Eingänge im Osten und Süden haben.

In diesem Keller wohnte im 10. Jahrhundert der fromme Einsiedler Volkmar, und Gleichgesinnte, die Volkmarsbrüder, die gleich ihm in Entsagung und Abgeschiedenheit sich durch Fasten und strenge Bußübung den Himmel verdienen wollten, schlossen sich ihm an. — Unmittelbar neben diesem Keller hatte aber schon einmal hundert Jahr früher die fromme Klausnerin Liutburg in einer Zelle, die ihr der Graf Bernhard, dem sie mütterliche Freundin war, erbaute, drei Jahrzehnte bis zu ihrem Tode, der am 22. Dezember eines nicht genannten Jahres um 870 erfolgte, gewohnt.

Die Sage bringt nun beide, Liutburg und Volkmar, miteinander in Verbindung.

Volkmar, so erzählt sie, war ein tapferer Ritter, und Liutburg, seine Verlobte, die schönste und tugendsamste aller Edelfräulein am Harze. Mit Sorge und banger Ahnung sah sie ihn scheiden, als er, dem Rufe seines Kaisers folgend, mit andern Rittern auszog zum Kampfe gegen die heidnischen Slaven, die von Osten her immer von neuem in die deutschen Lande einbrachen. Wenn sie auch in Gebet und Fürbitte für ihn gar oft Mut und Trost fand, so konnte sie sich doch der Befürchtungen und Sorgen um ihren Verlobten niemals ganz entschlagen.

Endlich kehrten nach langer Abwesenheit die Ritter aus dem Heidenlande, mit Siegesruhm bedeckt, in die Heimat zurück. Aber ach! Volkmar war nicht unter ihnen. Er war, wie seine Freunde berichteten, schon vor längerer Zeit in einer blutigen Schlacht tapfer kämpfend gefallen. Da ward Liutburg von unendlichem Weh erfaßt. Sie floh mit ihrem Schmerze die Gesellschaft der Menschen und suchte Trost in der Waldeinsamkeit. Auf einer dieser Streifereien entdeckte sie zufällig jene Höhle und beschloß, in ihr von jetzt an ihren Wohnsitz zu nehmen und, auf alle Genüsse und Bequemlichkeiten des väterlichen Schlosses verzichtend, hier in der Stille den Rest ihrer Tage zu beschließen.

Aber es erging ihr, wie einer Pflanze, welcher der Sonnenschein fehlt. Ihre jugendfrischen Wangen erbleichten, und ihr Leben welkte rasch dahin; und eines Morgens lag sie starr, aber in überirdischer Schönheit auf dem selbst bereiteten Mooslager in ihrer Zelle. —

Ritter Volkmar war indes nicht gestorben. Wohl war er schwerverwundet ohne Besinnung vom Rosse gesunken und erwachte erst, als seine Waffenbrüder längst weitergezogen waren, aber das Leben hatten die Slaven, die ihn fanden, ihm nicht genommen, sondern ihn zu schwerem Sklavendienste in ihre Wälder geschleppt. Wie sehnte er sich dort nach seiner Heimat und nach seiner Verlobten zurück! Endlich nach langen Jahren gelang es ihm, zu entfliehen. Glücklich erreichte er den Harz und eilte an seiner eignen Burg vorüber dem Schlosse zu, wo Liutburg zu wohnen pflegte. Und als er hier hörte, daß sie ihm ihre Treue bewahrt hatte und um ihn trauerte in einsamer Zelle, da ließ er sich nicht halten, sondern machte sich sofort glücklichen Herzens auf den Weg zu ihr.

Jetzt sah er den Felsen von ferne, der ihm als ihre Wohnung beschrieben war. Doch vergebens schaute er nach ihr aus. Mit hellem Jauchzen rief er ihren Namen, aber nur das Echo antwortete. Da trat er suchend in die Zelle ein; und das so freudig erregte Blut trat zurück zum Herzen und drohte es zu sprengen. Da lag sie vor ihm im grünen Waldmoose, wie von Himmelsfrieden übergossen, mit gebrochenem Auge und todesbleichen Lippen. —

Er entsagte der Welt für immer und schlug seine Wohnung auf, wo seine treue Liutburg der Erinnerung an ihn gelebt hatte. Und der Name Volkmar wurde bald von allen Trostbedürftigen mit Dank genannt, und der „Volkmarskeller" ward die Zuflucht aller Leidenden.

205.
Die Zwerglöcher bei Elbingerode.

Wie an vielen Orten des Harzes, so findet man auch zwischen Elbingerode und Rübeland Zwerglöcher, d. i. Höhlen, in denen vor alten Zeiten Zwerge gewohnt haben sollen.

Mit den Einwohnern von Elbingerode lebten diese Zwerge in guter Freundschaft. Wenn eine Hochzeit gefeiert werden sollte, so gingen die Eltern oder Verwandten der Verlobten vor eins der Zwerglöcher und erbaten sich dort nach Bedarf von dem Zwergvölkchen messingene und kupferne Kessel, eherne Töpfe, zinnerne Schüsseln und Teller, auch andres Tisch- und Küchengeschirr. Traten sie dann einen Augenblick zur Seite, so fanden sie bei ihrer Rückkehr alles Gewünschte vor dem Zwergloche aufgestellt. War die Hochzeit vorüber, so brachte man das geliehene Geschirr wieder vor die Höhle und setzte als Dank etwas Speise daneben.

206.
Der Sargberg.

Der Hoppelberg bei Halberstadt hat die Form eines riesenhaften Grabhügels und heißt deshalb auch der Sargberg.

Zur Zeit, als es noch Hünenvölker gab, rückte einst ein solches heran, um die Bewohner der westlichen Harzvorlande zu vertreiben und sich selbst hier niederzulassen. Da erhoben sich die bedrohten Harzer wie ein Mann und zogen bewaffnet dem Feinde entgegen. Und als die frechen Riesen, die gewohnt waren, daß ihr Name allein schon alles in die Flucht jagte, das ihnen an Zahl weit überlegene und wohlgeordnete Heer der Harzvölker erblickten, entsank ihnen der Mut, und sie machten unschlüssig Halt.

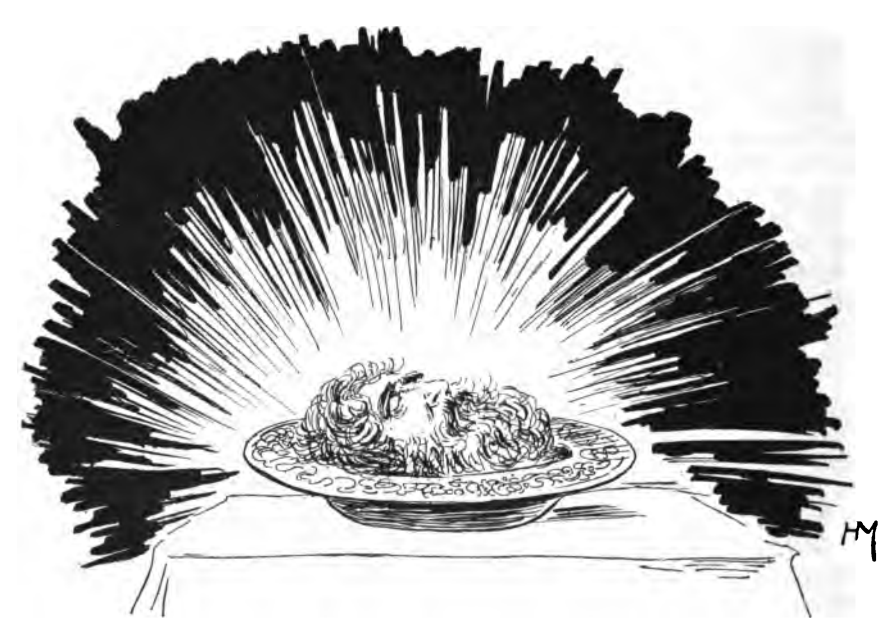
Da ergrimmte der Hünenkönig, schwang seine Keule und schrie: „Ihr fürchtet diese Zwerge? Nun, dann will ich sie allein besiegen. Wer mir zu Hilfe eilt, der ist des Todes!“ Damit schleuderte er seinen Wurfspieß in den dichtesten Haufen der Feinde, traf mit seinen Pfeilen die Führer derselben und drang dann wütend mit seinem Schwerte vor. Schilde und Panzer zerbrachen unter seinen Hieben, und Köpfe und Arme flogen umher wie abgemäht. Vergeblich versuchten die Harzer, ihm zu widerstehen, wirkungslos glitten ihre Waffen von dem dicken Panzer des Riesenkönigs ab, sie hielten ihn für unverwundbar und zogen sich aus dem unheilvollen Kampfe zurück.

Da stürzten die Seinen jauchzend herbei und priesen seine Tapferkeit. Aber bleichen Antlitzes lehnte sich der Sieger an seinen Speer und gebot, ihm Helm und Harnisch zu lüften. Und als man sie ihm abnahm, stürzte darunter das Blut in Strömen hervor, und er sank entseelt zu Boden.

Trauernd umstanden die Hünen die Leiche ihres Königs und bejammerten laut sein Ende. Da ermannte sich einer der Stammesältesten und sprach: „Siegend zu sterben, ist das schönste Los. Drum höret auf zu klagen und denket nur daran, wie wir den Toten ehren können. Laßt uns ihm am Orte seines Sieges ein Grab errichten, das seinen Ruhm verkündigt für alle Zeiten!“ Sie verbrannten die Leiche auf einem Scheiterhaufen, sammelten die Asche in eine Urne, stellten diese auf den Schild und bedeckten sie mit dem Brustharnisch, fügten ein jeder ein Andenken, der eine sein Schwert, der andre seine Streitaxt, ein dritter seine Armspangen, hinzu, und trugen nun Erde, Steine und Felsen herbei, bis der Grabhügel zum „Sargberg“ anwuchs.

207.

Das blutende Johannishaupt.



Vor dem Johannisthore von Halberstadt lag einst ein berühmtes, dem heil. Johannes geweihtes Kloster. Im Kriege zerstört, ward es 1293 vom Bischof Volrad schöner, als es zuerst gewesen war, wieder aufgebaut. Doch hatte es später, da es außerhalb der schützenden Stadtmauer lag, noch oft unter Krieg und Fehde zu leiden.

Zur Zeit, als ihm Probst Rudolf, ein überaus gelehrter Mann, vorstand, wurde das Chor der Klosterkirche mit einer neuen Wölbung versehen. In die Mitte derselben wurde als Schlußstein das von der geschickten Hand des Steinmetzen angefertigte Haupt Johannis des Täufers eingefügt und in eine zu diesem Zwecke eingemeißelte Öffnung dieses Steins eine kostbare Reliquie von Johannes, dem Schutzpatron des Klosters, gelegt. Das Haupt war ein wahres Meisterwerk, und den zu ihm beim Beten Aufschauenden erschien es fast als lebend. Am nächsten Johannistage fand man gar drei frische Blutstropfen unter dem Johannishaupte; man bedeckte sie mit einem heiligen Gefäße und zeigte sie nur Gläubigen. Und da erwiesen sich denn die Tropfen als wunderthätig; sie machten jeden Kranken an Leib und Seele gesund. Von da an fing man die drei Blutstropfen, die an jedem Johannistage herniederfielen, in einem goldenen Kelche auf, und zahllos wurden bald die Scharen derjenigen, die von fern und nah herzuströmten, um durch seinen Inhalt zu genesen.

Diesen Wundern und der Erneuerung der Blutstropfen machte erst die Reformation ein Ende: die Mönche des Johannisklosters gehörten zu den ersten und eifrigsten Anhängern Doktor Luthers.

Im Jahre 1587 wurden die Klostergebäude durch eine Feuersbrunst völlig zerstört. Als man später das Johannisthor einer Reparatur unterzog, nahm man die Steine von der benachbarten Klosterruine. Da fand der Bau-

meister auch jenes fast vergessene Johannishaupt wieder und ließ es in das Thorgewölbe einmauern. Und da begann es von neuem zu bluten, und die am Johannistage herunterrieselnden drei Tropfen haben im Laufe der Jahrhunderte den Stein, auf den sie fallen, tief ausgehöhlt.



208.

Die Laternen an den Domtürmen zu Halberstadt.

Es ist schon manches Jahrhundert her, da ritt eines Abends ein Halberstädter Domherr, der in Amtsangelegenheiten in Zilly zu thun gehabt hatte, von dort nach Halberstadt zurück. Es war eine rabenschwarze Nacht, und der Sturm tobte fürchterlich. Kaum war er über Ströbeck hinaus, so merkte er, daß er vom Wege abgekommen war. Er stieg vom Pferde, um ihn wieder zu suchen, aber all sein Bemühen war fruchtlos. Da stieg er wieder auf und versuchte nach Ströbeck zurückzukommen, aber kein Lichtschein, kein Hundegebell und kein Hahnenschrei zeigte ihm den Weg. Völlig ratlos hielt er im freien Felde.

Da wandte er sich in einem inbrünstigen Gebete zu dem, dessen Hilfe stets am nächsten ist, wenn die Not am größten ist. Und siehe! plötzlich gewahrte er in der Ferne ein Licht und hörte im Dome acht Uhr läuten. Es war des Küsters Laterne, die ihm wie ein von Gott gesandter Stern erschien. Nun wandte er sein Roß und eilte, Gefahr und Finsternis vergessend, dem Lichte zu und erreichte glücklich die Stadt.

Als der Domherr nun in trockener Kleidung und wohlgeborgen in seinem Lehnstuhl saß, beschloß er, dem Herrn für seine glückliche Rettung aus so großer Lebensgefahr durch eine Stiftung zu danken: er wollte an den Domtürmen zwei Laternen anbringen lassen, die jedem verirrten Wanderer zum Leitstern an finstern und stürmischen Abenden dienen könnten.

Wie lange seiner Bestimmung gemäß die Leuchttürmchen gebrannt haben, ist nicht bekannt; eine Baurechnung meldet nur, daß sie im Jahre 1553 neu verglast und angestrichen sind. Das Gerippe der Laternentürmchen ist von starkem Schmiedeeisen, hat etwa 60 cm im Durchmesser und bis zum Dache 125 cm Höhe. Das etwa 95 cm hohe Dach ist von starkem Eisenblech und mit einem kupfernen Knauf versehen. Das mit Glasscheiben ausgesetzte Unterteil bildet ein Achteck. Der große eiserne Stachel in der Mitte beweist, daß früher starke Wachslichte darin gebrannt haben.



209.

Der Lügenstein.

Als der Bischof Hildegrim vor eintausend Jahren den Dom in Halberstadt erbauen ließ, schaute der Vater der Lügen der Grundsteinlegung desselben mit großem Vergnügen zu, denn er war der Meinung, man wolle ein großes Weinhaus bauen, und solchen ist er hold. Um den Bau zu fördern, schleppte er unausgesetzt geeignete Steine und Felsen herbei, und die Arbeit ging auf diese Weise rasch von statten.

Daß es eine Kirche werden sollte, bemerkte der dumme Teufel erst, als das Haus beinahe fertig war. Nun aber kannte seine Wut keine Grenzen. Er eilte in den Harz und suchte den schwersten Felsblock aus, den er tragen konnte; mit dem wollte er die Kirche und die Gerüste samt den Steinmetzen zertrümmern. Schon schwebte er hoch in der Luft gerade darüber und wollte ihn fallen lassen. Da versprachen ihm die erschrockenen Arbeiter, ihm neben der Kirche ein Weinhaus zu erbauen, wenn er von seinem Vorhaben abstände. Und er ließ sich wirklich dadurch beschwichtigen und warf den Stein, in dem sein glühender Daumen sich tief eingedrückt hatte, mitten auf den Domplatz.

Das Weinhaus, das man nachher erbaute, bekam den Namen Domkeller.



210.
Das Hünenblut bei Egeln.

Daß das rote Wasser, welches sich in einer Vertiefung nicht weit von Egeln, auf dem Wege nach dem Dorfe Westeregeln, unweit des Hakels, findet, Hünenblut sein muß, ist gewiß. Nur weiß man nicht bestimmt, wie es dahin gekommen ist.

Die einen erzählen: Einst kam ein Hüne, von einem zweiten verfolgt, über die Elbe gesprungen und floh dem Harze zu. Da hatte er des hohen Turmes der alten Burg zu Egeln nicht acht, stieß mit dem Fuße an die Spitze desselben und geriet ins Straucheln, so daß er einige Tausend Schritte weiter zu Falle kam. Beim Niederstürzen schlug er mit der Nase so heftig auf einen großen Feldstein bei Westeregeln auf, daß das Nasenbein zersplitterte und eine große Blutlache sich bildete, deren Überbleibsel jenes Hünenblut bei Egeln ist.

Die andern erzählen: Vor Hunderten von Jahren wohnte in der Gegend von Westeregeln ein Hüne, der sich oft das Vergnügen machte, über das Dorf wegzuspazieren. Als er dies wieder einmal that, ritzte er sich die große Zehe an der Turmspitze blutig, und das hervorquellende Blut spritzte in einem tausendfüßigen Bogen bis in die noch vorhandene Lache, in der es niemals ganz versiegt.

211.
Die Dumburg.

Von der Dumburg auf der östlichen Spitze des Hakels im Halberstädtischen erzählt man mancherlei Sagen. Ihre Besitzer trieben es einst so arg mit Überfall und Beraubung der Kaufleute, welche die alte Straße von Leipzig nach Braunschweig zogen, daß sich die benachbarten Fürsten miteinander gegen sie verbanden, die Burg eroberten und zerstörten. Die geraubten Schätze liegen hoch aufgetürmt in den verschütteten Kellergewölben.

Einst war ein Bauer in der Nähe der Dumburg mit Holzfällen beschäftigt. Da sah er einen Mönch durch den Forst daher kommen, und er verbarg sich hinter einer dicken Buche, um zu sehen, was jenen hierherführe. Der Mönch schritt auf die Klippen zu, auf denen die Burg erbaut ist, blieb vor einer kleinen Pforte stehen und rief: „Thürlein, öffne dich!" Da sprang

die Pforte auf und schloß sich wieder hinter dem eintretenden Mönch, als er ihr befahl: „Thürlein, schließe dich!“

Der Holzhauer bezeichnete die Stelle durch Steine und Zweige und mußte Tag und Nacht an die Schätze denken, die dort zu holen sein würden. Am nächsten Sonnabend fastete er und machte sich am Sonntag mit Sonnenaufgang, den Rosenkranz in der Hand, auf nach den Klippen. Nachdem er an der Pforte, die er nach seinen Zeichen ohne Mühe wieder fand, eine Zeitlang gelauscht hatte, faßte er sich ein Herz, klopfte leise an und flüsterte: „Thürlein, öffne dich!“ Da lag vor ihm ein langer, schmaler Gang, und als er ihn vorsichtig durchtappt hatte, kam er in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. Darin standen große offene Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und feinen Harzgulden und schweren Goldstücken; und silberne Tische in den Ecken der Felshöhle trugen Kästchen voll Juwelen und Perlen und kostbare Monstranzen und Heiligenbilder.

Lange scheute sich der Holzhauer, etwas von diesen Schätzen zu nehmen. Aber er dachte an seine Frau und seine acht Kinder, denen er das Brot nur kärglich zuteilen konnte, und da streckte er seine Hand aus und nahm aus dem nächsten Sacke einige Gulden. Zitternd hielt er den Atem an, aber alles blieb still wie zuvor. Da nahm er aus einem andern Sacke auch einige Thaler und aus einem dritten mehrere Hände voll kleiner goldener Hohlmünzen, und wandte sich der Pforte zu. „Komm wieder!“ rief ihm da eine Stimme aus dem Innern des Gewölbes nach.

Zu Hause sagte er nichts von den gefundenen Schätzen, ging zur Kirche wie an andern Sonntagen und that dort heimlich ein Zehntel der Münzen in den Opferstock für die Armen und ebensoviel in den für die Kirche bestimmten. Am folgenden Tage ging er zur Stadt und kaufte für seine Frau und seine Kinder einige Kleidungsstücke, deren sie dringend bedurften. Als sich der Kaufmann über die alten Thaler und Gulden wunderte, mit denen er bezahlte, gab er vor, sie beim Holzfällen unter den Wurzeln einer alten Buche gefunden zu haben.

Zuversichtlicher und dreister als das erstemal stattete er auch am nächsten Sonntage der Schatzkammer einen Besuch ab. Er füllte diesmal seine Taschen besser und kam auch, da die Stimme ihn wieder einlud: „Komm wieder!“ acht Tage darauf zum drittenmale.

Nun hielt er sich für einen reichen Mann. Gewissenhaft opferte er für die Kirche und die Armen wieder zwei Zehntel. Das übrige wollte er im Keller seines Hauses vergraben und je nach Bedürfnis dann einige Münzen davon hervorholen. Da er mit dem Zählen so großer Summen nicht umzugehen wußte, doch aber gern wissen wollte, wieviel er besaß, so wollte er es messen und lieh sich deshalb von seinem Nachbar eine Metze. Dieser war ein reicher, kinderloser Geizhals, der Kornwucher trieb und Armen gegen hohen Zins auf Pfänder lieh. Die Metze hatte im Boden mehrere Spalten; wenn er nun Korn verkaufte, so rüttelte und schüttelte er sie so lange, bis einige Körner zu seinem Vorteile hindurchfielen.

In den Ritzen versteckten sich nun beim Geldmessen einige der kleinen Hohlmünzen. Der Holzhauer hatte des nicht acht und brachte die Metze seinem Nachbar mit Dank zurück. Kaum aber hatte er seine Arbeit im Walde begonnen, so kam jener ihm eilig nach und fragte, was er denn eigentlich gemessen hätte. „Holzsamen und Hamsterkorn“, antwortete er. Da zeigte ihm der Wucherer die Hohlmünzen, drohte ihm mit Gericht und Folter, gab dann

wieder die schönsten Versprechungen und preßte ihm auf diese Weise das Geheimnis ab.

Die ganze Woche hindurch baute der Wucherer nun die prächtigsten Luftschlösser. Er wollte das ganze Gewölbe ausräumen. Auch in den Nebenräumen, so hoffte er, würden gewiß noch Schätze lagern, andre im Boden vergraben sein. Dann war er ein gemachter Mann, dann konnte er noch mehr Land und ganze Höfe kaufen, nach und nach vielleicht das ganze Dorf an sich bringen. Dann konnte er es den Adligen gleich thun und würde wohl selbst noch ein solcher.

Dem Holzhauer wollte eine derartige Beraubung der Schatzkammer gar nicht gefallen, und er riet dem habsüchtigen Nachbar dringend davon ab. Aber durch Drohungen und Bitten wußte dieser es dahin zu bringen, daß jener ihn einmal zu begleiten einwilligte. Er sollte ihn nur bis an die Pforte begleiten und dort die gefüllten Säcke in Empfang nehmen. Aller Gefahr wollte der Wucherer allein sich aussetzen; auch erklärte er sich auf Bitten des Holzhauers bereit, der Kirche den Zehnten zu geben und alle Armen des Dorfes neu zu kleiden. Im Herzen aber nahm er sich vor, den dummen Holzhauer, wenn er sein nicht mehr bedürfe, in den tiefen Burgbrunnen zu stürzen, den Armen gar nichts und der Kirche nur einige leichte Münzen zu geben.

Am nächsten Sonntage holte der Wucherer seinen Nachbar schon vor Sonnenaufgang ab. Er trug auf seiner Schulter seinen größten Kornsack, in dem noch zwanzig etwas kleinere steckten, und war mit Spaten und Hacke ausgerüstet. Unterwegs warnte ihn der Holzhauer noch einmal vor Habsucht und empfahl ihm, vor dem Betreten des Ganges das Gebet nicht zu vergessen. Aber der Wucherer wies ihn fluchend zur Ruhe.

Nun standen sie vor der Pforte, und jener rief, zitternd vor Gier, sein: „Thürlein, öffne dich!“ Er trat ein und schloß mit dem vom Holzhauer erlernten Spruche die Thür wieder. Hastig überflog sein Auge die aufgespeicherten Schätze, und trunken vor Glück, zerrte er seine Säcke auseinander. Da kam aus der Tiefe der Höhle langsam ein großer schwarzer Hund heran, richtete seine feurig funkelnden Augen auf ihn und legte sich auf jeden Sack, auf jede Tonne, wonach der Wucherer seine Hand ausstreckte, und als dieser trotzdem immer von neuem versuchte, von den Schätzen sich etwas anzueignen, knurrte das Ungeheuer: „Hinweg mit dir, du Geizhals!“

Vor Schreck fiel er zu Boden, und seiner Sinne kaum mächtig, kroch er dem Eingange zu. Aber in seiner Angst schrie er immer: „Thürlein, schließe dich! Thürlein, schließe dich!“ und die Pforte that sich ihm nicht wieder auf.

Lange wartete draußen der Holzhauer auf den ersten Sack. Er trat näher, um zu lauschen; da war es ihm, als hörte er Ächzen und Stöhnen und dumpfes Hundegeheul. Und als er nun der Pforte gebot, sich zu öffnen, da lag der böse Nachbar tot auf seinen Säcken, und alle gefüllten Fässer und Säcke und Kostbarkeiten versanken vor seinen Augen in die Tiefe.



212.

Die Daneilshöhle.

Am nördlichen Abhange des Berges, welcher das Kloster Huysburg trägt, findet sich eine von Menschenhand in den Fels gehauene Höhle von beträchtlichem Umfange, welche aus zwei Abteilungen, einem Wohnraume und einem Pferdestall, besteht.

In dieser Höhle, so erzählt die Sage, wohnte einst ein Räuber namens Daneel oder Daneil. Sein Bruder, der ein Sternseher (nach andrer Nachricht ein Schlosser) war, hatte ihm diesen Schlupfwinkel ausgesucht und eingerichtet. Von hier aus machte Daneel seine Raubzüge bis tief in den Harz hinein. Auch hatte er alle Wege in weitem Umkreise um seine Höhle mit verborgenen Drahtschlingen umgeben, die mit Glöckchen in der Höhle in Verbindung standen. Sobald nun ein Wanderer an solche Schlinge stieß, erklang das Glöckchen, und der Räuber wußte nun, wo er seine Beute zu erwarten hatte.

Einst verirrte sich ein Bauernmädchen beim Haselnußpflücken bis in die Wildnis, welche Daneels Höhle umgab. Unversehens berührte sie hier einen der verräterischen Drähte, und im Nu war der Räuber zur Stelle, packte das Mädchen und schleppte es nach verzweifelter Gegenwehr desselben in seine Höhle. Nun hatte er eine Wirtschafterin, wie er sie schon lange entbehrt hatte. Unter Bedrohung mit dem Tode zwang er sie zu dem Schwur, daß sie ihn niemals böslich verlassen und keinem lebenden Menschen seinen Aufenthalt verraten wollte.

Der Schlupfwinkel des Räubers blieb lange unentdeckt, da er es vermied, in der Nähe desselben zu rauben. Auch gebrauchte er die Vorsicht, bei der Rückkehr von seinen weiten Raubzügen seinem Pferde die Hufeisen verkehrt unterzuschlagen, und in der Nähe seiner Höhle waren die Spuren überhaupt nicht sichtbar, da sie von dichtem Rasen umgeben war.

Sechs Jahre hatte Suse nun schon in der Gesellschaft des schrecklichen Menschen verbracht, da erlaubte er ihr endlich auf wiederholtes Bitten, einmal in die Stadt zu gehen, um sich dort notwendige Kleidungsstücke einzukaufen. Glaubte er ihrer Treue sicher sein zu können, oder hielt er sie für unkenntlich geworden und von den Ihren vergessen, jedenfalls aber ließ er sich von ihr jenen Eid noch einmal mit den stärksten Beteuerungen wiederholen und befahl ihr auch, vor Beginn des lebhaften Marktverkehrs aus der Stadt wieder aufzubrechen.

Suse machte sich schon vor Sonnenaufgang auf den Weg. Wie fühlte sie sich so frei, als sie Gottes weiten Himmel wieder über sich hatte, als sie das Gesicht des Räubers, den sie verabscheute, nicht mehr sah! Mußte sie denn wirklich wieder zu ihm zurückkehren, in den schrecklichen Dienst eines Verbrechers? Nein, ach nein! denn „erzwungener Eid thut Gott leid“. Aber wiederum fuhr es ihr durch den Sinn: „Falsch geschworen, ewig verloren.“ So fand sie keine befriedigende Antwort auf jene Frage, und sehnsüchtig schaute sie nach dem Kloster Huysburg, ob nicht ein Priester herausträte, der ihr raten könnte, der sie von dem Eide lossspräche, ohne daß sie ihr Geheimnis vorher entdecken müßte. Aber im Kloster lag noch alles im tiefsten Schlafe.

Niemand begegnete ihr auf ihrem Wege, und als sie in die Stadt kam, waren die Kleiderläden der Juden nahe am Thor noch nicht geöffnet. Da wollte sie wieder umkehren nach der Stätte ihres Jammers, verirrte sich aber in der Stadt und stand plötzlich vor der Rolandssäule an der Rathausecke. Keine Menschenseele war auf dem Marktplatze, die sie hätte belauschen können; so sank sie denn am Steinbilde nieder und schüttete diesem unter Schluchzen und Thränen ihr bekümmertes Herz aus. Doch den letzten Teil ihrer Beichte hörte zum Glück ein vorübergehender Gerichtsdiener. Der führte sie zu dem Schöffen, und hier erzählte sie, nachdem drei Priester sie ihres Eides entbunden hatten, alles, was sie wußte, und versprach, dem Gerichte bei der

Ergreifung des gefährlichen Räubers behilflich zu sein. Dann eilte sie im Fluge zurück und bestreute den Weg, soweit er durch Gebüsch und über Rasen führte, mit Erbsen, die man ihr zu diesem Zwecke mitgegeben hatte.

Am andern Morgen erschienen die Gerichtsschöffen mit zehn Landsknechten an dem Bergabhange und besetzten rings das Gebüsch. Sie sahen von hier den durch eine starke eiserne Thür verwahrten Eingang zur Höhle. Am Mittag knarrten die Riegel und Schlösser, und Suse trat mit dem Räuber heraus. Sie setzte sich auf einen sonnigen Rasenfleck, und der Räuber warf sich neben ihr nieder und legte ihr seinen Kopf in den Schoß, um nach seiner Gewohnheit sein Mittagsschläfchen zu halten.

Als er eingeschlafen war, gab Suse durch ein leises Pfeifen das verabredete Zeichen, und die Landsknechte sprangen von allen Seiten den Berg hinan. Aber durch das ungewohnte Pfeifen und nun vollends durch das Rauschen des Gebüsches geweckt, sprang der Räuber auf, und da er von allen Seiten Bewaffnete herandringen sah, suchte er Suse mit sich in die Höhle zu reißen. Sie wehrte sich aber aus Leibeskräften; so stürzte er sich, als die Landsknechte ihn fast schon greifen konnten, allein in die Höhle, schlug die Thür zu und verrammelte sie mit Felsstücken und Baumstämmen, die er für diesen Zweck stets bereit gehalten hatte.

Vergebens versuchten die Landsknechte, die Thür mit Hebebäumen zu sprengen. Man mußte zu förmlicher Belagerung schreiten. Die Schöffen sandten einen Boten zur Stadt, damit sie Verstärkung, falls der Räuber den Versuch auszubrechen machen sollte, und Lebensmittel erhielten, denn man wollte jenen aushungern. Als Suse aber mitteilte, daß Daneel stets auf mehrere Wochen mit Nahrung und Wasser versehen wäre, mußte man auf andre Wege, seiner habhaft zu werden, sinnen, und der Räuber belachte drinnen höhnend die verschiedenen Ansichten, die dabei zu Tage traten. Um Mitternacht, so nahm er sich vor, wollte er ausbrechen und zunächst in den Elm und dann tiefer in das Harzgebirge flüchten. Auf die Nachricht aber von der Entdeckung der Räuberhöhle strömte soviel Volks aus der Stadt herzu, daß er diesen Plan aufgeben mußte.

Am andern Morgen waren die Schöffen über die Art des Angriffs im Klaren. Hunderte von Äxten wurden geschwungen, um den ganzen Bergabhang von Bäumen und Gesträuch zu säubern, Maurer und Steinbrecher arbeiteten von oben ein Loch in den Felsen, der das Dach der Höhle bildete, ganze Reihen von Wagen fuhren unaufhörlich Wasser aus allen benachbarten Dörfern; und als noch die große Braupfanne vom Kloster Huysburg eintraf, konnte die Sache ihren Anfang nehmen. Bald brannte unter der Pfanne ein loderndes Feuer, die Mannschaft wurde in zwei Reihen vom Feuer bis zu der eingehauenen Öffnung aufgestellt, und als nun das Wasser siedete, da flogen die Eimer von Hand zu Hand und wurden von oben in die Höhle gegossen. Nach einiger Zeit hörte man den Räuber ängstlich von einem Gemach in das andre laufen, aber nun, nachdem das heiße Wasser eine gewisse Höhe in der Höhle erreicht hatte, trat insofern eine Stockung ein, als ebensoviel Wasser, wie man oben hineingoß, unten durch Spalten und Ritzen wieder abfloß.

Doch wußte man sich bald zu helfen. Alle benachbarten Mühlen und Dörfer mußten ihre Mehlvorräte liefern, und nun kochte man einen dicken Mehlbrei und goß den von oben in die Höhle. Da wurde es drinnen bald still, und als man die eiserne Thür mit Brechstangen aufsprengte, fand man den Räuber tot am Eingange liegen.

213.

Die steinernen Bauermeister.

Zwischen Wulferstedt und Eilenstedt liegen die wüsten Dorfstätten Klein-Wulferstedt und Harmsdorf. Auf der Höhe zwischen diesen standen bis zum Jahre 1838 zwei große Steine, welche man den großen und den kleinen Bauermeister nannte.

Zwischen jenen beiden jetzt wüsten Dorfschaften brach einst ein bitterer Streit über einen Fahrweg aus, der durch die Harmsdorfer Felder nach Nienburg und weiter nach Halberstadt führte. Die Harmsdorfer Gemeinde sprach demselben nämlich die Berechtigung ab, pflügte ihn um und sperrte ihn durch Gräben und verlegte ihn auf den angrenzenden Anger. Die Klein-Wulferstedter aber behaupteten, jener Weg wäre seit unvordenklichen Zeiten von ihnen befahren, warfen die Gräben zu und benutzten ihn nach wie vor. Da lauerten die Harmsdorfer ihnen auf, erschlugen zwei Fuhrleute und verscharrten sie an der Stelle, wo nachmals jene Steine standen. Der Mord blieb aber nicht lange verborgen, und die ganze Gemeinde wurde zum 1. Juni vor das Grafending geladen. Da sagte ein böser Schöffe den beiden Gemeindevorstehern, die damals Bauermeister hießen, die Sache würde günstiger für Harmsdorf liegen, wenn der älteste Zeuge, ein achtzigjähriger Greis, der die Berechtigung des streitigen Weges beschwören wollte, vor jenem Termine verschwände; dann könnten sie alles abschwören. Nun erschlugen sie auch diesen und verscharrten ihn an derselben Stelle.

Am letzten Mai ritt der Graf von Anhalt als Vorsitzender des Gerichts, mit ihm die Ritter Konrad von Dahlum und Werner von Bodendiek als Beisitzer und dreißig Schöffenbare, in das Kloster Huyseburg ein. Und am andern Morgen sahen die Harmsdorfer den bösen Ratgeber, dessen Bosheit an den Tag gekommen war, an einem Baume vor ihrem Dorfe hängen, sieben Fuß höher als andre Verbrecher, mit einem Messer in der Brust.

Als dreimaliger Glockenschlag das Zeichen gegeben hatte, daß jetzt das Grafengericht gehegt werden sollte, zog der Graf mit seinen Beisitzern und Schöffen auf die Höhe zwischen den beiden streitenden Dörfern, wo die Gemeindeglieder bereits zur Linken und Rechten vollzählig aufgestellt waren, und nach den hergebrachten Eingangsformeln wurde den beiden Bauermeistern befohlen, zur Ableistung des Eides an der Stelle niederzuknieen, wo die Erschlagenen verscharrt lagen. Mit ihnen mußte auch die ganze Gemeinde knieen. Sie waren bereit, zu schwören, daß sie sich keiner Teilnahme an dem Morde schuldig wüßten, und daß die Gemeinde Harmsdorf ihres Wissens nicht verpflichtet wäre, den Weg über ihre Äcker zu gestatten.

Schon erhoben die beiden Bauermeister die Rechte zum Meineid, doch in demselben Augenblicke erstarrten sie zu Stein, und ihre mitschuldige Gemeinde verwandelte sich in Trappen, die mit kläglichem Geschrei in die Luft flatterten.



214.

Wie die Kirche in Osterwieck entstand.

Als Kaiser Karl der Große nach der Bekehrung der Ostfalen und ihres Herzogs Hessi das Bistum zu errichten beabsichtigte, welches später nach der Stadt Halberstadt benannt worden ist, fragte er den Fürsten jenes Landes,

Albero oder Albert, um Rat, welcher Ort sich zur Erbauung der neuen Kirche am besten eignen möchte. Da zeigte ihm dieser den Hügel Herdenberg bei dem Eichwald Ilse, und der Kaiser, dem der Bauplatz gefiel, sprach: „Salig is de Stede!“ (Selig ist die Stätte!) Danach nannte man den Ort Seligenstadt.

Als aber Bischof Hildegrim daselbst den Dom zu erbauen anfing, rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: „Osten wiek!“ (Weich nach Osten!) Und gehorsam der Weisung verließ er den Hügel und führte die Kirche in der Ebene am Flusse Ilse auf. Daher bekam die Stadt den Namen Osterwieck.



215.

Wie die Sage Ortsnamen erklärt.

Auf dem Stukenbergsanger (zwischen Charlottenlust und Veckenstedt) rangen einmal vor Hunderten von Jahren zwei feindliche Heere miteinander in blutigem Treffen. Erst die Nacht machte dem unentschiedenen Kampfe ein Ende. In dem Kriegsrate, den der Feldherr des westlich stehenden Heeres danach mit seinen Hauptleuten hielt, traten verschiedene Ansichten zu Tage. Da stieß jener sein Schwert in die Erde und sprach: „So wahr aus diesem Schwerte ein Baum werden und grünen und blühen wird, so gewiß werde ich morgen den Feind schlagen.“ Und sieh! am andern Tage nahm eine Linde die Stelle des verschwundenen Schwertes ein, die grünt noch heute und wirft weithin ihren Schatten.

Da jubelte das Heer ob dieses Wunderzeichens und brannte vor Begierde, den Feind anzugreifen. Und „im langen Schlage“ bei der Teichmühle wurde eine lange blutige Schlacht geschlagen und ein großer Sieg erfochten. Da hörte man im östlich stehenden Heere den Ruf: „Redde seck wer kann!“ Davon hat das Dorf Reddeber seinen Namen, das an jener Stelle entstanden ist.

Das siegreiche Heer verfolgte das geschlagene mit großem Nachdruck, und bei Minsleben waren von diesem nur noch wenige Streiter (die „mindesten“) am Leben.

Erst bei Silstedt gab das Westheer die Verfolgung auf und machte Halt; und von diesem Stillstehen hat Silstedt seinen Namen.



216.

Die Harburg.

Südwestlich vom Wernigeroder Schloßberge erhebt sich ein regelmäßig geformter Berg mit nur beschränkter Hochfläche, die Harburg genannt. Auf diesem lag, wie die Spuren der ehemaligen Gräben erkennen lassen, eine Burg von sehr geringem Umfange. Hier wohnten die Grafen von Wernigerode zuerst. Als aber ihr Geschlecht wuchs, und ihre Mannen und Hausgenossen sich mehrten, wollte die kleine Harburg nicht mehr ausreichen, und der Graf sprach mit seiner frommen Gemahlin oft von dem Bau einer größeren Burg an andrem Orte, denn der beschränkte Raum des alten Burgberges ließ eine Erweiterung der Burg nicht zu.

Einst saßen sie zusammen an einem Sommerabend in dem Burgthor und freuten sich des Blickes in die herrliche Landschaft. „Stände unsere Burg auf jenem Berge“, sagte da der Graf, und wies auf den breiten Berg, dessen Gipfel jetzt das Fürstenschloß trägt, „dann wäre uns geholfen, und wir könnten sie nach allen Richtungen hin erweitern.“ Die verständige Hausfrau riet ihrem Gatten, den Schutzgeist des Hauses anzuflehen, daß er ihm die Mittel verschaffe, sich auf jenem Berge anzubauen, und der Graf faßte den Entschluß, das sogleich in der nächsten Nacht zu thun.

Als nun alles in der Burg ruhte, und die Turmglocke die Mitternacht verkündete, da beugte der Graf seine Kniee vor dem Herrn Himmels und der Erde und vor dessen hochgelobtem Sohn und empfahl sich und die Seinen ihrem gnadenreichen Schutze. Dann trug er dem guten Geiste seines Hauses den Wunsch seines Herzens vor und bat um Erfüllung desselben, wenn es zu seinem Heil gereiche.

Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so zog ein wunderbarer Klang leise tönend durch das Gemach. Das hielt der Graf für ein gutes Zeichen und begab sich zur Ruhe. Aber wie erstaunte er am andern Morgen, als er bei einem Blick durch das Fenster die Häuser von Wernigerode am Fuße des Berges und rings umher gleichsam eine andre Gegend erblickte! Er befand sich auf dem jetzigen Schloßberge. Der Schutzgeist hatte sich in der Nacht gegen den Turm gestemmt und mit den Worten „Rutsche fort!“ die ganze Burg nach dem großen, breiten Schloßberge hinübergeschoben.

Nach diesem Ereignisse benannten die Grafen ihre Herrschaft Rochefort im Ardennenwalde, die ihnen bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution gehörte.



217.

Der Ritter von der Harburg und sein Schloß.

Vor alters wohnten im Kreuzberge bei Wernigerode viele Zwerge. Die schoben einst einer in der Nähe wohnenden Familie eins ihrer Kinder unter. Als die Eltern das merkten, wandten sie folgendes Mittel an, um ihr Kind wieder zu bekommen: sie thaten Wasser in eine halbe Eierschale und setzten diese auf das Feuer. Da fragte das Zwergkind: „Mutter, was willst du machen?“ „Ich will dir deinen Thee kochen“, antwortete diese. Der Zwerg antwortete:

„So bin ich doch so alt
Wie der Schimmerwald,
Und habe noch niemals in der Eierschale Wasser kochen sehen.“

Damit verschwand er, und das echte Kind war wieder zur Stelle. Als man dieses nun fragte, wo es gewesen und wie es ihm ergangen sei, erzählte es, daß er es bei den Zwergen ganz gut gehabt habe. „Zu essen und zu trinken gab's da genug“, sagte es, „und wir aßen alle nur von goldenen und silbernen Tellern. Die Zwerge schenkten mir gleich, als sie mich geholt hatten, einen neuen Anzug; wenn ein Riß hineinkam, so strich ein Zwerg nur mit der Hand herüber, dann war er wieder schön und ganz. Auch Löcher, die ich mir in den Kopf fiel, heilten die Zwerge in der gleichen Weise. Auf beiden Füßen gehen durfte ich nicht, sondern mußte den einen in der Hand tragen und auf dem andern hüpfen. Zum Sitzen hatte ich eine Fußbank; wurde ich müde, so

Brocken hinanzuklimmen, der gleich einer Insel über die alles verschlingende See hervorragte.

Da erbebte unter ihnen der Fels und spaltete sich jäh gerade an der Stelle, an der sie mit fest verschlungenen Händen standen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten Seite der Jüngling. Krachend und donnernd rissen die Felswände sich voneinander, und Jüngling und Jungfrau stürzten miteinander in die Flut.

Ilse hieß die Jungfrau, und ihren Namen tragen der Fluß und der Felsen noch heute.



davon du dir nehmen kannst, soviel du Lust hast." Der Schäfer überließ dem Hunde die Bewachung der Herde und folgte dem Alten. In einer kleinen Entfernung that sich plötzlich der Boden auf; sie traten beide ein und stiegen in die Tiefe, bis sie zu einem Gemach kamen, in welchem die größten Schätze von Gold und edlen Steinen aufgetürmt lagen. Der Schäfer wählte sich einen Goldklumpen, und jemand, den er nicht sah, sprach zu ihm: „Zeig das Gold dem Goldschmied, der wird dir reichlich zahlen." Darauf leitete ihn der Führer wieder zum Ausgang, und der Schäfer that, wie ihm geheißen war, und erhielt von dem Goldschmied eine große Menge Goldes.

Erfreut brachte er es seinem Vater. Dieser sprach: „Versuche noch einmal, in die Tiefe zu steigen." „Ja, Vater", antwortete der Schäfer, „ich habe dort meine Handschuhe liegen lassen. Wollt ihr mitgehen, so will ich sie holen." In der Nacht machten sich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdischen Schätzen. Es lag noch alles, wie das erstemal, auch die Handschuhe des Schäfers waren da. Beide luden soviel in ihre Taschen, als sie tragen konnten, und gingen dann wieder heraus, worauf sich der Eingang mit lautem Krachen hinter ihnen schloß.

Die folgende Nacht wollten sie es zum drittenmal wagen, aber sie suchten lange hin und her, ohne die Stelle des Eingangs, oder auch nur eine Spur zu entdecken. Da trat ihnen der alte Mann entgegen und sprach zum Schäfer: „Hättest du deine Handschuhe nicht mitgenommen, sondern unten liegen lassen, so würdest du auch zum drittenmal den Eingang gefunden haben, denn dreimal sollte er dir zugänglich und geöffnet sein; nun aber ist er dir auf immer unsichtbar und verschlossen."

Geister, heißt es, können das, was in ihrer Wohnung von den irdischen Menschen zurückgelassen werde, nicht behalten und haben nicht Ruhe, bis es jene wieder zu sich genommen haben.



219.

Woher der Ilsenstein seinen Namen hat.

Ob das Ilsethal das schönste des Harzes ist, wie viele meinen, will ich nicht entscheiden. Aber eins der lieblichsten ist es jedenfalls. Und wahrhaft großartig ist das Felsenthor, durch welches sich die mutwillige Ilse, diese jugendfrische Tochter des Vaters Brocken, vor alters die Bahn in das Land gebrochen hat. Seine Pfeiler bilden der 436 m hohe Granitriese des Ilsensteins, weithin kenntlich an dem dort aufgepflanzten eisernen Kreuze, und der gegenüberliegende Westerberg mit seinen Granittrümmern.

Als die Sintflut auch über Norddeutschland hereinbrach, flohen ein Jüngling und eine Jungfrau, die sich miteinander retten oder miteinander sterben wollten, dem Schutz verheißenden Harzgebirge zu. Mit dem steigenden Wasser stiegen auch sie immer höher und näherten sich immer mehr dem Brocken, der ihnen eine sichere Zuflucht darzubieten schien. Endlich standen sie auf einem gewaltigen Felsen, der hoch aus dem wogenden Meere emporragte. Von hier aus sahen sie das ganze, weite Land von der Flut bedeckt, und Häuser, Menschen und Tiere waren verschwunden. So standen sie hier einsam und schauten in die schäumenden Wogen hinab, die am Fuße des Felsen sich brachen. Aber noch höher schwoll die Flut, und schon dachten sie daran, über einen noch wasserfreien Felsrücken weiter zu fliehen und den

Wenn aber ein keuscher, sittiger Jüngling sie unversehens trifft, so ist ihm ein großes Glück beschieden. Sie faßt ihn freundlich bei der Hand, führt ihn zum Ilsenstein, der auf ihren Wink gehorsam sich öffnet und geleitet ihn in ihr wunderschönes Schloß. Da ist alles gar herrlich und prächtig. Decken, Wände und Fußböden schimmern von Gold und Silber und edlem Gestein; die hohen Bögen ruhen auf Säulen von schimmerndem Bergkristall, und Karfunkelstein erhellt die Räume, als würden sie vom Strahl der Sonne durchleuchtet. Im schönsten Zimmer dieses Wunderschlosses bewirtet sie den Jüngling und entläßt ihn nicht ohne ein reiches Geschenk.



221.

Ilse und der Köhler.

Eines Morgens ging ein junger Köhler in aller Frühe das Ilsethal hinauf, um zu seiner Kohlstätte zu gelangen. Da sah er plötzlich die Prinzessin Ilse am Wasser sitzen. Freundlich und ehrerbietig grüßend wollte er vorüber gehen. Aber sie stand auf und winkte ihm, mitzukommen. Bald standen sie vor dem Ilsenstein. Da klopfte sie dreimal an, und der Fels that sich auseinander. Sie nahm dem Köhler den Lederranzen von der Schulter und ging in ihre Burg. Nach einiger Zeit kam sie zurück, reichte ihm den nun gefüllten Ranzen und gebot ihm, diesen erst in seiner Köte zu öffnen.

Dankend verabschiedete er sich. Aber bald kam ihm der Ranzen so schwer vor, daß er seiner Neugierde nicht Herr werden konnte; er öffnete ihn auf der Ilsebrücke und fand darin nichts als gewöhnliche Eicheln und Tannzapfen. Unwillig über den dummen Scherz der Prinzessin schüttelte er den wertlosen Inhalt seines Ranzen von der Brücke in den angeschwollenen Fluß. Aber zu seiner Überraschung schwammen die Eicheln und Tannäpfel nicht auf der Oberfläche des Wassers, sondern schlugen mit hohlem Klange auf den felsigen Grund auf. Da merkte er zu seinem Schrecken und Ärger, daß er Gold verschüttet hatte. Hastig befühlte er seinen Ranzen, und als er fand, daß in den Ecken noch einiges hängen geblieben war, da wickelte er ihn sorgsam zusammen und öffnete ihn erst wieder unter dem Bretterdach seiner Köte. Und siehe — des Goldes war ihm doch noch soviel geblieben, daß er sich ein kleines Landgut kaufen konnte. —

Ähnlich erging es einmal einem Haijungen, d. i. Köhlerbuben. Dem waren ein Paar Pferde fortgelaufen, und er konnte sie trotz alles Suchens nicht wiederfinden. Nun saß er weinend am Ilsenstein. Da öffnete sich plötzlich der Berg, und vor ihm stand die Prinzessin und fragte ihn, weshalb er weine; und als er ihr sein Leid geklagt hatte, gebot sie ihm, ihr zu folgen. Darauf gingen sie in den Berg hinein und kamen in einen großen Stall, darin standen viele Pferde und unter ihnen auch seine Braunen, die er suchte. Da war er gar froh und wollte sie hinausführen. Aber die Prinzessin sagte, er könne sie nicht wiederbekommen, doch wolle sie ihm soviel Gold dafür geben, daß er wohl hundert andre dafür kaufen könnte. Damit füllte sie ihm sein Ränzel, befahl ihm aber, es nicht eher zu öffnen, als bis er über die dritte Ilsebrücke hinaus sei. Er war aber ein neugieriger Bursche und wollte gern wissen, wie viel sie ihm gegeben hatte, und als er an die zweite Ilsebrücke kam, konnte er es nicht länger aushalten, öffnete das Ränzel und fand nichts als faules Holz darin. „Was sollst du damit?“ denkt er und schüttet

alles in die Ilse; aber da geht's kling! kling! Erschrocken sah er nach, ob nicht etwas in seinem Ränzel hängen geblieben war, und wirklich, darin klingelten einige goldene Pistolen.



222.

Prinzessin Ilse und der Schäfer.



Ein Schäfer trieb einmal seine Herde über den Ilsenstein fort und ruhte dabei, auf seine Keule gestützt, an einem Quell ein wenig aus. Da öffnete sich auf einmal der Berg, denn in seiner Keule war, ohne daß er es wußte, eine Springwurzel, und vor ihm stand die Prinzessin. Sie hieß ihn mit ihr gehen und führte ihn in den Berg hinein. Dort sagte sie ihm, er sollte sich soviel von dem Golde nehmen, wie er nur wollte. Da steckte er sich alle Taschen voll und wollte dann gehen. Aber die Prinzessin rief: „Vergiß das Beste nicht!" „Sie meint wohl, du hast noch nicht genug", dachte er da und füllte auch noch den Hut mit Gold. Sie meinte aber seine Keule mit der Springwurzel, die er gleich beim Eintritt an die Wand gestellt hatte. Als er nun ohne sie hinausgehen wollte, schlug die Klippe plötzlich zu und schnitt ihn dabei mitten durch.

223.

Kaiser im Brunnen auf der Harzburg.

Welche Mühe muß die Anlage des Brunnens auf der Harzburg gemacht haben! Denn er ist 57 m tief und liegt im festesten Kieselschiefer. In den Jahren 1866 und 67 von mehrhundertjährigem Schutt gesäubert, trägt er jetzt eine eiserne Gedächtnistafel mit folgender Inschrift:

Es grub ein deutscher Kaiser in festes Felsgestein
Schon vor achthundert Jahren hier diesen Brunnen ein.
Lang lag er dann verschüttet, durch manche trübe Zeit
Voll Kriegs und andrer Nöte — in Deutschlands Niedrigkeit.
Doch floß er dann aufs neue, als kaum des Reiches Macht
Wie junge Frühlingstriebe zu frischem Glanz erwacht.
So wandelbar das Leben, so bunt der Dinge Lauf,
Es kommt, was gut gegründet, doch immer wieder auf.

In diesen Brunnen, so berichtet die Sage, warf Kaiser Heinrich IV. die Krone des Reiches, als er am 9. August 1073 die von den aufrührerischen Sachsenfürsten belagerte Harzburg in Begleitung des Herzogs Berthold von Kärnthen und der Bischöfe Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück auf geheimen Fußpfaden durch den Harz unter Führung eines kundigen Jägers verließ. In den Brunnen hat sich auch die weiße Jungfer der Burg nach deren Zerstörung zurückgezogen.

Aus der Tiefe des Brunnenschachtes soll ein langer Stollen durch den Berg ins Freie führen, und durch diesen unterirdischen Gang Kaiser Heinrich damals entwichen sein.

Zur Untersuchung desselben ließ man einmal einen zum Tode verurteilten Verbrecher namens Schöppenstedt in den Brunnen hinab und sicherte ihm das Leben zu, wenn er glücklich wieder herauskäme. Als Schöppenstedt in die Tiefe gelangte, fand er eine eiserne Thür; die that sich vor ihm auf, und die weiße Jungfrau nahm ihn in Empfang. „Ich weiß", sagte sie, „daß du nicht aus Mutwillen hieher kommst; sonst würde es dir auch schlimm ergehen." Sie führte ihn nun den Gang entlang und zeigte ihm dabei ungeheure Goldvorräte; die wären dazu bestimmt — sagte sie — dem braunschweigischen Lande aufzuhelfen, wenn es einmal in Not kommen sollte.

Dann kamen sie in eine große Halle. Darin standen rings an den Wänden ganze Reihen von Krügen und Pokalen, die sahen aus wie Holz, waren aber kunstvoll aus dem feinsten Gold und Silber gearbeitet. Auch viel andres wertvolles Geschirr, dazu Kleinodien mancherlei Art und große Schätze befanden sich in der Halle. In der Mitte derselben aber saßen an einer mit Speisen besetzten Tafel die Kaiser, welche einst auf der Burg gewohnt haben: Heinrich IV., Otto IV. und Friedrich Rotbart. Dem einen von ihnen, es wird wohl Friedrich gewesen sein, war der Bart durch die Tafel gewachsen.

Auch in den Marstall der Kaiser wurde Schöppenstedt von der Jungfer geführt. Da standen viele Pferde, die schienen aus den Raufen zu fressen, die statt mit Futter mit Dornenwasen gefüllt waren.

Zuletzt wies ihm die Jungfer den Ausgang ins Freie und zeigte ihm, wie er den mächtigen Kieserling, der jenen schloß, zur Seite schieben mußte. Diese Stelle heißt noch jetzt Schöppenstedter Grund.

224.
Die Kinder auf dem Burgberge.

Einmal machte ein Lehrer mit seinen Schulkindern einen Ausflug nach der Harzburg. Als nun einige Kinder auch nach dem Burgbrunnen gingen und in denselben hinuntersahen, rief ihnen eine Stimme aus der dunklen Tiefe zu, sie sollten auf die andre Seite des Burgberges gehen. Sie thaten es und erblickten dort einen Mann und eine Frau in weißen Gewändern; doch nur einen Augenblick, da waren die beiden Gestalten verschwunden. Aber an der Stelle, wo sie gestanden hatten, führte eine Steintreppe in den Berg hinunter. Sie stiegen unbedenklich die Stufen hinab und gelangten in ein Gewölbe, das ein Speisezimmer zu sein schien. Denn auf einem langen Tische standen viele zinnerne Teller; die saßen fest und ließen sich nicht abheben. Aber auf Anrichten und Börten an den Wänden waren noch viele solcher Teller aufgestellt, und die Stimme, die sie vorher gehört hatten, rief ihnen zu, von diesen Tellern dürften sie sich nehmen. Als sie damit auf den Burgplatz kamen, liefen auch die übrigen Kinder die Stufen hinunter, und auch ihnen erlaubte jene Stimme, für sich und ihren Lehrer Teller mitzunehmen.

Hinter den letzten Kindern, die wieder heraufstiegen, schlug krachend eine eiserne Thür zu, und damit war auch die Treppe wieder verschwunden.

Nun traten die Kinder den Heimweg an, ein jedes einen oder mehrere Teller in der Hand. Plötzlich sprangen diese sämtlich zur Erde und liefen vor den Kindern her, als wollten sie Haschen mit ihnen spielen. Dabei klangen sie wunderbar lieblich und wurden immer schwerer. Unten im Thale kamen die Eltern den Kindern entgegen und betrachteten überrascht das Spiel der Teller. Von ihnen aber ließen sich diese einfangen und blieben nun ruhig in ihrem Arm liegen.

Zinn, wie die Kinder meinten, konnte das nicht sein. Sie ließen einen Juden kommen, und der erkannte das Metall als das feinste Silber und zahlte soviel für die Teller, daß alle Beschenkten sich reich dünkten.

Später ging der Lehrer noch öfters mit seiner Schule nach dem Burgplatze, zog mit ihr, geistliche Lieder singend, auf diesen umher und rief Worte des Dankes gegen den Berg. Aber die Steintreppe wurde nicht wieder sichtbar.



225.
Hackelberg.

Der Herzog von Braunschweig hatte einst einen Oberjägermeister namens Hans von Hackelberg. Der war ein gewaltiger Jäger, dabei aber ein frommer, gottseliger Mann. Einst hatte er auf der Harzburg einen Traum, den er gar nicht wieder aus den Gedanken los werden konnte. Ihm träumte nämlich, er kämpfe mit einem furchtbaren Eber („Kämpen"), und dieser besiege ihn nach langem Kampfe zuletzt.

Als er nach einiger Zeit im Vorharze jagte, stieß er auf einen Eber, der jenem, den er im Traume gesehen hatte, ganz ähnlich sah. Er griff das gewaltige Tier an und streckte es endlich siegreich zu Boden. Des mit Mühe errungenen Sieges froh, stieß er mit dem Fuße nach dem Eber und sprach: „Nun haue, wenn du kannst!" Der Stoß war aber so heftig, daß der Eberzahn durch den Stiefel drang und den Fuß verwundete.

Ohne der scheinbar nur unbedeutenden Wunde zu achten, setzte Hackelberg die Jagd einstweilen fort. Aber bald begann der Fuß derart zu schwellen, daß er nach der Harzburg zurückzukehren genötigt war, und hier mußte ihm der Stiefel vom Bein geschnitten werden. Um bessere Pflege zu haben, wollte er sich nach Wolfenbüttel, wo er für gewöhnlich wohnte, fahren lassen. Aber die Erschütterung des Wagens wirkte so nachteilig, daß er mit genauer Mühe das Hospital zu Wülperode unweit Hornburg erreichte und bald daselbst starb. Auf seinem Grabe beim Klepperkruge auf dem Steinfelde bei Wülperode liegt ein Stein, der einen geharnischten Ritter auf einem Maultiere darstellt. —

Übrigens wird Hackelbergs Grab auch in Abbenrode, Molmerschwende, Cochstädt (und im Solling bei Uslar u. s. w.) gezeigt. —

Nach einer andern Sage hing Hackelberg so mit ganzer Seele am Weidwerk, daß er Gott auf dem Sterbebett anflehte, ihm statt des Himmelreichs zu gewähren, daß er bis zum jüngsten Tage jagen dürfe.

Seitdem tobt er nun zur Nachtzeit am Vorharze bis in den Hakel und Drömling und durch den Solling bis tief in Westfalen hinein. Den Sonntagskindern erscheint er zuweilen als einsamer Jäger mit einem Hunde, oder in einem von vier Pferden gezogenen Jagdwagen sitzend, den sechs Hunde begleiten. Aber alle hören sein erschreckliches Brausen durch die Lüfte, das dumpfe Hundegebell, das Klatschen des aufgeweichten Bodens, wenn die Pferde die Hufe herausziehen, und seinen Weidmannsruf: Hu! hu!



226.

Tutursel.

Wenn Hackelberg die Harzwälder um Mitternacht jagend durchbraust, dann pflegt ihm eine Nachteule voranzufliegen, welche man Tut-Osel oder Tut-Ursel nennt. Wer ihr tutendes Gekrächz hört, der wirft sich eiligst auf den Bauch, damit Hackelbergs wilde Jagd, die dann niemals weit ist, über ihn hinwegfahre; und nicht lange, so hört er auch das Hundegebell und den Jagdruf: Huhu!

Wie die Tutursel Hackelbergs Begleiterin geworden, ist so gekommen.

In einem Kloster Thüringens lebte einst eine Nonne namens Ursel. Die störte mit ihrem heulenden Gesange so oft den Chor der Nonnen, daß diese sie die Tutursel nannten. Noch ärger aber wurde es nach ihrem Tode, denn um elf Uhr abends steckte sie ihren Kopf durch ein Loch des Kirchturms und tutete unaufhörlich die ganze Nacht hindurch in den kläglichsten Tönen, und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie heulend in den Gesang der Schwestern ein. Einige Tage ertrugen es diese. Als aber am dritten Morgen das Geheul wieder ertönte, da flüsterte eine Nonne der andern voll Schrecken zu: „Das ist gewiß die Tutursel!“ Da verstummte plötzlich der Gesang, die Haare der Nonnen sträubten sich, und diese stürzten mit dem Angstruf: „Tutursel! Tutursel!“ aus der Kirche und waren auch nicht durch Strafen zu bewegen, diese wieder zu betreten.

Da ließ man einen berühmten Kapuziner aus einem Kloster an der Donau kommen; der verwies die heulende Nonne in Gestalt einer Ohreule in

die Dumburg in den Harzvorlanden. Hier traf sie den Hackelberg und fand an seinem Huhu! eben solchen Gefallen, wie er an ihrem Uhu! So ziehen sie denn beide in Gemeinschaft auf die Jagd durch die Lüfte.



227.

Die Walpurgisnacht auf dem Brocken.

In der Walpurgisnacht (1. Mai) ziehen von allen Seiten, aus dem Göttingenschen und Grubenhagenschen, aus der Altmark und der Gegend von Rinteln, ja aus Schleswig-Holstein die Hexen nach dem Brocken oder vielmehr nach dem Blocksberge, denn so heißt jener als Hexenberg. Sie reiten auf Besen und Ofengabeln, auf Haspeln, Butterfässern und Bäumen, auf Gänsen und Puterhähnen, Ziegen und Ziegenböcken, Hähnen und Katzenschwänzen, Eseln, Pferden und andern Tieren, manche auch auf Menschen, die sie unterwegs antreffen. Einige streichen vorher die Besenstiele mit Hexensalbe an, andre reiben sich selbst damit ein; die einen sprechen:

„Fahre hin,
Nach dem Blocksberg steht mein Sinn!"

andre gebrauchen plattdeutsche Zaubersprüche; die meisten setzen sich rücklings auf ihr Reittier; alle aber fliegen im Hui durch den Schornstein dem Blocksberge zu.

Ihre Reittiere nehmen sie oft, wo sie dieselben gerade finden, doch dürfen sie keinen Stall betreten, der durch drei Kreuze geschützt ist. Wer die Hexen vorüberreiten sehen will, muß sich unter zwei aneinander gelehnte Eggen setzen; doch sieht auch nur ein Rockzipfel vor, so reißen sie den unbequemen Lauscher darunter weg. Hat man gerade keine Egge zur Hand, so kann man sich allenfalls durch einen Strick schützen, den man zunächst wie einen Gürtel um den Leib schlingt und dann über Brust und Rücken kreuzweise und durch Kreuzknoten damit verbindet.

In der großen Hexenversammlung auf dem Blocksberge hält der Teufel von der Teufelskanzel herab eine Rede. Auf dem Felsen aber, den man Hexenaltar nennt, wird das Mahl bereitet. Das Wasser dazu liefert der Hexenbrunnen. Den Schluß des Festes bildet ein großer Ball, bei dem der Teufel so lange mit jeder Hexe tanzt, bis sie vor Erschöpfung zusammenbricht.

Oft läßt man auch unberufene Zuschauer zu, die sich indes nur dadurch einschleichen können, daß sie einer Hexe den Zauberspruch ablauschen, der sie durch die Lüfte entführt. Man treibt aber allerlei Schabernack mit ihnen. So gab man einem Musiker eine Klarinette, auf der er auch kräftig zum Tanz aufspielte. Als er aber nach Hause zurückkam, hielt er statt ihrer einen toten Kater in der Hand, auf dessen Schwanzspitze er geblasen hatte. Einem andern Manne wies man ein schönes Bett an, als er müde wurde; am andern Morgen lag er aber in einem Pferdegerippe.



Sofort war der fremde Mann verschwunden. Da ging unser Harzer zum Quell, suchte sich die verschütteten Perlen auf und sagte auch, neugierig auf die Dinge, die dann folgen würden:

„Im Morgenbrotsthale wasch' ich mich
Und in Venedig da trockn' ich mich."



In demselben Augenblicke befand er sich zu seinem Schrecken in einer fremden Stadt und vermochte sich nicht zurecht zu finden, verstand auch die Sprache nicht, die er dort reden hörte. Als er eine Weile ziellos in der Straße umhergewandert war, redete ihn ein Mann, der ihm begegnete, in deutscher Sprache an und fragte ihn, wie er dorthin käme. Da erzählte er ihm alles, und der Fremde antwortete: „Kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin es ja, den ihr am Brocken belauscht habt. Es ist nur gut, daß ihr die Wahrheit erzählt." Freundlich nahm er ihn mit nach Hause und wies ihm ein schönes Schlafzimmer an. Das war so kostbar ausgestattet, daß sogar am Bette Knöpfe von Gold und Silber saßen. Und aller Reichtum des Venedigers stammte aus dem Harze.

Am andern Morgen mußte er beim Händewaschen sagen:

„In Venedig da wasch' ich mich,
Im Morgenbrotsthale da trockn' ich mich."

Da stand er wieder an jenem Quell, und er beeilte sich, seinen Wohnort aufzusuchen, wo man ihn sicher schon seit gestern Abend vermißte. Aber als er dort hinkam, erfuhr er zu seinem Staunen, daß er viele, viele Jahre fortgewesen war.



230.
Woher das Magdbette seinen Namen hat.

Einige der auffallendsten Felsgruppen des Brockenfeldes sind die Breitensteine, die Hopfensäcke und das Magdbette. Von letzterem erzählt die Sage folgendes:

Auf einer Burg am Harz diente einst eine fromme Magd, die hatte weder Eltern noch Heimat, denn der Burgherr hatte sie vor Jahren, da sie noch ein Säugling war, auf dem Blutfelde aus den starren Armen ihrer erschlagenen Mutter genommen und sie als Beute aus der Fehde mitgebracht. Nun war sie groß und schön, und der Ritter begehrte sie zum Weibe. Aber wie konnte sie dem Mörder ihrer armen Eltern die Hand reichen! Als der Ritter sie zwingen wollte, entfloh sie in den Harzwald. Da schickte jener Leute aus, die sie zurückholen sollten; aber sie war in ihrer Angst schon bis auf das Brockenfeld gekommen, und in dieser weiten Einöde vermochten die Verfolger keine Spur von ihr zu finden, so daß sie ohne sie zurückkehren mußten.

Nur ein junger Knappe blieb auf dem Brockenfelde noch zurück. Der war der frommen Waise schon lange von Herzen zugethan und gedachte sie vor dem Ritter zu retten. So ließ er denn nicht ab, nach ihr Tag und Nacht zu suchen, und rief zu Gott, daß er ihn doch zu ihr führen möchte. Da sah er eines Abends einen wunderbaren Lichtschein, folgte ihm und kam an eine schmale Höhlung in dem Granitfelsen des Brockenfeldes. Darin lag die Jungfrau wie ein schlummerndes Kind auf dem mit Moos umwachsenen Gestein, und helle Lichtstrahlen, die aus dem Boden aufstiegen, leuchteten von allen Seiten auf ihr Lager. Er trat heran, die Magd zu wecken, aber sie erwachte nicht wieder, und trauernd begrub er sie an derselben Stelle.

Seit jener Zeit heißt die Höhlung das Magdbette.



Quellenangabe und Anmerkungen.

Abkürzungen:

Merian, S. I. = Merian, Saxonia Inferior. Frankfurt 1653.
Behrens = Behrens, Hercynia curiosa. Nordhausen 1703.
Rohr I. = von Rohr, Merckwürdigkeiten des Ober-Hartzes. Frankfurt und Leipzig 1729.
Rohr II. = von Rohr, Merckwürdigkeiten des Vor- oder Unter-Hartzes. Frankfurt und Leipzig 1736.
Honemann = Honemann, Die Alterthümer des Harzes. Klausthal 1754.
Calvör = Henning Calvör, Historische Nachricht ꝛc. Wolfenbüttel 1765.
Stübner = Stübner, Merkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg ꝛc. Wernigerode 1788.
Otmar = Otmar (Generalsuperintendent Nachtigal in Halberstadt), Volcks-Sagen. Bremen 1800.
Spieker I. = Spieker, Meine Reise von Halle nach dem Brocken im Jahre 1802. Halle 1803.
Quedl. = (Albert Corvinus), „Unentbehrlicher Führer für Harzreisende. Enthaltend die Geschichten und Sagen der alten Schlösser, Klöster und Ruinen und die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes.“ Quedlinburg. (1809.)
Gottschalck I.—VIII. = Fr. Gottschalck, Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle 1810 ff. (8 Bände.)
Gottschalck = Fr. Gottschalck, Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Halle 1814.
Grimm I. II. = Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1816, 1818.
Schuster = Schuster, Sagen des Harzes. Hannover 1832.
v. F. = W. v. F. (Dr. Wilhelm v. Freygang), Harz-Bilder. Altenburg 1833.
Hoffmann = Dr. Hoffmann, Die Burgen und Bergfesten des Harzes. Quedlinburg 1836.
Harrys = Hermann Harrys, Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Celle 1840.
Th. und Harz = Thüringen und der Harz. Sondershausen 1840 ff.
Görges = Görges, Vaterländische Geschichten ꝛc. Braunschweig 1843.
Brederlow = Brederlow, Der Harz. Braunschweig 1846.
Sommer = Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846.
Halb. = Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Halberstadt 1847.
Kuhn und S. = A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.
Giebelhausen I. = Dr. C. F. A. Giebelhausen, Mansfeldsche Sagen. 2. Aufl. Eisleben 1850.
Frauenstein = J. M. Frauenstein, Romantische Harzwanderung. Wolfenbüttel 1853.
Pröhle I. = Heinrich Pröhle, Sagen des Oberharzes. 1. Aufl. 1853. (Ich benutze die „Neue Ausgabe“, Leipzig 1859.)
Schambach = G. Schambach und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1854.
Ey I. = Ey, Harzburg. 2. Aufl. Goslar 1855. (1. Aufl. 1854.)
Pröhle II. = Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856.
Spieker = Spieker, Der Harz, seine Ruinen und Sagen. 2. Aufl. Berlin 1857.
Lüntzel = Lüntzel, Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. Hildesheim 1858.
Ey II. = Ey, Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze. Stade 1862.
Giebelhausen = Giebelhausen, Der Berggeist. Halle 1868.
Weichelt = Weichelt, Hannoversche Geschichten und Sagen. Celle 1878.
Größler I. = Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Eisleben 1880.
Wrubel = Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg i. S. 1883.
Steinhoff = Steinhoff, Der Regenstein. Blankenburg a. H. 1883.

Größler II. = Größler, Nachlese von Sagen ꝛc. der Grafschaft Mansfeld ꝛc. Eisleben 1887.
Günther, A. = Günther, Der Ambergau. Hannover 1887.
Günther, Hz. = Günther, Der Harz. Hannover 1888.
Pröhle, Br. = Pröhle, Brockensagen. Hamburg 1888.
Günther I—IV. = Pröhle, Aus der Geschichte der Harzlande. 1889—91.
Heimat = „Aus der Heimat“. Sonntagsblatt des Nordhäuser Kurier.
Harz-Z. = Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte ꝛc.

(Die Titel derjenigen Schriften, auf die in den Anmerkungen zu den einzelnen Sagen nur einmal verwiesen ist, sind nicht abgekürzt.)

An Sagensammlungen und Schriften verwandter Art

nenne ich außerdem noch folgende*):

„Wundergeschichten und Legenden der Deutschen“. 2 Bände. Quedlinburg 1816.
C. Hildebrandt, Marie, das Mädchen der Danneilshöhle. Quedlinburg 1821.
Eduard Wehrmann, Der Berggeist des Harzes. Quedlinburg und Leipzig 1824.
Ewald, Die Prinzessin vom Ilsenstein im Harz. Erzählung nach Sagen aus dem Munde des Volkes. Leipzig 1825.
Ludwig Wilhelm Schrader, Die Sage von den Hexen des Brockens. Quedlinburg und Leipzig 1839.
Heinrich Pröhle, Harzbilder. Leipzig 1855.
— — Aus dem Harze. 2. Aufl. Leipzig 1857.
— — Erzählungen aus dem Harzgebirge. Berlin 1862.
K. Heine, Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seen. Halle 1872.
Dr. Otto Richter, Deutsches Kyffhäuserbuch. Eisleben 1876.
Karl Meyer, Beiträge zur urkundlichen Geschichte der goldenen Au. Nordhausen 1876.
H. Heine, Die schönsten Sagen, Märchen und Bilder aus dem Harze. Leipzig 1878.
H. W. Hertzer, Harzmärchen. Wernigerode 1883.
Wilhelm Röseler, Brockenteufel. Ein Harzlied. 2. Aufl. Berlin 1886.
C. Trog, Berg-, Hütten- und Schmiedesagen. 1886.
Gust. Ad. Leibrock, Sagen des Harzes. 3. Aufl. Quedlinburg 1887.
von Harweck-Waldstedt, Was die Ilse rauscht. Harzburg 1887.
Ernst Ernoth, Hanskühnenburg. Eine Sage vom Oberharz in Romanzen. Osterode 1889.
Carola Freiin von Eynatten, Harzsagen. Weimar 1889.
L. Frahm, Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Altona 1890.
C. Förstner, Prinzeß Ilse. Märchen. Halberstadt 1890.
Marie Kutschmann, Im Zauberbann des Harzgebirges. Glogau 1890.
Harweck-Waldstedt, Was die Selke plätschert. Osterwieck 1891.
Marie Petersen, Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Leipzig (ohne Jahr).
Gleim, Eine vergebliche Brockenreise vor 100 Jahren. In lustigen Versen. Harzburg (ohne Jahr).
W. Trenkner, Aus dem Harze. Klausthal (ohne Jahr).
M. Eichler, Harzblumen. Sagen und Geschichten. Harzburg (ohne Jahr).
C. Förstner, Neues und Altes aus dem Sagenkreise des Vater Brocken. Quedlinburg (ohne Jahr).
C. Förstner, Aus der Sagen- und Märchenwelt des Harzes. Quedlinburg (ohne Jahr).
— König Hübich. Ein Harzmärchen (in Versen). Quedlinburg (ohne Jahr).
August Aderholdt, Harz-Balladen. Nordhausen (ohne Jahr).
Albert Gillwald, Die Sagen des Harzes und die neu entdeckte Hermannshöhle. Thale (ohne Jahr).
Hermann Hoffmeister, Am Kaiserhof zu Goslar. Eine historische Novelle. Osterwieck (ohne Jahr).
„Freundin der Jugend“, die Spinnstube im Harz. (Arnstein.) Schauspiel mit Gesang. Halberstadt (ohne Jahr).
Rudolf Hinterhuber, Über Bergsagen. (Ohne Ort und Jahr.)
Theodor Erdmann, Die alte Kaiserstadt Goslar. Goslar 1891.

*) Ich führe auch hier nur Bücher auf, die mir vorgelegen haben.

Quellenangabe*) und Bemerkungen.

1. Calvör 9. Honemann I, 23 ff. Wenn Goslar auch erst im Jahre 979 urkundlich erwähnt wird, so ist doch an der Richtigkeit der alten Nachricht, daß der Bergbau noch in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Otto I. aufgenommen sei, nicht zu zweifeln. Die Sage von Ram taucht erst Jahrhunderte später auf. Der Berg hieß früher Ramsberg, d. i. Rabenberg (mons corvorum). Der angebliche Grabstein Rams ist erst um 1200 angefertigt und mit den Namen Ram und Gosa noch später versehen. Günther, Harz, 196. Die Harzburg ist erst von Kaiser Heinrich IV. erbaut.

2. Häke, Historie von denen im Fürstenthume Braunschweig am Harz belegenen Bergwerken (um 1580 geschrieben). Mscr. im Archiv des K. Oberbergamts zu Klausthal. Honemann I, 29 ff. Calvör 7 f. 55. Lüntzel I, 370. Engelhusen (15. Jahrh.) erzählt die Geschichte von Heinrich dem Finkler; Martin Hoffmann (16. Jahrh.) macht Gundelkarl zu einem Hofbedienten Heinrichs II. und dem Brudersohn Rams.

3. Kuhn 184. Nach Gottschalck 262 machte der Teufel die Kaisertochter häßlich, als er sie wachend fand: er fuhr ihr mit der Kralle über das Gesicht, drückte die gewölbte Nase platt, riß ihr den Mund bis an das Ohr auf und zerquetschte ihr ein Auge. Vergl. Anmerkung zu Nr. 117 und 118.

4. Obwohl man dies nach dem Vorworte (Pr. I, XXIII) kaum erwarten sollte, erzählt Pröhle diese Sage, deren ersten Teil ich hier ausfallen lasse, wörtlich nach Schulze (nur S. 21, Z. 5 v. o. muß es statt stricken sticken heißen, ein Lesefehler, der sich auch in Pröhles 2. Auflage, S. 80, Z. 1 v. o. wiederfindet). Mir hat das Schulzesche Manuskript vorgelegen. — Sollte bei Bildung der Sage, in die mythische Züge verwoben sind, die Erinnerung des Volkes an Heinrichs erste Gemahlin Hatheburg, die er auf Befehl der Kirche verstoßen mußte, mitgewirkt haben? Vergl. Günther IV, 9. Übrigens war Heinrichs I. Enkelin Mathilde die erste Äbtissin des von ihren Großeltern gegründeten Stiftes Quedlinburg (Günther, Harz, 773); und in der Schloßkirche daselbst zeigt man zu ihren Füßen auch die vermeintliche Grabstätte des Hündchens Quedel. Doch bedeutet „Quitilingen“ wohl die Ansiedelung auf der Quehle, Zwehle, d. i. auf der Flußgabel zwischen den Armen der Bode.

5. Goslar am Harz sonst und jetzt (1863) 14.

6. Pröhle I, 28.

7. Pröhle I, 25.

8. Lüntzel I, 257 (nach Lambert von Aschaffenburg zum Jahre 1063). Harrys II, 69. Der sagenhafte Zusatz vom Teufel taucht erst später auf. (Günther, Harz, 424 f.) Es ist bezeichnend, daß sich auch am Harze eine Erinnerung an die Mildthätigkeit Heinrichs IV. erhalten hat, den das Volk nach seinem Tode Heinrich den Barmherzigen nannte.

9. Dr. Paul Zimmermann (in Harz-Z. XXI, 339 ff.) nach Georg Thym, „Des Edlen, Gestrengen ꝛc. Heldes Thedel Vnuorferden von Walmoden ꝛc. Ritterliche Thaten ꝛc.“ 1558. 1559. 1563. (Außer den von Zimmermann aufgezählten älteren Ausgaben giebt es noch einen vom † Reichsgrafen von Walmoden auf Heinde veranstalteten Neudruck. Das von mir benutzte Exemplar war Eigentum des † Superintendenten Mollenhauer in Bockenem. — Eine billige Handausgabe hat Herr Archivar Dr. Z. 1888 in Halle bei Niemeyer erscheinen lassen). — Die Thedelsage ist mit der alten Dietrichsage verwandt, wie denn auch der Name Thedel — noch heute der Hauptname des Geschlechts — mit Dietrich gleichbedeutend ist. Gleich dem Dietrich von Bern in der Heldensage reitet Thedel auf einem schwarzen Pferde davon. Pröhle in Harz-Z. XX, 581 ff.

10. Mündlich.

11. Günther, A., 304 ff., und Günther, Harz, 99. Siehe dort auch die französische Hubertuslegende, die Beschreibung der Kapelle, sowie die Deutung der Mythe, wonach Hubertus mit Wuotan identisch ist. Vergl. auch Schambach 75 u. a.

12. Günther, A., 368 ff. Günther, Harz, 96 f. Harrys I, 6. Schambach 64. 339. 342. Dill ist ein Beiname des Teufels, der vielfach an Wuotans Stelle getreten ist. Näheres am erstgenannten Orte. — Das Zechgelage bei Harrys gehört nicht in diese Sage.

13. Lüntzel I, 27 nach der lateinischen Legende.

14. Hoffmann 109 f. Görges I, 72 f. Halb. 499 ff.

15. Görges I, 73.

16. Ey I, 219.

17. Pröhle I, 41 f. Geschichte der Burg, Günther, Harz, 382 ff.

18. Pröhle I, 43.

19. Pröhle I, 179.

---

*) Ich nenne nicht alle Bücher, in denen sich die Sagen finden, sondern in der Regel nur die ältesten Quellen.

20. Honemann III, 141 ff. Schambach 47. Max, Geschichte des Fürstentums Grubenhagen I, 442 ff. Günther, Harz, 299—306.

21. Vaterländisches Archiv II, 248 ff. Adolf Beneke in Weichelt III, 121. Die Variante, Pröhle I, 176. Die Geschichte von dem verkehrt aufgeschlagenen Hufeisen wird von vielen Burgen, u. a. auch von der sog. Lippoldshöhle bei Brunkensen, dem in Fels gehauenen Teile einer Burg der Edelherren von Hohenbüchen, erzählt.

22. Pröhle I, 160. Schluß: Richard in Pröhle I, 286. Näheres über die Burg Günther, Harz, 372 f. „Grafen von Osterode" hat es nie gegeben. Die Burg war herzoglich und wurde schon 1130 von einem Vogt bewohnt.

23a. Thüringen und Harz III, 1 ff. Brederlow 540. — b. Harrys II, 58.

24. Richard in Pröhle I, 287.

25. Richard in Pröhle I, 28 ff.

26. Schuster 59 ff. Thüringen und Harz III, 23 f.

27. Pröhle I, 148 f. — „Lerbach" bedeutet der Bach in der Einöde.

28. Pröhle I, 153 f.

29. Pröhle I, 155.

30. Mündlich. Ey und Pröhle erzählen ähnliche Sagen.

31. Schulze in Harrys II, 30.

32. Brederlow 553. Trenkner, Kurort Grund, 76 ff.

33. Schulze in Harrys II, 38. Pröhle I, 58. Brederlow 552. Kuhn 193.

34. Teils nach Pröhle I 61, teils nach Frahm, Norddeutsche Sagen, 285.

35. Mündlich.

36. Halb. 524.

37. Ey I, 221. Deutung siehe Günther, Harz, 95. Der wilde Mann ist der wilde Jäger Wuotan, die Moosweiblein sind Frigg und ihre Elben, die personifizierten Wolken.

38. Ey II, 204.

39. Ey II, 120.

40. Ey I, 216.

41. Pröhle I, 47.

42. Ey II, 29 ff.

43—52. Allgemeines vom Bergmönch siehe Schulze in Harrys II, 2; Günther, Harz, 662; Wrubel 6. Vergl. auch Günther, Besiedelung des Oberharzes.

43. Kuhn 194 f.

44. Brederlow 528. Schulze in Harrys II, 48. Frauenstein 376. Günther, Harz, 663 f.

45. Grimm I, 4.

46. Schulze in Pröhle I, 73.

47. Pröhle I, 133.

48. Schulze in Pröhle I, 73 f.

49. Schulze in Harrys II, 4.

50. Ey II, 147.

51. Ey II, 202.

52. Ey I, 213.

53—57. Allgemeines über Venedigersagen Kuhn 197. Wrubel 5.

53. Kuhn 198.

54. Pröhle I, 63.

55. Ey II, 40.

56. Wrubel 91, nach Gräßes Sagenbuch II, 961.

57. Lohrengel in Pröhle I, 129.

58. Pröhle I, 130.

59. Pröhle I, 108 ff. (zum Teil nach Schulze). Eine ähnliche Geschichte erzählen Schambach u. M. 307. Auch von der Mordmühle in der Mitte zwischen Bockenem und Hildesheim wird dieselbe Geschichte erzählt.

60. Schulze in Harrys II, 18. Schulze in Pröhle I, 84.

61. Ey II, 66.

62. Schulze in Pröhle I, 74.

63. Ey II, 193.

64. Pröhle I, 89.

65. Lohrengel in Pröhle I, 69.

66. Pröhle I, 99.

67. Schulze in Harrys II, 11 ff. Pröhle I, 96. Schulze „Ewerharzische Zitter" 101. („Es Wahrzang".)

68. Schulze in Pröhle I, 90.

69. Schulze in Pröhle I, 75. Günther, Harz, 299 ff.

70. Heimat 1866, Nr. 11. Rocholl, Christophorus 217.
71. Ey II, 181.
72. Ey II, 194 ff. Pröhle I, 106 f. (zum Teil nach Schulze).
73. Günther, Gesch. IV, 15.
74. Haushalter in Harz-Z. 1883, 244. (Firmenich III, 279. Anmerkung. — Ohne Zweifel von Schulze eingesandt.)
75. Lohrengel in Pröhle I, 118 ff.
76. Schulze in Harrys II, 6. Pröhle I, 124 ff. (zum Teil nach Lohrengel). Über die Wuotansmythe vom wilden Jäger siehe Günther, Harz, 93 f.
77. Pröhle I, 127.
78. Pröhle I, 140.
79. Lohrengel und Schulze in Pröhle I, 141 f.
80. Ey II, 33.
81. Schulze in Harrys II, 34.
82. Brederlow 516 ff.
83. Pröhle I, 134.
84. Grimm I, 136. Brederlow 504.
85. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, 429. Wrubel 114.
86. Schambach 126 f.
87. Ey II, 206. Über die Burg, nach welcher der Hausberg seinen Namen führt, siehe Günther, Harz, 353.
88. Brederlow 498. Günther, Harz, 358. Daß sich diese Sage gerade an Herzberg knüpft, findet darin seine Erklärung, daß hier Herzog Georg nach seiner am 14. September 1617 vollzogenen Vermählung mit der Prinzessin Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt seinen Wohnsitz nahm. Georg wohnte auf dem Schlosse Herzberg, wo ihm acht Kinder, darunter Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover und Vater Georgs I. von England, geboren wurden, bis 1635, seine Gemahlin als Witwe von 1645 bis 1659. — Die goldene Kugel hatte Georg übrigens schon am 15. April 1611 und zwar im Schlosse zu Celle gezogen. Herzberg war in diesem Jahre noch in den Händen der Wolfenbüttelschen Linie.
89. Pröhle I, 183.
90. Schambach 241.
91. Thüringen und Harz III, 278.
92. Günther, Harz, 410. Abweichend Schuster 129, Harrys II, 77, und Schambach 331 (nach Meister, Herzberg 68). Eine andre Sage (Schambach 24) läßt einen Hirten die Höhle zum Zeitvertreib aushauen.
93. Görges I, 53.
94. Pröhle I, 198.
95. Schuster 51. Thüringen und Harz III, 281 f.
96. Schuster 28 ff. Thüringen und Harz 119 f. Brederlow 485.
97. Kuhn 232.
98. Pröhle I, 204 f.
99. Heimat 1885, Nr. 4.
100. Otmar 326 f. Grimm I, 147. Kuhn 224.
101. Otmar 115 f.
102. Behrens 126 f. v. Rohr II, 136. Grimm I, 371.
103. Behrens 127 f.
104. Harrys II, 85. Brederlow 469 f. Über jenen Mord siehe Günther, Harz, 309.
105. Größler I, 195.
106. Heimat 1885, Nr. 4, nach Perschmann, Reformation in Nordhausen.
107. Kuhn u. S. 227. — Nach alten Chroniken kauften die Nordhäuser die Schnabelburg dem in Kelbra residierenden Grafen Ulrich III. von Hohnstein ab, und während man diesem in der Stadt das Geld zuzählte, zogen die Bürger hinaus und zerstörten die Burg. Nach Förstemanns gründlichen Untersuchungen liegt indes die Sache anders: die Stadt kaufte einen Teil des Hohnsteins (und andere Besitzungen) von den Herren von Salza. Dagegen erhoben die Grafen von Hohnstein Widerspruch, indem sie den Hohnstein für ihr Lehen erklärten, und befehdeten die Stadt. In dieser Fehde fingen die Nordhäuser einen jungen Grafen nnd entließen ihn, als er sein Ehrenwort gab, sich an einem bestimmten Tage zu stellen. Er ließ sich indes nicht wieder sehen. Im Jahre 1368 schlichteten die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen den Streit dahin, daß die Stadt den Grafen für die Schnabelburg 1500 Mark S. bezahlte und diese Burg sofort abgebrochen und nie wieder aufgebaut werden sollte. Heyse, Beiträge &c., 80 f.
108. Behrens 85 f. v. Rohr II, 100. Grimm I, 280.
109. Rackwitz in Heimat 1885, Nr. 9.

110. v. Rohr I, 140. Otmar 75 ff. Gottschalck 282. Thüringen und Harz I, 152 ff. Das wunderthätige Marienbild befindet sich jetzt auf einem Altar der Kirche Beatae Mariae Virginis in Heiligenstadt. Im Bauernkriege wurde es samt der Kirche (in Elende) durch die Bienenvölker des Pfarrers Klute mit Glück verteidigt, stand nach Einführung der Reformation in der Sakristei der Kirche und wurde 1626 vom kaiserlichen Oberst Fabre du Four nach Heiligenstadt entführt. (Nach einer Nachricht im Pfarrarchiv zu Elende wanderte es eigenmächtig nach Heiligenstadt aus, um den Greueln des Krieges zu entgehen.) Mit dem Gnadenbilde ist auch ein Pergamentband aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts nach Heiligenstadt gekommen. Danach hatte jenes bis zu jener Zeit 465 Wunderzeichen (signa) vermittelt. Durch Anrufung desselben wurden Gefangene aus den Händen der Räuber und der Hussiten befreit, Hirten und andre aus den Rachen von Bären und Wölfen errettet, zum Rädern Verurteilte zum Tragen des heißen Eisens begnadigt, ein Hund von der Tollwut befreit und böse Krankheiten aller Art geheilt. — Der Kirche wurden dafür wertvolle Geschenke zu teil: aus Silber geformte Gliedmaßen, silberne Kelche, große Leuchter für den Hochaltar (außer diesem hatte die Kirche drei Altäre), prachtvolle und kostbare Meßgewänder, goldene Ringe und Ketten, Sicherheitsnadeln, Fibeln und Spangen; ja Pferde und einmal sogar ein ganzes Haus. Die Pilger und Wohlthäter kamen teilweise selbst aus fern gelegenen Orten, aus Aschersleben, Quedlinburg, Wasserleben, Brandenburg, Berlin, Lüneburg, Hildesheim, Lamspringe, Paderborn, Bartdorf in Holland, Aachen, Göttingen, Kreuzburg a. d. Werra, Bamberg, Walstedt a. Main, Hof, Würzburg, Frankfurt a. Main, Koburg, Greiz, Dresden, Prag, Wien u. s. w. Und sie gehörten zum Teil den höchsten Ständen an; es finden sich unter ihnen z. B. eine Königin von Schweden, Herzoginnen von Mecklenburg, Bayern, Cleve, Braunschweig, Herzöge von Grubenhagen und von Göttingen, Landgrafen von Hessen, Grafen von Regenstein, Wernigerode, Stolberg, Hohnstein, Schwarzburg, Gleichen und Mansfeld; Glieder der Adelsgeschlechter von Uslar, Kerstlingerode, Hanstein, Witzleben u. s. w. Die Kirche besaß 15 Indulgenzen von Kardinälen und Bischöfen und eine große Anzahl Reliquien, darunter: Stücke der Krippe des Jesuskindes, vom heiligen Kreuze, von der Säule, an der Christus gegeißelt wurde, vom Tische, an dem er das heilige Abendmahl einsetzte, vom Steine, auf dem er Blut schwitzte, vom Steine, auf dem das Kreuz stand, vom Steine, auf den sein Leichnam gestellt wurde, vom Steine, auf dem Christus bei der Himmelfahrt stand, ein Stück vom Grabe Christi, vom Steine, von welchem aus er den heiligen Geist sandte, etwas vom Boden, auf dem Christus versucht ward, auf dem er das Vater Unser erdachte, von der Stelle, auf der er bei seiner Taufe stand, Erde von Bethlehem, von dem Wege, auf dem Christus über Jerusalem weinte, vom Calvarienberge, von Golgatha, vom Berge der Himmelfahrt, vom Berge Sinai, ein Stück von Aarons grünendem Mandelstabe, etwas von den Myrrhen, welche die Weisen brachten, mehrere Stücke von den Kleidern der Jungfrau Maria, von ihrem Grabe, von dem Faden, den Maria spann und Christus trug, ein Stückchen vom Haupte Johannis des Täufers, Reliquien von sämtlichen Aposteln und einer großen Anzahl von Märtyrern und Heiligen beiderlei Geschlechts. Dr. Julius Schmidt in Harz-Z. 1888, 190—202.

111. Heimat 1887, Nr. 5.

112. Heimat 1889, Nr. 36.

113. Krönig in Heimat 1888, Nr. 9.

114. Heimat 1887, Nr. 24.

115. Krönig in Heimat 1888, Nr. 10.

116. Krönig in Heimat 1888, Nr. 16.

117. Sommer 1 ff. Daß diese Sage statt des Kaisers Friedrich den Kaiser Otto II. nennt, hat nichts Auffallendes; sie wird gerade dadurch als Mythe gekennzeichnet. (Auch an andre Helden, sowohl an geschichtliche, wie an die unserer Heldensage, knüpft sich derselbe Mythus. So schläft Siegfried mit andern Helden im Bergschlosse Geroldseck, Kaiser Karl der Große im hessischen Odenberge und im Kaiser-Karls-Berge zwischen Nürnberg und Fürth, und hinsichtlich des Unterberges schwankt die Sage zwischen ihm, Barbarossa, dem Kaiser Friedrich II. und Karl V. Andere Sagen nennen Etzel und Dietrich von Bern, den Sachsenherzog Wittekind, den Welfen Eticho, den Schweizer Tell, ja sogar den Sandwirt Hofer.) Vergl. auch Sage Nr. 3: Kaiser Heinrich im Sudmerberge. Im übrigen verweise ich auf die Bemerkung zu Nr. 118 und auf Günther, Harz, 100 f.

118. Behrens 151. Grimm I, 25. Günther, Harz, 30. Die Kyffhäusersage ist eine Verbindung der deutschen Kaiser- (oder Friedrich-)sage mit der heidnisch-germanischen Bergentrückungssage; und zwar läßt sich diese Verbindung bis in das 14. Jahrhundert zurück verfolgen. Der Kyffhäuserberg hieß ehemals, noch im Jahre 1277, der Wodansberg, war also in alter Zeit eine dem Gotte Wuotan geheiligte Opferstätte. Als das Christentum in die deutschen Lande kam, wurde er nicht etwa zu einer Verbannungsstätte für den verdrängten Gott Wuotan — diese Ansicht ist durchaus irrig — vielmehr ist ein solcher Götterberg (da nach den mythologischen Anschauungen aller indogermanischen Völker Wolke

und Berg gleichbedeutend sind) die Walhalla, in der Götter und Helden des letzten Kampfes harren. Da die Göttersage in christlicher Zeit in Heldensage überging, so halten sich auch die Helden der Sage in Bergen auf. Der Mythus von der Götterdämmerung (vergl. Günther, Gesch. III, 27) gab den Gegnern des Christentums Nahrung für ihre Hoffnung auf Wuotans Wiederkehr; und hier liegt der Anknüpfungspunkt für die Kaisersage.

Die Kaisersage bezieht sich in allen älteren Quellen auf Friedrich den Zweiten, nicht auf dessen Großvater Friedrich Barbarossa. Sie ist ein Weheruf aus der Zeit des kirchlichen und sozialen Elends und zugleich ein Trostwort durch die von ihr genährte Hoffnung, daß Kaiser Friedrich nach schwerem Kampfe ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde, in dem alles Elend und alle Schäden des kirchlichen, politischen und sozialen Lebens aufgehoben sind. An diesem Glauben, daß einmal alle Not und Ungerechtigkeit weichen muß, haben die Deutschen trotz alles Irrsals festgehalten, mochten sie die Hilfe auf Erden von ihren Göttern, von ihren Helden oder von ihrem Kaiser erwarten.

Die Kaisersage, die durch ihre Beziehung gerade zu Friedrich II. ihre antirömische Tendenz an der Stirn trägt, hat ihre erste Erfüllung durch die im ganzen Mittelalter von Fürsten und Volk ersehnte Reformation gefunden. Seitdem blieb den Deutschen noch übrig, auch auf eine bessere politische Gestaltung des Vaterlandes zu hoffen, und es ist hierfür sehr bezeichnend, daß erst seit der „kirchlich-sozialen Erlösung" in der Kyffhäusersage Friedrich II. dem stolzen Rotbart weichen mußte, mit dessen Bilde die Vorstellung von Deutschlands politischer Größe verbunden war. E. Genau in Harz-Z. XXIII, 333 (nach einem Vortrage Fuldas). Vergleiche auch Richter, Deutsches Kyffhäuserbuch, in dem u. a. zahlreiche den Kyffhäuser und die Rotenburg betreffende Sagen zusammengestellt sind.

119. Otmar 134 ff.
120. Otmar 161 ff.
121. Größler II, 24.
122. Otmar 143 f.
123. Otmar 147 ff. Grimm I, 246.
124. Otmar 154 ff.
125. Grimm I, 339.
126. Hoffmann 32.
127. Hoffmann 32 f. Spieker II, 247 f.
128. Heimat 1889, Nr. 18.
129. Thüringen und Harz II, 214 f. Größler 189.
130. Wrubel 127 nach Gräßes Sagenbuch I, 501.
131. Gottschalck 189. Hoffmann 182. Harrys II, 62.
132. Otmar 121. Gottschalck II, 41. Gottschalck 68. Hoffmann 5. Thüringen und Harz VI, 74. Kuhn 226. Größler I, 181. Heimat 1881, Nr. 19.
133. Kuhn 225.
134. Gottschalck 15. Hoffmann 20. Thüringen und Harz VI, 77. Spieker 257. Größler I, 185. (Wörtlich.)
135. Grimm II, 226. Grimm verlegt den Wohnsitz des „edlen Möringers" allerdings an die Donau. Nachdem aber v. Mülverstedt in seinem Aufsatze: „Des Minnesängers Heinrich von Morungen Heimat und Geschlecht" (Harz-Z. 1880, 440—476) überzeugend nachgewiesen hat, daß jener bedeutendste Minnesänger aus der Zeit vor Walther von der Vogelweide unserm harzischen Morungen angehört, darf die Sage vom edlen Möringer in einer Sammlung der Harzsagen nicht länger fehlen. Über Burg Morungen, den Minnesänger Heinrich und dessen Dichtungen siehe auch Günther, Harz 878 ff. Zu dem Ausdrucke in der Sage: der Ritter faßte den Entschluß, weit hinzuziehen „in Sanct Thomas Land", bemerke ich, daß Heinrich von Morungen etwa im Jahre 1215 dem Thomaskloster in Leipzig 10 Talente Einkünfte von der Münze daselbst schenkte, und daß er seiner Bestimmung gemäß in diesem Kloster begraben liegt.
136. Hoffmann 204. Thüringen und Harz III, 57 ff. Halb. 12 ff. Zu dieser Sage erklärt Karl Meyer in Nordhausen in der Nordhäuser Zeitung Nr. 298, 1880, daß sich im Kirchenbuche von Wallhausen folgende Einzeichnung finde: „Am 9. August 1696 kamen die beiden Söhne Ludwigs von der Asseburg auf den unglückseligen Einfall, aus einem dieser Becher ihrem Gaste, einem Baron von Werthern aus Brücken, zuzutrinken. Bei dieser Gelegenheit zersprang das eine der verhängnisvollen Gefäße. Am selbigen Tage fanden auch beide Brüder den Tod dadurch, daß die Pferde scheu wurden, und der Wagen, in dem die jungen Männer saßen, in die Helme stürzte." Da diese Mitteilung mit voller Sicherheit auftritt, so habe ich sie auch in meinen „Harz", S. 888, aufgenommen. Sie ist aber in ihrem ganzen Wortlaute falsch. Vielmehr lauten die Eintragungen nach Clemens Menzel (dem nun schon abgerufenen fleißigen und gewissenhaften Forscher am Südharze): „1696 den 9. Augusti, 9 p. Trinit. Abends zwischen 7 und 8 Uhr, hat der Wohlgeb. Herr Johann von der Asseburg auf dem Rückwege von Brücken, da er aus der Chaise springen wollen

(indem er bei genommener Flucht und entreissung derer Pferde sein Leben salviren wollen) sich zu Tode gefallen; der verblaßte Bürger wurde folgendem 4. Xbr. (Dezember) ej. a., war der Freitag post dom. adventus, in der Schloßkapelle in Begleitung vieler Vornehmen vom Adel mit adligen Ceremonien beerdigt bei gehaltener Gedächtnißpredigt und Abdankung, sein gottseliges Leben hat er gebracht auf 41 Jahre 8 Wochen 5 Stunden." — „1696, 18. Augusti, war der Dienstag post 10 dom. Trinit., ist der hochwürdige und hochwohlgeborene Herr Friedrich Ludwig von der Asseburg, des Stifts Naumburg Domherr, auf Wallhausen Erbherr, im Herren sel. entschlafen, da er auf dem kurzen Rückwege von Brücken nach Wallhausen nebst vorgemeltem seinem Herrn Bruder durch einen unglücklichen Sprung aus der Chaise ein Bein gebrochen, auf sein schmerzhaftes Lager bis an sein seliges Ende geduldig ausgehalten und sein rühmlich geführtes Leben gebracht auf 45 Jahre 9 Monat 3 Tage 7 Stunden. Der verblichene Leichnam ist eodem anno den 3. Xbr. gleichfalls mit einer Leichenpredigt und Abdankung im Gefolge vieler Cavaliers und dames beerdigt worden."

137. Größler I, 159.

138. Größler I, 162.

139. Größler I, 68.

140. Größler I, 54.

141. Sommer 10 f. Giebelhausen 52 ff. Heine 27. Größler I, 66.

142. Sommer 149 f. Größler I, 18 (Neue Mitteil. des Th.-Sächs. Ver. V, 2, 130 ff. Giebelhausen, Mansf. Sagen und Erzählungen, Nr. 1).

143. Sommer 92 ff.

144. Größler II, 12.

145. Größler I, 212.

146. Größler I, 222 (nach der Thuringia von 1843. Richter, Deutscher Sagenschatz IV, Nr. 82).

147. Größler I, 67.

148. Simrock X, 466 ff.

149. Größler I, 62.

150. Größler I, 5.

151. Größler I, 12.

152. Sommer 17 f. Giebelhausen 42 ff. Größler I, 51; II, 7.

153. Größler I, 64.

154. Größler I, 28 (nach Giebelhausen, Hack und Mack II, 20—25).

155. Größler I, 26.

156. Größler I, 23.

157. Größler I, 21 (Giebelhausen, Mansf. Sagen und Erzählungen, 18—41).

158. Giebelhausen 23 ff. Größler 140 (Busch, Chronik d. Gesch. Mansf., 185—188).

159. Größler I, 18.

160. Grimm I, 356. Die Sage vom wilden oder wütenden Heere, die mit der „wilden Jagd" nicht gleichbedeutend ist, erinnert an den Umzug der Nerthus.

161. Größler I, 11.

162. Sommer 80. Größler I, 130.

163. a. Sommer 79. b. Otmar 201 f. Grimm II, 320. Gottschalck II, 275. Hoffmann 240. Größler I, 131.

164. Halb. 82 f. Wirnt von Gravenberg versetzte in seinem um 1212 gedichteten Wigalois den historischen (1115 gefallenen) Hoyer von Mansfeld, wie er in der Geschichte und in der Sage des Volkes lebte, an König Artus' Hof.

Der herre der was rîche,
An manheit sîn gelîche
Der was niender in der schar.
Ez het von im, daz is wâr,
Vil maniger sinen lîb verlorn.
Er was von Mannesfelt geborn.
Der grave Hogier was er genant.

„Spätere Zeiten machten aus diesem dichterischen Widerschein eine wirkliche Person und setzten einen Hoyer den Roten in den Mansfeldschen Stammbaum." (v. Arnstedt.) Günther, Harz, 84 ff.

165. Größler I, 135. (Spangenberg, Mansfelder Chronik. Francke, Historie der Grafschaft Mansfeld, 10. Krumhaar, Mansfeld im Reformations-Zeitalter, 3.)

166. Größler I, 211.

167. Größler I, 88, nach verschiedenen älteren Chroniken. Über die Schlacht am Welfesholze siehe Günther, Harz, 845 ff.

168. Grimm II, 168. Thüringen und Harz VI, 111.

169. Größler II (zum Teil nach Busch, Bilder aus Mansfelds Vorzeit, 374).

170. Größler I, 122.
171. Giebelhausen 17 ff. Größler I, 90.
172. Gottschalck 17. Hoffmann 233. Thüringen und Harz VII, 140 ff.
173. Größler I, 107. (Leickner, Sagen vom Arnstein, 85 ff.) Beschreibung der Burg und Geschichte derselben in Günther, Harz, 840 ff. Im ersten Stockwerke der Ruine befindet sich eine Platte, die in Hochrelief eine auf dem Boden sitzende Frau darstellt, deren einer Arm auf der Weltkugel und deren andrer auf dem Lamme ruht. Nach Dr. Straßberger (Harz-Z. 1887, 116 ff.) haben wir in diesem Bildwerk späterer Zeit vielleicht eine Erinnerung an die Spinnerin zu sehen, die nach der Sage im Arnstein verzaubert sitzen soll. Doch stimme ich Dr. Rackwitz zu, nach dessen Ansicht jene allegorische Figur ursprünglich keine Beziehung zur „ewigen Spinnerin" habe. Die Sage ist ohne Zweifel älter als die Burg und eine Nornensage.
174. Größler I, 110. (Busch, Chronik 86. Leickner 7—71 in vier Gesängen.)
175. Gottschalck II, 208. Hoffmann 209. Thüringen und Harz III, 54.
176. Banse in Pröhle II, 268 ff.
177. Nach Förster, Aus der Sagen- und Märchenwelt des Harzes, 46 ff.
178. 1) Otmar 197 f. Grimm I, 368. v. F. 38 f. 2) Gilbert, Handbuch für Reisende (1795) III, 835. Hager, Geogr. II, 836. v. Rohr II, 423. Beckmann (1710). Spieker I, 50. Quedl. 67. v. F. 38. Thüringen und Harz I, 167. Spieker II, 123. 3) Merian, Sax. Inf., 226. Behrens 131. Reitzschitz, Siebenjährige Weltbeschauung (1686), 80 f. — Die Sage von der Magdtrappe hat keine Beziehung zur heidnisch-germanischen Mythe. Vielmehr wird sie in Anknüpfung an das Naturgebilde der Trappe entstanden sein. Größler in Harz-Z. 1887, 317. Näheres in Günther, Harz 827 ff.
179. Otmar 189 ff. Gottschalck 304. Quedl. 96 f. Grimm I, 231. v. F. 114 f. Thüringen und Harz III, 235.
180. Spieker I, 57, und II, 129, nach Beckmann (1710).
181. Halb. 192.
182. Pröhle II, 11.
183. 1) Otmar 181 ff. Etwas gekürzt von Grimm I, 363 ff. v. F. 137 ff. 2) Quedl. 125 ff. Grimm I, 366 ff. 3) Quedl. 147 f. Grimm I, 364. 4) Behrens 47. 5) von Alvenslebensche Reisebeschreibung vom Jahre 1656, mitgeteilt von Palm in Harz-Z. 1875, 495 ff. Merian, Sax. Inf., 226. Behrens 47. von Reitzschitz, Siebenjährige Weltbeschauung (1686), 81. 6) Schröder, vom Jahre 1644 (mitgeteilt von Palm l. c.) — Manche setzen die Roßtrappsage mit der Heldensage (Dietrich von Bern) in Beziehung, andre hören darin Anklänge an den Nibelungenhort. Wahrscheinlich ist sie aber nur in Anknüpfung an das Naturgebilde entstanden. Näheres in Günther, Harz, 767 ff.
184. Behrens 171. Siehe vorige Bemerkung.
185. Grimm I, 265.
186. Kuhn und Schwartz 197 f.
187. Halb. 364 ff.
188. Brederlow 396. Günther, Harz, 798 f.
189. Brederlow 399 f. Günther, Harz, 803 f.
190. v. F. 129 ff. Erst als ich die Sage bei Freygang in dieser einfachen Form fand, habe ich mich zu ihrer Aufnahme verstehen können. „Thüringen und Harz", aus dem sämtliche mir bekannte Sagensammlungen geschöpft haben, enthält sie im Anschluß an die etwas einfacher gehaltene Erzählung in Gottschalck, 112 ff., so übermäßig ausgeschmückt, daß sie den Charakter einer Volkssage völlig verliert.
191. a. Otmar 177. Quedl. 123. Grimm I, 237. Thüringen und Harz I, 118. b. Kuhn 170.
192. Spieker II, 42, nach Baczko's Legenden, Volkssagen x. (Halle 1818).
193. Halb. 45 ff.
194. Steinhoff 43. „Die Gefangennahme des Grafen ist nicht sicher bezeugt, und seine lange Einsperrung in den Kasten — Ähnliches wird bekanntlich auch aus andern Städten berichtet — darf trotz dessen hohen Alters in Zweifel gezogen werden. Von einem Schiedssprüche der Hansa und dessen Bestätigung durch den Kaiser ist nichts bekannt, und die zwischen den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein mit dem Bischof und der Stadt abgeschlossenen Verträge enthalten auch nicht das Geringste, was jene späteren Chronisten mit so großer Zuversichtlichkeit zu erzählen wissen. Mit voller Bestimmtheit wissen wir nur, daß Kämpfe zwischen den Grafen einer- und dem Bischof und der Stadt Quedlinburg anderseits stattgefunden haben, die schließlich für die ersteren keinen günstigen Ausgang nahmen." Janicke, Urk. der Stadt Quedlinburg II, 24. Näheres über diese Kämpfe Günther, Harz, 778 ff.
195. Stübner 285 f. Merode ließ vor seinem Abzuge die Stadt an allen Orten anzünden, um sie völlig in Asche zu legen. 24 Stunden schon wütete die Feuersbrunst, da

gelang es dem (späteren) Hofrat Finke und dem Hofprediger Johannes Herweg, die den Mut hatten, Merode persönlich um Schonung anzurufen, Pardon für das fast verwüstete Städtlein zu erlangen. — Die Erzählung von der Prozession ist nach Leibrocks Untersuchung ungeschichtlich. Günther, Harz, 759 f.

196. Otmar 330. Grimm II, 199.

197. Stübner I, 272 f.

198. Steinhoff 3 (nach Abels Chronik). Günther, Harz, 731.

199. Gottschalck III, 193 ff. Hoffmann 140 ff. Steinhoff 15 ff. Brederlow, der übrigens diese Sage von der Heimburg erzählt, sagt, daß Helmold seinen Bruder in den Brunnen gestoßen habe. — Friedrich besaß fast nur noch den Titel eines Grafen von Regenstein, so daß sich Siegfried II. aus der jüngeren Linie schon 1197 Graf von Regenstein und Blankenburg schreiben konnte. Friedrichs Sohn, Konrad II., der mit den deutschen Rittern gegen die Dänen kämpfte, wird zuletzt 1246 genannt. Mit ihm erlosch die ältere Linie Regenstein. Günther, Harz, 732.

200. Steinhoff 38. „Das Ereignis ist sehr zweifelhaft, da die Templer ihre hiesigen Besitzungen bereits 1306 verkauften, also in Halberstadt und Umgegend 1311 nichts mehr zu suchen hatten." Zschiesche, Halberstadt sonst und jetzt, 11. St. 38, Anm.

201. Steinhoff 45 f., nach Krantz, Saxonia (Leipzig 1563). „Das Bild des Grafen Albert schwankt, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte; während er von seinen Freunden als ein Spiegel der Ritterschaft hochgepriesen, in Urkunden die Zierde seines Geschlechts genannt wird, und uns in seinen Thaten die ritterliche, markige Gestalt entgegentritt, deren fester Arm die Feinde ringsum erzittern machte, geben ihn die Erzählungen seiner Gegner für einen Raubgrafen und Raufbold aus; und daß er auch noch in unsern Tagen dafür gehalten wird, daran haben jene immerfort wiederholten Erzählungen, daran hat wohl vorzüglich Bürgers Ballade „Der Raubgraf" schuld; denn der Graf von Rips, ein Kraut wie Käsebier und Lips (zwei Räuberhauptleute), wird nicht nur gewöhnlich auf ihn, das allverfluchte Felsennest, das wie der Königstein so fest, auf den Regenstein, das nächste Städtchen auf Quedlinburg gedeutet, sondern der Dichter selbst scheint seine Person und die genannten Örtlichkeiten im Sinne gehabt zu haben. Auch der Junker in Tiedges Blume der Lauenburg soll Albrecht sein" (Steinhoff 45.) Und seine Fehde um die ihm nach Erbrecht gebührende Grafschaft Falkenstein ist es, die Julius Wolff in seinem Raugrafen so anschaulich schildert. (Günther, Harz, 834.) — Über seinen Tod weiß die Geschichte folgendes zu berichten: Im Frühjahr 1348, als im Harzgau die Waffen ruhten, „ritt eines Tages Graf Albrecht mit nur wenigen Begleitern auf dem Wege von Derenburg nach Westerburg an Danstedt vorüber. Plötzlich stürmte eine Schar bischöflicher Ritter und Knechte, darunter Rudolf von Dorstadt, Albrecht von Bodenteich und Albert von Semmenstedt, auf ihn ein, griff ihn unversehens mit Übermacht an und erschlug ihn. Ein Schrei der Entrüstung erscholl rings im Lande. Laut beschuldigte man den Bischof, die blutige That angestiftet zu haben. Vergebens erbot er sich, von diesem Verdachte sich durch den Eid zu reinigen: man glaubte ihm nicht; behielt er doch die Thäter nach wie vor in seinem Dienste. Er hat übrigens den Eid nicht geschworen." (von Schmidt-Phiseldeck in Harz-Z.)

202. Merian, Herzogtum Braunschweig und Lüneburg. Behrens 161 f. Steinhoff 65. 70. Günther, Harz, 753.

203. Steinhoff 21. Die Geschichte kennt diesen Anno von Heimburg nicht. Sie weiß nur, daß nach dem Tode des Grafen Heinrich I. von Regenstein (1241) die Grafschaft auf dessen Söhne Ulrich I. und Siegfried II. in der Weise überging, daß für Ulrich und seine Nachkommen Schloß Heimburg und Umgegend ausgeschieden wurde.

204. Leibrock, Sagen des Harzes (3. Aufl. Quedlinburg 1887), 67. Eingehendes über Liutburg und Volkmar siehe Günther, Gesch. III, 99 ff., und Günther, Harz, 724 f.

205. Behrens 37. 757.

206. Halb. 172.

207. Halb. 163 ff.

208. Halb. 16.

209. Otmar 27 f. Grimm I, 242. Halb. 257.

210. Otmar 269.

211. Otmar 225 ff.

212. Otmar 279 ff. Variante Kuhn 159.

213. Halb. 64.

214. Albert Reinecke, Einführung des Christentums im Harzgau, 37 (nach Kaspar Abel). Über Errichtung des Bistums Osterwieck bezw. Halberstadt siehe auch Günther, Gesch. III, 58 ff.

215. Pröhle I, 99.

216. Hoffmann 130 f. Spieker 137.

217. Pröhle I, 50.
218. Grimm I, 358.
219. Otmar 173. Grimm I, 360.
220. Grimm I, 360. v. F. 164 ff. Thüringen und Harz VI, 135 f. Günther, Harz, 672 f.
221. a. Otmar 172, 178. b. Kuhn 178.
222. Kuhn 178.
223. Pröhle I, 2 f. Geschichte der Harzburg, Günther, Harz, 465.
224. Pröhle I, 1 f.
225. Otmar 239 f. Grimm I, 216. 353. Kuhn 180 ff. Hackelberg ist keine geschichtliche Person; Zimmermann hat in Harz-Z. 1879, 1—26, auf Grund der Akten nachgewiesen, daß es nie einen braunschweigischen Jäger dieses Namens gegeben hat. Nach Grimm ist Hackelbernd, d. i. Mantelträger, ein Beiname Wuotans und die Hackelbergssage nichts andres als die Mythe vom wilden Jäger. Auch Hackelbergs Tod ist echt mythisch. Näheres Günther, Harz, 96. In neuester Zeit wird die Richtigkeit der Grimmschen Deutung mehrfach angezweifelt. Heinrich Pröhle (Harz-Z. 1887, 581 ff.) mutmaßt, daß sich die Sage von der wilden Jagd unter Einwirkung eines im Solling wirklich vorgekommenen Ereignisses aus der Thedelsage gebildet habe.
226. Otmar 243 ff. Grimm I, 354.
227. Pröhle, „Brockensagen" (Harzburg 1888), zusammengestellt nach Müllenhoff, W. Schwartz, Kuhn und Schwartz, Schambach und Müller, Adalbert Kuhn und Pröhle. — Über den Brocken als Opferstätte siehe Günther, Harz, 90 ff. — In der Sage von der Walpurgisnacht ist die Erinnerung an ein großes Frühlingsfest zu erkennen, das früher von Norddeutschland bis nach Italien gefeiert sein muß. Der Blocksberg der Hexenprozesse ist nicht immer unser Brocken, da sich Berge jenes Namens, welcher Götzenberg bedeutet, in ganz Deutschland finden.
228. Kuhn 198 f.
229. Pröhle II, 127.
230. Harrys II, 79.

Erklärung

der

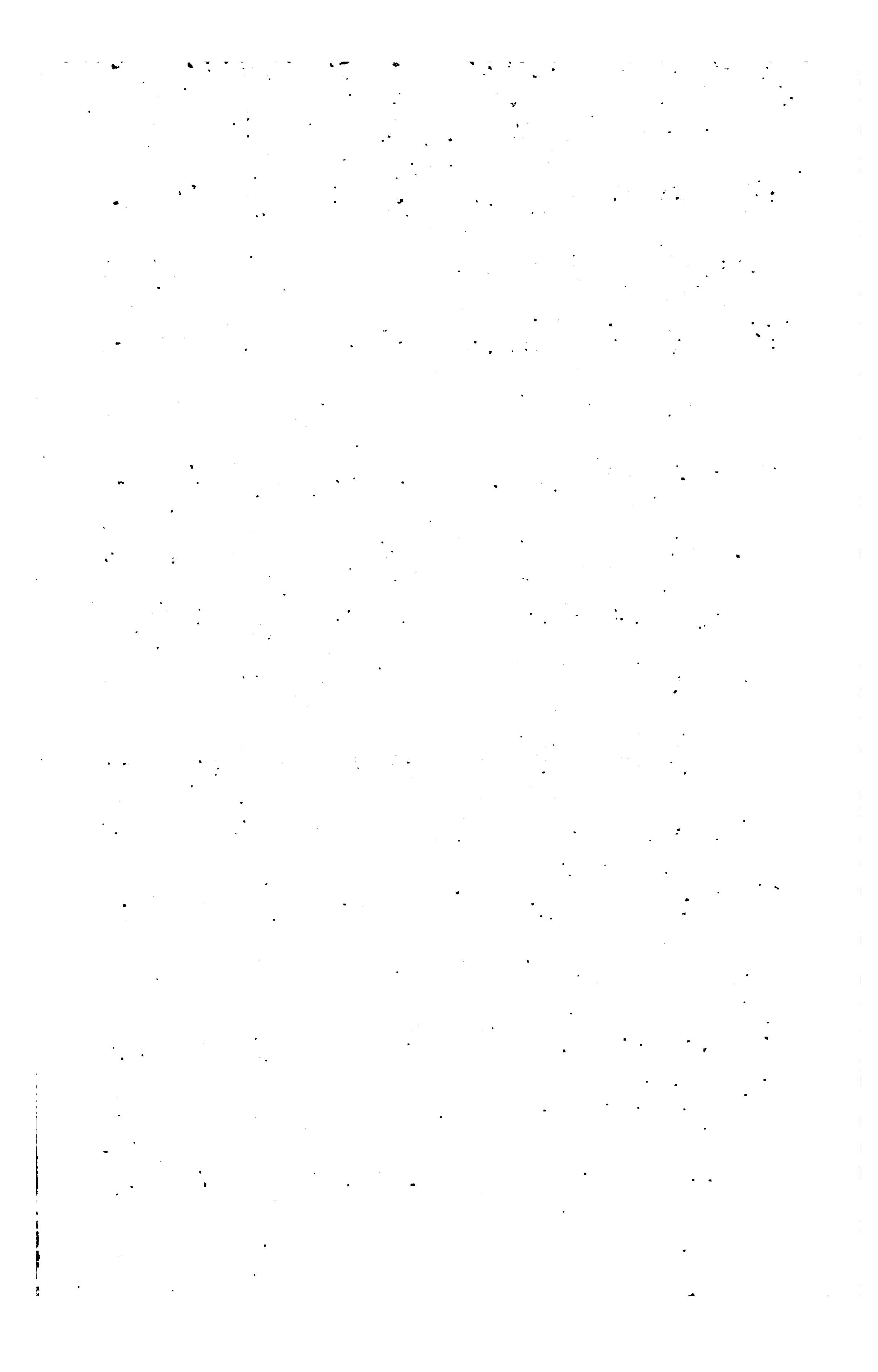
in den Sagen vorkommenden bergmännischen Ausdrücke.*)

Abbauen — nutzbare Mineralien mittels bergmännischer Arbeiten von ihren Lagerstätten lostrennen, gewinnen.
Abteufen (einen Schacht) — den Schacht dadurch herstellen, daß man von Tage aus senkrecht (saiger) oder im Winkel (tonnlägig) in die Tiefe arbeitet.
Ader — ein Gang von geringer Breite (Mächtigkeit).
Anfahren — sich an die Arbeitsstätte begeben.
Anschläger — der Bergmann, welcher die Fördertonnen unten im Schachte füllt und an das Seil hängt.
Auflassen (eine Grube) — den Weiterbau der Grube freiwillig aufgeben.
Aufnehmen (eine Grube wieder ...) — den Abbau einer verlassenen Grube wieder beginnen.
Ausbeute — Reingewinn, Überschuß beim Bergbau.
Ausfahren — aus der Grube an das Tageslicht steigen.
Aussetzen — ein Erzgang setzt zu Tage aus, wenn man ihn über Tage ohne bergmännische Arbeit entblößt sehen kann.
Auswechseln — schadhaft und unbrauchbar gewordene Zimmerung in Grubenbauen durch neues Holz ersetzen.
Belegen (mit Bergleuten) — Bergarbeiter in der Grube rc. beschäftigen.
Bergmeister — am Harze vor Einrichtung der Berginspektionen der mit Verwaltung und Leitung eines Grubenreviers betraute technische Beamte. Jetzt — Revierbeamter.

*) Für weiter gehendes Bedürfnis empfehle ich: Heinrich Veith, Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Breslau, bei Korn. 1871.

Bohrer — eine Eisenstange mit verstahltem Ende, welche zur Herstellung von Sprenglöchern mittels des Fäustels in das Gestein getrieben wird.
Bohrhäuer — ein Bergmann, dessen Hauptarbeit in der Herstellung von Bohrlöchern besteht.
Bohrloch — das mit Bohrer und Fäustel in das Gestein getriebene Loch, welches zur Aufnahme der Sprengladung bestimmt ist.
Bruch (zu Bruch gehen) — zusammenstürzen.
Druse — ein leerer Raum im Gestein, dessen Wände mit Kristallen überzogen sind; ein Stück Erz oder Gestein mit einem solchen Hohlraum.
Einfahren — sich in den Grubenbau begeben.
Erschürfen — auch Schürfarbeiten auffinden.
Erzdruse — siehe Druse.
Erzgang — eine plattenförmige Erzlagerstätte in Art einer mit Erz ausgefüllten Spalte, welche das Gebirge durchschneidet.
Erzstufe — ein Stück Erz.
Fahren — sich in einen Grubenbau, oder aus demselben, oder in dem Baue selbst von einer Stelle zur andern begeben. (Beim Bergbau hat sich also das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung „sich fortbewegen" erhalten. Vergl. auch Wallfahrt, Turnfahrt.)
Fahrloch — Öffnung in der Fahrbühne (dem aus Holz hergestellten Verschluß der Grube) zum Durchfahren.
Fahrschacht — der zum Ein- und Ausfahren der Bergleute bestimmte Schacht einer Grube.
Fahrt — die (hölzerne) Leiter im Schacht, welche zum Ein- und Ausfahren dient.
Fäustel — ein eiserner Hammer aus zwei gleichgestalteten verstahlten Schlagflächen (Bahnen).
Firste — die obere Begrenzungsfläche, die Decke eines Grubenbaues.
Fördertonne — ein großes faß- oder kastenförmiges, stark mit eisernen Bändern beschlagenes Gefäß, in dem Erz oder Gestein von unten nach oben gefördert wird.
Gaipel oder Geipel (aus Göpel verderbt) — das Haus über dem Schacht.
Gaipelaufseher — der Bergmann, welcher im Gaipel die Aufsicht führt.
Gang siehe Erzgang.
Geleucht — die zur Erhellung der unterirdischen Baue dienenden Beleuchtungsmittel; Lampen &c. sowohl als Öl u. dergl.
Geschworner — hieß früher der unmittelbar dem Bergmeister unterstellte, den Steigern vorgesetzte technische Beamte.
Gesenk — ein schachtartiger Bau, der aber nicht von der Erdoberfläche, sondern von einem Grubenbau niedergebracht ist. Auch: das Tiefste eines Bergwerks.
Gewerk — Mitglied einer Gewerkschaft, d. i. einer bergbaulichen Genossenschaft, welche eine Grube &c. auf gemeinsamen Gewinn und Verlust betreibt.
Gezäh — alle Werkzeuge, welche der Bergmann bei seinen Arbeiten gebraucht.
Grube — die zu einem Bergwerke gehörenden unterirdischen Baue.
Grubenkittel — ein kurzer hemdartiger Überwurf von starkem schwarzen Leinen, den der Bergmann bei der Arbeit trägt.
Grubenlicht — die gewöhnliche, flache, mit offener Flamme brennende Bergmannslampe.
Harzgulden — aus feinem Harzer Silber in Harzer Münzstätten geprägte Münze im Werte von 2/3 Thaler „Kassenmünze" (2,39 ℳ), meistens mit dem Bilde des Wildenmannes oder des Apostels Andreas.
Häuer — der eigentliche Bergmann, der die unterirdischen Grubenbaue herstellt und die Mineralien gewinnt.
Heben — ein Bohrloch hat gut gehoben, wenn die Sprengladung desselben sich wirksam erwiesen hat.
Hinterleder — ein halbrund geschnittenes Leder, welches die Bergleute um die Hüfte geschnallt hinten tragen.
Holzarbeiter — Bergleute, welche bei der Verzimmerung (dem Ausbau der Grube mit Baumstämmen) beschäftigt sind. Nicht zu verwechseln mit Waldarbeiter.
Hüttenmeister — hießen früher die oberen Beamten einer Hütte.
Inselt — Unschlitt.
Kratze — eine Art Hacke mit breiter, rundlicher Schneide, welche bei der Wegfüllarbeit gebraucht wird.
Kunst — die Wasserhebe- und Fördermaschine in der Grube.
Kunstjunge — ein dem Kunstknecht zur Hilfeleistung beigegebener Junge.
Kunstknecht — der Wärter der Wasserhebungs- und Fördermaschine.
Langen (Erze) — Erze abbauen und zu Tage schaffen.
Mächtigkeit — Breite, Dicke einer Erzlagerstätte.
Nachtschicht — siehe Schicht.

Ortsregister.




3 2044 017 932 831



